

Die Ritter vom Geiste.

Roman

von

Karl Gutzkow.

Sechste Auflage.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt des dritten Bandes.

Fünftes Buch.
(Fortsetzung.)

Sechstes Buch.

Siebentes Buch.

Fünftes Buch.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Der König und die Königin.

„Mein verehrter Freund," sagte Dankmar, den Fürsten aufklärend, der auf den Ruf, die königlichen Herrschaften wären sichtbar, sich in die Boskетts zurückgezogen hatte und erst nach einer Weile wieder auf die Terrasse zurückkehrte, „Du siehst, wie viel sich während Deiner Krankheit um Dich her begeben hat! Jede Stunde bringt Dir eine neue Aufklärung. Helene d'Azimont, das Bild, Rafflard, Ackermann, der Thurm, alles Das tritt wie aus dem Nebel wieder vor Deine gestärkten Sinne. So wisse denn auch, daß von den Ufern des Schwarzen Meeres die verwittwete Schwester der Gräfin d'Azimont hier angekommen ist mit ihren drei Kindern, diesen beiden vorlauten kleinen Schwätzern und jener ältern Olga, der mein Bruder, jetzt bei dieser Fürstin der ästhetische Honneurmacher, sogleich wie ein treues Windspiel nachgesprungen ist." — „Aber Rudhard? Rudhard?" rief Egon und drängte um Aufklärung über diesen ihm theuern Namen, den er in Lyon selbst geführt hatte. „Er hatte Helenen und ihre Schwester Adele erzogen. Sie kamen durch die Heirath mit dem Fürsten Wäsämskoi nach Odessa. Helene heirathete den Attaché Grafen d'Azimont und ist gespannt mit ihrer Familie. Der Fürst Wäsämskoi starb. Das alles weiß ich —" — „Rudhard begleitete die Familie, um die Kinder besser auszubilden, hierher." — „Rudhard ist hier?" — „Wir fürchteten Alle den zu lebhaften Eindruck, den diese Entdeckung auf Dich machen würde —" — „Um so mehr, als ihr Alle Rudhard's Urtheil über mich zu kennen scheint! Aus dem Munde dieser Kleinen hab' ich's ja vernommen!" Egon blickte voll Betrübniß.

Dankmar suchte die Thatsache, daß ihn Rudhard streng beurtheilte, zu mildern. „Mein Bruder," sagte er, „rühmt die pädagogischen Grundsätze des alten Pfarrers. Aber wie es mir scheint, hat auch dieser die Erfahrung gemacht, daß sich gegen die Natur nichts ausrichten läßt. Diese seine neuen pflegebefohlenen Kinder wachsen halbwild auf, biegen sich wie Weidengerten so und so nach seinem Willen, schlagen aber doch immer wieder in die Lage zurück, die ihnen die bequemste ist. Rudhard hat sich sogar an das Zarenthum gewöhnt. Ich finde den Fond von Poesie, den ich in dem Erzieher meiner Kinder voraussetzen möchte, nicht besonders reich bei ihm, ich denk' ihn mir als Director einer Cadettenanstalt an seinem Platze." — „Und doch muß ich ihn sehen!" erwiderte Egon. „Der Zerfahrenheit meiner späteren Erzieher, der Lüge, der Bosheit dieser Heuchler gegenüber, die eine jugendliche Seele konnten verderben wollen, steht er in meiner Erinnerung groß da. Ein Erzieher soll wie ein nur hölzerner Stecken sein, an dem die Blume des kindlichen Gemüthes sich aufrankt. Ich dagegen wurde von Schlingpflanzen umwuchert und mit ihnen emporgezogen zu einem künstlichen Gedeihen, das mich zwar schneller dem Sonnenlicht näher brachte, aber auch zu bald den Wurzeln die Kraft entzog."

Eine Weile hatte Egon in trüber Stimmung vor sich hin geblickt und das Haupt auf die Lehne der Bank gestützt, als eine muntere, helle Stimme ihn anredete: „Was? Durchlaucht? So sitzen Sie hier auf der Terrasse von Solitüde? Bewegung! Bewegung!" Egon blickte auf. Es war der Sanitätsrath Drommeldey, der in seiner immer gewählten Kleidung, wie ein eben zum Ball gehender Tänzer vor ihm stand, die Herren neben Egon mit zusammengekniffenen, forschenden Augen prüfte und sich über sein plötzliches Erscheinen an dieser Stelle dahin erklärte, daß er sich hätte überzeugen wollen, ob sein Reconvalescent die ärztlichen Vorschriften pünktlich befolgte. „Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Doctor!" sagte Egon und bat ihn Platz zu nehmen. — „Nein, nein! Sie müssen lustwandeln! Sich Bewegung machen, Durchlaucht. Was sitzen Sie da, das Haupt aufgestemmt und suchen sich einen Watteau, einen Claude Lorrain aus dem Fernblick zusammen! Sehen Sie nur die königlichen Herrschaften, die machen es anders! Da kommt die ganze Suite eben wieder her — Aber warum eilen Sie denn? Bleiben Sie doch! Hier! Hier! Es läuft ja Alles aus dem Park hierher — was wollen wir uns denn entfernen?" In der That hatte sich die Scene eigenthümlich verändert. Alles, was nur im Garten von Besuchern zerstreut war, lief aus den Wegen auf die Terrasse. Auch Kathinka und Sergei mit ihren Bedienten

kamen zurückgerannt, ohne Siegbert und Olga. Die überall sichtbare hintere Façade des Schlosses hatte allgemein bemerken lassen, daß sich aus den auf die Erde gehenden Fenstern eine Anzahl Offiziere und mit Orden geschmückter Herren auf die Terrasse begab. Ihnen folgte das Königspaar. Frau von Altenwyl die Oberhofmeisterin, Herr von Harder der Intendant der königlichen Schlösser und Gärten, viele Damen und Herren, die sich durch die kleine Allee von Orangenbäumen gerade dahin begaben, wo das Gitter bereits von einigen Lakaien geöffnet wurde.

Alles stellte sich in eine Kette theils an den Hecken, theils an dem Gitter auf, um den Zug vorüber zu lassen. Nur Egon mochte nicht bleiben und mußte fast gewaltsam von Drommeldey zurückgehalten werden; wenigstens bewogen ihn nur Aeußerungen, wie die: „Man hat Sie gesehen, man beobachtet Sie, ich bitte Sie um Alles, was wird man denken?" zum Bleiben. Egon stellte sich, als der Hof näher kam, an die eiserne Balüstrade. Drommeldey blieb neben ihm. Etwas entfernter, da sie bei der Absicht, gehen zu wollen, einen Vorsprung gewonnen hatten, stellten sich Armand und Dankmar. Die Bedienten Egon's waren eben im Eifer hingesprungen, ihm sein Taschentuch zu bringen, das er richtig auf der Bank hatte liegen lassen, und standen nun gleichfalls so, daß sie zu ihm zu gehören scheinen konnten und ihm Relief gaben.

Das eiserne niedere Gitter der Verbindungsthür der Schloßterrasse mit der allgemeinen für das Publikum bestimmten Hälfte der Terrasse war aufgegangen. Die Herrschaften kamen näher, grüßten die Umstehenden freundlich — die junge Königin mit einer besonderen Huld. Den König schien die Aussicht auf die friedliche Landschaft zu erfreuen. Er lenkte wieder nach dem Gitter zu, blieb jedoch stehen, als die Oberhofmeisterin etwas überlaut sprach. Die Gräfin Altenwyl führte der Königin die beiden kleinen Wäsämskoi's vor. Diese beiden Wildfänge waren nicht im geringsten blöde. Sie selbst hatten sofort die alte Dame, die in dem Garten ihrer Mutter sie besucht und sie mit so viel anstandsmäßiger Liebe geherzt und geküßt hatte, erkannt. Da, dachten sie, kann uns kein König der Welt verwehren, daß wir auf diese Dame zugehen und ihr sagen: Tante! wir sind auch hier! Gräfin Altenwyl, die den Bedienten erblickte, vermuthete, daß dies gar sauber gekleidete Mädchen und der kleine dreiste Junge in seiner Strohmütze und dem blauen Sammetkittel „hoffähige" Kinder waren. Um sich zu orientiren, rief sie den Bedienten näher. Da brauchte sie nur das Eine: Fürstin Wäsämskoi! zu hören, als sie schon in eine herzliche Bewillkommnung ausbrach und die kleinen Russen der Königin vor-

stellte. Die schlanke junge Dame, der zu ihrem zweifelhaften Glück, Königin zu sein, nur das wirkliche Glück, Kinder zu besitzen, fehlte, beugte sich liebevoll zu den Kleinen nieder und küßte ihnen die Stirn. Die Mutter hatte sich ja bereits bei Hofe vorstellen lassen und so war auch der königliche Gemahl über die Beziehung dieser improvisirten Kinder-Cour im Freien au fait und hatte heute Anregung, Lust und Laune genug, mit den kleinen Moskowitern einige russische Worte zu wechseln. Die Königin war glücklich über diese Idee ihres sonst an naiven Einfällen nicht reichen Gemahls. Sie erkundigte sich daher nur um so herzlicher nach der lieben Mutter und trug den Kindern auf, sie von der Königin zu grüßen, zu großer Freude des Bedienten, der auf diese Art einigermaßen die schlimmen Folgen der eigenmächtig gewagten Spazierfahrt nach Schloß Solitüde abzuwenden hoffte.

Inzwischen kamen die königlichen Herrschaften dem Gitter näher und entdeckten Drommeldey. Louis und Armand beobachteten in der Ferne mit großer Spannung die folgende, wahrscheinlich arrangirte Scene. Drommeldey, der bei Hofe wohlbekannte, fashionable Arzt der großen Welt, ließ sich wie jeder Sohn des Aesculap nicht von der Etikette binden, sondern schien es ganz in der Ordnung zu finden, daß er gelegentlich hier den Hof auf seinen Reconvalescenten, den Prinzen Egon von Hohenberg, aufmerksam machte. Die Suite trat näher und Egon wurde förmlich umringt und mit Beglückwünschungen überhäuft. Der Einzige, der Intendant von Harder, blieb zurück mit einem Antlitz, auf welchem die glänzende Genugthuung ausgesprochen lag, daß diese Natur hier, diese Terrasse, diese Aussicht gleichsam nur für sein Werk gelten durften. Bäume, Blumen, Weg und Steg, das Alles beherrschte Excellenz mit einem Blick, als wären sie Bundesgenossen seiner gewaltigen Kraft und die dienenden Stützen seines sich auf Thatsachen gründenden Einflusses. Die andern Cavaliere, die hatten hier gut zusehen, die mochten sich ärgern, wie Kurt Henning heute in seinem Lüstre glänzte! Wo hatten diese Kammerherren den königlichen Herrschaften eine Terrasse, eine Aussicht, einen Park wie diesen zum Genusse anzubieten? Herr von Harder hatte dieses Schloß zwar nicht gebaut, diese Orangenbäume zwar nicht gepflanzt, auch war dies Gitter sozusagen alt und die Hecken nicht mehr im neuesten Geschmack, aber es war Alles grün, die Luft war blau, die Wege waren schön geharkt, die Vögel zwischerten, die sich senkende Sonne blitzte golden, das mache einmal Einer von euch Kammerherren dem Geheimrath und Intendanten von Harder nach! Wenn ein Ball am Hofe ist, nun wohl, dann mag der Intendant der Musik

stolz sein! Wenn man auf die Jagd geht, tummle sich der Oberjägermeister! Hier herrscht die Excellenz Harder zu Harderstein! Hier darf ich allein, ich ganz allein die Mücken verjagen und auch die neue, freilich von meinem Inspektor Mangold erfundene Methode auseinandersetzen, die Mücken durch feine Luftspritzungen und kaum sichtbare Staubregengüsse zu tilgen!

Dankmar, der nicht sogleich vom Geheimrath, der ein ungemein kurzes Gedächtniß hatte und jetzt nur ganz in der lauschenden Aufmerksamkeit auf die Herrschaften lebte, wiedererkannt wurde, traute seinen Augen kaum, als sich die Suite plötzlich mit Egon und dem Sanitätsrath Drommeldey nach der Schloßterrasse zurückbegab. „Man entführt ihn förmlich!" — „Sehen Sie, wie freundlich die Königin mit ihm spricht!" — „Dieser Arzt hat ein leichtes Gewissen! Ich muß ihm dankbar sein für Egon's Wiederherstellung," sagte Louis. „Aber seit einigen Tagen zeigt er ein so frivoles Lächeln, er gefällt sich in so leichten Scherzen, — wenn diese Aerzte sich doch nur um uns bekümmern wollten, wenn wir krank sind, und uns nicht auch sagen wollten, auf welche Art wir gesund sein müßten!"

Die Suite war mit Egon im Schloß verschwunden. Kathinka und Sergei sprangen herbei und faßten Dankmar's Hand, um sich von ihm führen zu lassen. Dieser gab Egon's Bedienten die Weisung, sie sollten dem Fürsten, wenn er wiederkäme, als gemeinschaftliches Rendezvous das Ausgangsportal des Gartens bezeichnen. Als Dankmar und Louis mit den Kindern den Weg einschlugen, wo sie hoffen konnten, Siegbert und Olga wiederzufinden, geschah ihnen eine seltsame Begegnung. Ein sonderbares Paar, das sich in dem Eifer, die königlichen Herrschaften zu sehen, verspätet zu haben schien, rannte, man kann wohl sagen wie besessen, auf sie zu. Voran, keuchend, glühend vor Erhitzung, eine elegante dicke kleine Frau mit ceriserothem Shawl. Hinter ihr in gemessenerem, doch ebenso beflügelten Schritten ein junges Mädchen mit langen blonden Locken und einer von den Landesfarben gemischten Toilette. Dankmar kannte beide Damen nicht, aber die Kinder sagten, sie hätten schon unten am Teiche, wo die Schwäne waren, mit Siegbert und Olga gesprochen und sie kannten sie Beide wohl, da sie zur Mutter kämen. Den Namen wußten die Kinder nicht, sprachen aber von einem großen wunderschönen Buch, das einmal die eine Dame, die so schrecklich lief, mitgebracht und ihnen die darin enthaltenen herrlichen Bilder gezeigt hätte. Ganz in Gold wäre es eingebunden gewesen, sagte Sergei, und Kathinka fügte noch Sammet und Seide hinzu. Und die herrlichen Bilder! Und das schönste darunter hätte doch nur Siegbert gemacht! Dankmar, erfreut über die schöne Parteilichkeit der

Liebe, sagte sich: „Sollte Das Frau von Trompetta gewesen sein?“ Er sah sich noch einmal nach den beiden Damen um. Er konnte noch deutlich bemerken, wie sie an dem von den Lakaien wieder geschlossenen Gitter standen und wahrhaft schmachteten und sich verzweifelnd den Schweiß trockneten und tiefbekümmerte Blicke nach dem Schlosse hinüberwarfen. Es schien ihnen zuviel entgangen zu sein! Aber auch zuviel! Sie hatten Etwas versäumt, was unwiederbringlich verloren war.

Wie einer der an der Pforte haltenden Kutscher Dankmar'n eifrigst von fern grüßte, konnte dieser sich nicht besinnen, warum der betreßte Mann in seiner Ehrerbietung so eifrig war. So zerstreut war Dankmar, daß er vergessen hatte, wie der Kutscher der Fürstin Wäsämskoi Niemand anders als sein alter Freund Peters sein konnte. Peters, den er selbst nach dem vergeblichen Versuche bei Schlurck durch seinen Bruder bei Fürstin Wäsämskoi empfohlen hatte, Peters erschien ihm heute zum erstenmal in seiner überladenen Livree und wirklich bedurfte es des Bellens eines ihm wohlbekannten Hundes, um aus jenem geputzten Pagoden seinen alten Freund Peters, den Vertrödler seines Schreins, den unglücklichen Kellner vom Fortunaball herauszufinden. „Ei, Bello!“ rief Dankmar sich bald orientirend, schon in der Ferne, „thronst Du da oben wie ein gnädiger Pascha von zwei Roßschweifen, an denen Du wieder Deine Freude hast! Guten Tag, Peters! Guten Tag, Bello! Ihr seid da! Im Staat! So in Gold und Silber und wohlgenährt, daß ihr ganz stolz aussehet und Einer Respekt haben muß vor Euch und Euren Pferden.“ Peters warf sich in der That ganz behaglich in die Brust. „Machen wir Ihnen denn nun Ehre?“ sagte er. „Sie und Ihr Herr Bruder haben ja für uns Beide gutgesagt.“ Da Dankmar ohnehin hier an der Pforte zu warten gezwungen war, so kam er in ein Gespräch mit Peters, der in der Fortuna manche Erfahrung aus dem Sittenleben der Stadt gemacht hatte. Als ihnen ein Mann auffiel, der ein königlicher Garteninspektor zu sein schien, behauptete er auch diesen auf der Fortuna unter allerhand leichtem Volk gesehen zu haben. Armand hatte sich mit dem Mann in ein Gespräch eingelassen. Eben kam er näher. Er war einfach gekleidet in einen leichten grünen Ueberrock von Sommerzeug, mit weißer Halsbinde, leichten weiten, gelben Pantalons und Schuhen mit Nankinggamaschen. Der Ausdruck des Gesichts war ruhig und angenehm. Die Farbe blühend, sonnenverbrannt und gesund, der starke Bart blond. Das Kopfhaar, wie es schien, war nur noch spärlich. Dieser Mann konnte vierzig Jahre zählen und machte einen so wohlthuenden Eindruck, daß es Dankmar'n befremdete, ihn mit den uns schon genannten Bedienten des Herrn von Harder zu-

sammen genannt zu hören. „Mit denen hat sich dieser Mann noch vor drei Wochen in der Fortuna gemein gemacht" — erzählte Peters. „Oder," fuhr er fort, „wenn der Mann vielleicht nicht wissen sollte, wen er am Arm hatte?" Er nannte die Begleiterin dieses braven Mannes — Auguste Ludmer.

Noch erstaunt über diese Mittheilung, wurde Dankmar in das Gespräch gezogen, das Armand mit dem Garteninspektor angeknüpft hatte. Als Dankmar den Namen Mangold gehört hatte, mußte er ausrufen: „Sie sind doch nicht der berühmte Parkologe Mangold?" — „Parkologe? Berühmt?" entgegnete Mangold lachend. „Du lieber Himmel! Ja, ich werd's wohl sein." — „Weiß man nicht, daß Sie die rechte Hand des Geheimraths von Harder sind, Alles schaffen, Alles hervorzaubern, wofür er den Namen hergiebt und die Anerkennung einkassirt?" — „Das ist Dienstbrauch! Das ist in der großen Welt so wie in der kleinen." — „Sie haben am Rhein das Schloß Buchau hergestellt! Sie waren im Gebirge und haben Selkenthal zu einem Paradies umgeschaffen! Alles was sich in den königlichen Schlössern Schönes und Geschmackvolles findet, ist das Werk Ihrer Erfahrungen, die Sie in den Parkanlagen Englands sammelten. —" — „Da hab' ich einige Brocken aufgeschnappt, dann bin ich erst in die Dienste des alten Präsidenten von Harder getreten, hab' ihm Tempelheide für ihn und seine wilden und zahmen Mitbewohner, so weit sich etwas mit Tannen machen läßt, eingerichtet und ging dann durch den Sohn, als er Intendant der königlichen Schlösser und Gärten wurde, in Staatsdienste. Aber wenn ich Ehre und Ruhm genieße, so weiß ich's nicht. Ich lebe auf diesen einsamen Schlössern, bald hier, bald dort in der Stille. In den Gartenzeitungen — die halt' ich mir — ja da werd' ich genannt und manche Herrschaft hat mich schon verschrieben, um in einen Wald Schatten und Licht zu bringen — aber Das, dacht' ich, geht so in der Stille hin und ich bin froh, wenn mich nur die Blumen und die Bäume loben."

Dankmar, der Das, was er von Peters über Auguste Ludmer gehört, mit dem Eindruck, den er hier empfing, nicht vereinigen konnte, wagte einige Fragen, die zudringlich erscheinen konnten: „Bleiben Sie auch den Winter auf Solitüde?" fragte er. — „Nein," sagte Mangold, „ich soll ganz von hier fort und wieder an den Rhein. Ich werde Ober-Garteninspektor und bleibe in Buchau. Erst aber heirath' ich hier noch. Die Nichte der Kammerfrau meines Chefs, eine gewisse Ludmer." — „Sie heirathen die —" Der Name erstarb Dankmar'n auf den Lippen. Er stand wie sprachlos. Aber es war ihm jetzt nicht möglich, das Gespräch mit Mangold fortzusetzen und auf eine Erzählung

einzugehen, die Mangold über ein offenbares Arrangement der Geheimräthin, wobei der kindliche Mann getäuscht zu sein schien, begann. Denn eben schlug es sechs Uhr vom Schloß Solitüde und an der großen Eingangspforte des Gartens fingen die Menschen, Rosse und Wagen an sich zu einem förmlichen Knäuel zu verwickeln. Durch die aufwärtssteigende verlängerte Allee kamen vom Schloß herab erst einige zweispännige, dann vierspännige Wagen, zuletzt ein sechsspänniges Gefährt mit den königlichen Herrschaften selbst. Alles, was im Park bisher zerstreut gewesen, lief und drängte sich zur Hauptpforte, um diese Abfahrt noch mit anzusehen. Auch die kleine runde Dame, die sich hier schon wieder verspätete, kam von der Terrasse gelaufen, in einiger Entfernung von der jungen Begleiterin mit den blonden Locken, die langsamer folgte. Ob die freundliche Verbeugung der jungen Königin diesen huldigungsbeflissenen Damen vorzugsweise galt, ist schwer zu sagen. Die Damen hielten mitten in ihrer Eile auf und verneigten sich mit holdseligen Geberden, indem sie mit Einer Hand gleichsam eine die andere näher heranziehen und dem Hofe mit der andern sagen wollten: Wir sind Beide da! Endlich waren die Herrschaften abgefahren und die kleine runde Dame, in welcher Sanitätsrath Drommeldey Frau von Trompetta begrüßte, hatte nun Gelegenheit, die minder bedeutenden Menschenkinder zu betrachten, die sie hier versammelt fand. Drommeldey lobte ihre rasche Beweglichkeit, tadelte diese aber an Fräulein von Flottwitz. „Ihnen, liebe Trompetta," sagte er, „kann einmal ein solcher Wettlauf mit sechs Pferden nichts schaden; aber Sie, mein liebes Fräulein, bedürfen Schonung und verlangen keine Amazonenkur." Die Trompetta sprach von ihrem unglücklichen „Guignon" auf der Terrasse. — „Wollten Sie," sagte Drommeldey, „die Herrschaften an Ihr Gethsemane erinnern?" — „Ach," antwortete die Trompetta, „es liegt allerdings noch auf dem Nähtisch der Königin! Man blättert darin und kann sich nicht entschließen, eine Summe daran zu wagen, die mich der Weitläufigkeit einer Lotterie überhebt." — „Ich bin für die Lotterie, Frau von Trompetta," sagte Drommeldey schon im Einsteigen. — „Warum sind Sie für die Lotterie, Sie heidnischer Sanitätsrath? Geben Sie mir doch Ihren Rath! Warum?" — „Weil Ihnen das Anbringen der Loose von einer vortheilhaften diätetischen Wirksamkeit sein wird. Wenn der Hof das Gethsemane nicht ankauft, ersparen Sie eine Badereise." Frau von Trompetta hielt den allo-homöopathischen Sanitätsrath fest. „Es ist eine Intrigue gegen mich im Werke," sagte sie, „ich weiß es — die Altenwyl — gestehen Sie mir's, Drommeldey!" — „Behüte, kein Mensch intriguirt, als ich," sagte dieser. „Beruhigen Sie sich,

Frau von Trompetta! Sie haben den Titel Gethsemane in meinem Sinne gewählt. Es sind in dem Oelgarten Thränen geflossen und von der Angst der Jünger ist viel daselbst gewehklagt worden. Ihre nächste Sammlung muß heißen: Das Schweißtuch der heiligen Veronica. Aus diätetischen Gründen und zur Beruhigung für Ihre Freunde dürfen diese Lotterieen und die Mühen des Absatzes der Loose für Sie nicht aufhören. Adieu, liebe Missionärin!" Mit diesen für Frau Trompetta mannigfach verletzenden Worten fuhr Sanitätsrath Drommeldey, mit einer freundlichen Handbewegung zu Prinz Egon, rasch davon. Frau von Trompetta hörte glücklicherweise diese Spottreden nur halb. Ihre kleinen neugierigen Augen verschlangen den Prinzen Egon und Dankmar Wildungen. Einer von Beiden war Prinz Egon und Einer Dankmar Wildungen. Friederike Wilhelmine von Flottwitz entschied sich für Dankmar und hielt diesen eigentlich für den Prinzen, die Trompetta meinte ganz Dasselbe, drückte es aber so aus, daß sie den Prinzen für Dankmar hielt. Da bemerkten sie Siegbert, der mit den Wäsämskoi's eben aus der Allee heraustrat. Das war ein Nicken, ein Grüßen und Winken mit der Hand! Siegbert sprang hinzu, um vielleicht noch einen Befehl zu vernehmen. „Welches ist der Prinz?" rief sie. Arme, arme Trompetta! Die Ungeduld Deiner Pferde brach dies rührende Waldgespräch gerade an so wichtiger Stelle ab! Die Füchse waren wie ihre Herrin von den Sechsspännern angesteckt und liefen ihnen ohne Aufhalten nach, mitten in einem Dankgebet, das die Sammlerin des Gethsemane eben unter den grünen Wipfeln der Eichen für Egon's Genesung anstimmen wollte — und nun kein Wort an Olga Wäsämskoi, kein Gruß, keine Frage mehr an Siegbert, und da jener Dankmar — und das Alles abgebrochen durch die wilden Rosse! Es war geschehen, die Pferde zogen an und der ärgerliche Kutscher ließ sie laufen. Von Wilhelminen von Flottwitz blieb ein Blick an Dankmar'n hängen, der Manches sagen konnte. Die rasche Wendung war der Wirkung dieses Blickes günstig gewesen. Weil er ganz „um die Ecke" links ging, bekam er eine Kraft, sozusagen eine Emaille, die ihm so blendend in die Augen widerblitzte, daß er lachend sagte: „Himmel! War denn das Die? Die? Sie? Die Retterin des Vaterlandes! Die Eine, Einzige!" Und als Siegbert sagte: „Die vielbesprochene Flottwitz!" rief er:

„Es blieb an mir nur noch ihr Abschiedsblick,
Ein Sommerfaden an der Trauerweide hängen!"

Die jungen Männer empfahlen sich den jungen Wäsämskoi's. Olga, entzückt von dieser frischen rührigen muthigen Männerwelt, schlug den blauen Schleier ihres Hutes so dicht vor ihr Antlitz,

daß man nichts von ihr sehen konnte als die zierliche Gestalt. Sie schien mit Siegbert zu schmollen, kehrte Allen den Rücken, beantwortete keine Höflichkeit Dankmar's, wich jeder Absicht Egon's, sich ihr vorstellen zu lassen, aus, saß aber im Wagen doch so sicher, fest, fertig, als wäre sie schon neunzehn Jahre, während sie doch nur fünfzehn zählte. „Sie schmollt, daß ich nicht in ihrem Wagen zurückfahre!" sagte Siegbert.

Egon begann nun zu erzählen. Noch einmal sah er kopfschüttelnd auf das Schloß zurück, das von einigen Sonnenstrahlen, die sich durch die vom Wind heraufgetriebenen Wolken drängen konnten, glühend erleuchtet war. Die hohen Kronen der Bäume der Allee schwankten. Es wehte ein kühler Zug. Der Abend schien nicht so freundlich den Tag zu enden, wie dieser begonnen hatte. Egon knöpfte seinen Frack zu und ließ seinen Mantel über sich breiten. „Was mir soeben widerfahren ist," sagte er kopfschüttelnd, „das muß ich eine merkwürdige, überraschende Ehre nennen. Es ist eine Ehre gewesen, die eigentlich nicht mir, sondern meinem Namen, der Erinnerung an meinen Vater galt und in diesem Sinne, gesteh' ich, hat mir das Erlebte einen wohlthuenden Eindruck gemacht. Ich bin kein Aristokrat, habe aber gefühlt, wie ernst, wie bedeutungsvoll der Beruf des Adels ist, wenn er seine Aufgabe recht verstehen wollte." — Louis Armand wandte sich und sah nach den sie verfolgenden Wolken. — „Ja, ja, Louis! Ich bin nun doch durch und durch Aristokrat geworden. Ihr sprecht von einer Genossenschaft des Geistes? Ja, ich bin schon der Paladin einer Tafelrunde. Der Adel ist ein solcher Bund, wie ihn Dankmar bezweckt, und stellt ihn von Natur dar. Wenn man, um vollkommener Mensch zu sein, sich von den Menschen, wie sie gewöhnlich sind, abzusondern haben soll, so hat die Geschichte hier schon von selbst eine solche Absonderung erzielt. Richtig verstanden muß der Adel eine Aufforderung sein, sich ganz besonders auszuzeichnen." — „Wo man weiß," fiel Siegbert ein, „daß man die Ehre eines gefeierten Namens gleichsam wie ein Fideicommiß zu verwalten hat, da wird man sein persönliches Verdienst nur in der Beförderung eines gleichsam anvertrauten objectiven Gutes finden. Man wird sich blindlings in Gefahren stürzen, weiß man doch, daß die Gattung, zu der man gehört, erhalten bleibt. Man wird schon eine Linie der Thaten und Auszeichnungen bei seiner Geburt vorfinden, der man nur nachzugehen hat, um zu bedeutenden Zielen zu gelangen. Hätte der Adel das Bewußtsein seines wahren Werths immer nur darin gefunden, der geborene Vorkämpfer der Volksrechte zu sein, wir würden ein solches geschichtliches Institut segnen, statt ihm für seine Anmaßung und die

ausschließliche Bundesgenossenschaft mit den Unterdrückern zu fluchen." — „Gott sei Dank," sagte Dankmar, der ganz erstaunt zugehört hatte, „daß Dein aristokratischer Rebus diese Pointe hatte! Ich glaubte schon, das berühmte Fräulein von Flottwitz hätte es Dir mit einem ihrer Blicke links um die Ecke angethan." — „Wer war das blonde Fräulein?" fragte Egon. — „Das Mitglied einer sehr achtbaren Kriegerfamilie," sagte Dankmar. „Die Flottwitz datiren sich auf die ersten ruhmwürdigen Entfaltungen unserer Fahnen zurück und bevölkern auch schon die Cadettenhäuser für unsere zukünftige Glorie. Das blonde Fräulein hat den weiblichen Reubund gestiftet und steht an der Spitze der großen Demonstrationen mit patriotischer Hingebung und wollenen Socken. Sie ist eine Schwärmerin, wie nur je eine unter dem Drudenbaum saß und in einem Anfall von landeserrettender Verzückung ausrief: Mein ist der Tzako, mir gehört er zu! Sie vertritt die Prinzipien der politischen Stabilität, wie die quecksilberne Frau von Trompetta die der religiösen." — Egon fiel ein: „Was sich in dieser Stadt nicht Alles zusammenfindet! Was hier nicht Alles auf Unsterblichkeit oder das Narrenhaus speculirt!" Indessen theilte er Cigarren aus und gebot dem Kutscher, trotz des sich verdüsternden Himmels, langsam zu fahren. Er begann wieder:

„Wie ich mich rückwärts an das Gitter der Terrasse lehne, treten die königlichen Herrschaften auf Drommeldey zu, den sie huldvoll grüßen. Ew. Majestäten erstaunen, einen Arzt auf der Terrasse von Solitüde die reinste Luft der Monarchie schöpfen zu sehen, sagte er. Mein Patient, Fürst Egon von Hohenberg, ist schuld, daß ich ein so seltenes Glück genieße. Ich mußte mich natürlich jetzt verbeugen und meine Zurückgezogenheit entschuldigen. Mit großer Güte sprach die Königin von meiner Krankheit, an welcher jeder Fühlende theilgenommen hätte. Der König erinnerte sich, daß ich zuweilen bei ländlichen Festen mit ihm hätte spielen dürfen und zeigte mir an der Stirn die Narbe eines Steins, von dem er behauptete, daß ich davon die unschuldige Veranlassung gewesen wäre. Er begrüßte mich herzlich wie einen alten Kameraden und nun war die Königin ihrerseits erst recht erfreut, den hohen Gemahl so angeregt und von seinen Erinnerungen an die Jugend und jene Narbe ergriffen zu sehen. Da ich etwas verlegen und einsylbig antwortete, so glaubte eine alte Hofdame, die der Königin nahe stand, ich wäre vielleicht heimischer in der französischen Sprache und wußte es so geschickt einzufädeln, daß die Conversation plötzlich vom Deutschen ins Französische übersprang und mehrere Herren, Militärs und Civilisten, theilnahmen. Daß ich wie das sonderbarste Wunder der

Welt betrachtet wurde, das ersah ich wohl und fühlte die Nothwendigkeit, mich nicht zu zaghaft, nicht zu schüchtern zu gebehrden. Ich trat mit den Reminiscenzen meiner frühern, vorgenferischen Zeit heraus. Dadurch ergab sich wie von selbst, daß sich der Zug in eine halb stehende, halb gehende Bewegung setzte und wir unter die Orangenbäume zu wandeln kamen. Der König, der eine deutsche Gesinnung prononcirte, begann aufs neue in den vaterländischen Lauten und Alles schien erfreut, zu bemerken, daß der Sohn eines alten Generalfeldmarschalls, der so vortrefflich Deutsch, wenn nicht zu sprechen, doch zu fluchen verstand, nicht aus der heimathlichen Art geschlagen war. Unter solchen mehr oder weniger abgerissenen kürzeren oder längeren Bemerkungen standen wir vor den geöffneten großen Fensterthüren der unteren Säle des Schlosses. Mon Prince, sagte die Königin mit Anmuth, finden Sie hier nicht einige Erinnerungen an Ihre Kindheit —? Was soll ich ihre Worte wiederholen! Sie bedeutete mich, einen Blick in die Säle zu werfen und nachzusehen, ob dort nicht angenehmere Erinnerungen für mich wären, als die an einen Stein, den ich einmal unglücklicherweise an die Stirn Sr. Majestät geworfen hätte. Ich war befangen, wußte nicht, was sie meinte und trat einem der Säle näher. Die Herrschaften gingen voraus. Ich erblickte ein Ameublement von größtentheils schwarzem gothischem Hausrath, der dem ohnehin der Sonne abgewendeten Zimmer etwas ungemein Düsteres gab. Noch besann ich mich, was man meinen mochte, als eine kleine Uhr einen Choral zu spielen begann. Nun besann ich mich. Ich war auf Hohenberg, in den Zimmern meiner Mutter, die Erinnerungen der Knabenzeit tauchten in meinem Gedächtnisse auf, und ich gestehe Euch, ob es nun die Rückwirkung meiner noch physischen Schwäche gewesen oder die Macht der kindlichen Erinnerung, wie da die kleine Uhr auf einer schwarzen Console mit weißen Marmorfüßen den Choral spielte, dem ich oft als Knabe so neugierig gelauscht hatte, trat mir eine Thräne in die Augen und kaum erblickte man meine Rührung, als sich auch die Königin und alle Damen abwendeten, um zu weinen. Gesammelt ergriff zuerst der König wieder das Wort und sagte: Mein lieber Fürst, es war ein Lieblingswunsch der Königin, auf einem unserer Schlösser die Einrichtung der Fürstin Amanda von Hohenberg, von welcher man so viel Geschmackvolles und Sinniges gehört hatte, zu besitzen. Jetzt kennt die Königin kein angenehmeres Gefühl, als dem Sohn, dem schon die frommen Klänge dieser Uhr die ganze unersetzbare Seligkeit der Jugendzeit zurückrufen, die Freude zu bereiten, die Ausschmückung dieser Zimmer wieder dorthin zu verpflanzen, von wo eine allzu große Indis-

cretion und Uebereilung unserer Seits sie vor einiger Zeit entführte, ehe noch der Befehl dazu gegeben war. Die Bewegung, die diese schönen, zart und rücksichtsvoll gesprochenen Worte im Saale hervorriefen, war um so mehr eine echte, als ich bemerke, daß sie auch auf Euch einen Eindruck machen. Meine Situation gesteh' ich, war peinlich. Sire, sagt' ich, mich fassend, mein guter Vater war ein so braver Patriot und hat in seiner Weise dem Vaterlande und Ihrem Hause so ruhmwürdige Dienste geleistet, daß es die Güte Ihres Herzens zu sehr in Anspruch nehmen hieße, wenn ich zugeben wollte, daß Sie alle kleinen Schattenseiten seines Charakters, welche die Welt gekannt hat, mit dem Mantel der Liebe bedecken wollten. Wenn dieses Zimmer Ihnen die Erinnerung an einen alten Krieger zurückruft — Nein, nein! unterbrach die Königin meine Ablehnung des sinnigen Rückgeschenkes. Ich würde mir Vorwürfe machen, Prinz, wenn ich die stille Geistersprache, die durch diese scheinbar todten Geräthschaften eine Mutter mit ihrem Sohn reden kann, stören oder unterbrechen wollte. Nein, nein, Prinz, zur Feier Ihrer Genesung gestatten Sie uns, da wir hören, daß Sie Ihre Güter unverändert behalten wollen, diese Einrichtung dort wieder aufstellen zu lassen, von wo aus sie ein übergroßer Eifer, der uns Alle erschreckt hat, zu rasch, zu verletzend für uns Alle entfernte. Dabei fiel der Blick der Königin auf eine lange hagere, erst süß lächelnd, dann wie angedonnert stehende Figur —" — Dankmar sagte ganz für sich: „O weh!" — Egon fuhr fort: „Auf einen hagern sterngeschmückten Mann, der bisher eine höchst selbstzufriedene Rolle gespielt hatte und wahrscheinlich der Intendant der Schlösser und Gärten, mein schlimmer Freund, Herr von Harder, war. Sämmtliche Kammerherren und Offiziere bissen sich auf die Lippen. Es that Allen wohl, nach einem Moment der Rührung sich durch eine kaum unterdrückte Schadenfreude humoristisch zu erholen. Auch ich nahm nun die Angelegenheit heiter, erklärte, wenn man die Gnade haben wollte —" — „St!" rief jetzt Dankmar, unterbrach Egon und blinkte mit den Augen nach Etwas, was sich hinter ihnen begab und was von ihm, da er mit Louis rückwärts saß, leichter gesehen werden konnte. — „Was ist?" fragte Siegbert und lehnte sich rückwärts über den Schlag hinaus. In diesem Augenblick schoß ein zweispänniger Wagen im vollen Lauf vorüber, mit den bekannten beiden Bedienten Ernst und Franz. Die Excellenz von Harder! Unmuthig, die schwarzen Augenbrauen tief heruntergezogen, lag sie in dem Wagen, die Arme über einander gedrückt. Auf dem Bock saß neben dem Kutscher zu Dankmar's Bedauern der Garteninspektor Mangold, der freundlich und heiter seine Mütze zog und die Gesellschaft

grüßte, während der mit Mangold's geistigen Kälbern pflügende Hofmann Dankmar'n, den er in seinem Glücksrausch auf der Terrasse nicht gesehen hatte, jetzt in seinem Mißgeschick vollkommen erkannte und den spöttischen Gruß, den ihm der Entführer des Bildes, der Mitverschworene Melanie's, mit großer Beflissenheit zuwarf, mit einem kaum achtenden Griff an seinen Hut erwiderte. Die Miene eines Hofmanns, der für sich da so ganz allein mit einer langen königlichen Nase in stiller Einsamkeit vorüberfuhr, war in dem Grade komisch, daß Alle lachten und sich befreit fühlten von dem beklemmenden Eindruck, den die Erzählung des jungen Fürsten hervorgerufen hatte.

Egon setzte noch hinzu: „Nach einigen allgemeinen Bemerkungen bat ich die Majestäten um die Gnade, mich nächstens im Schlosse vorstellen zu dürfen und empfahl mich mit Drommeldey, der mich draußen auf der Terrasse erwartete unter den herzlichsten Glückwünschen für meine Genesung. Der Schalk hat mir indessen gestanden, daß mein Abenteuer nicht ganz zufällig war." — „Die Bedienten," bestätigte Dankmar etwas bitter, „die dort eben vorbeifuhren und der Mann in der Mütze auf dem Bock, ein Garteninspektor, waren im Einverständnisse. Sie haben zum Schlosse hinauf das Zeichen unserer Ankunft gegeben." — „Das ist mir," sagte Egon, „das einzige Verdrießliche an dem Vorfall, der an und für sich mir wohlgethan hat."

„Warum wollen Sie diese Verabredung verdrießlich nennen?" sagte Siegbert, der sein Mildern, Ausgleichen, Versöhnen nicht lassen konnte. „Ich bin kein begeisterter Monarchist, aber ich finde die Aufmerksamkeit artig und bin überzeugt, daß dies Abschütteln einer doch nur vom Verwalter der Hoffinanzen formell verstanden gewesenen lästigen Acquisition, des Mobiliars Ihrer Mutter, allgemein die Gesellschaft entzücken wird." — „Das Gute daran ist besonders auch die Nase der Excellenz von Harder," sagte Dankmar und zündete sich aufs neue die ausgegangene Cigarre an. „Die Bedienten," fuhr er fort, „waren wohl nicht aufgestellt, weil sie den Gefangenen vom plessener Thurm, sondern mich, den Begleiter von Melanie, kannten. Jetzt erinnere ich mich der langen Hälse und Zeichen, die diese Schlingel machten, als wir am Portal hielten!" — „Wunderliche Welt!" sagte Egon kopfschüttelnd. „Was sich da Alles wie ein Schneehaufen zusammengeballt hat und nun so einfach am Sonnenstrahl eines königlichen Wortes auseinanderschmilzt! Ich werde Dich bitten, lieber Louis, daß Du Heunisch veranlassest, seine Rückreise um einen Tag aufzuschieben und die ganze Bescheerung mit nach Hohenberg zurückzunehmen." Louis deutete an, daß er diesen Auftrag gern besorgen würde.

„Ja, ja, Louis," fing nun Egon zu scherzen an, „nun sind wir im Netz. Nicht wahr, jetzt werd' ich mich wie Euer Barnave, Du kennst die Revolutionsgeschichte besser als ich, für die schönen Augen meiner Königin opfern und mit Blondel singen: O Richard, mon roi, si l'Univers t'abandonne — Das denkst Du doch?" Louis machte eine Bewegung, die allenfalls sagen konnte: Allerdings! — „Wenn ich auf Drommeldey hören wollte," sagte Egon, „so war dieser königliche Gnadenact ein Aufruf an meine Loyalität, der etwa soviel heißen wollte, als: Bester Hohenberg, Sie haben sich in der Welt umgesehen, man beobachtet Sie, man erwartet Etwas von Ihnen; wir brauchen Freunde, tummeln Sie sich, machen Sie keine dummen Streiche, wählen Sie vernünftigen Umgang, verwirren Sie die Debatte nicht durch neue sogenannte moderne Gesichtspunkte und dergleichen Thorheiten mehr!" — „Die Aerzte sind Optimisten," sagte Dankmar. — „Er gestand mir kürzlich schon am Krankenbett," bestätigte Egon, „daß er zum Reubund gehörte und versicherte mich, ich sollte ihn darum nicht für geschmacklos halten. Er sprach wie einst Schlurck im Heidekrug. Es gäbe Zeiten, wo man das Auffallende mitmachen müßte, um nicht selbst aufzufallen. Er deutete an, ich sollte mir eine politische Stellung machen. Daß er, als seine List gelungen war, sie sogleich eingestand, beweist eine gewisse Gutmüthigkeit." — „Herr Dankmar glaubt eine Candidatur für den Prinzen Egon von Hohenberg aufstellen zu können," fiel Louis Armand ein. „Wie nun, wenn der junge Staatsmann auf der Tribüne stünde, für die Rechte der Völker sprechen wollte und in demselben Augenblicke fielen ihm die weinenden Augen seiner Königin ein?" — „Du regst eine Frage an, lieber Louis," sagte Egon, „die durchaus nicht persönlich, sondern principiell ist. Ich halte es allerdings für schwierig, sein Verhältniß zur freisinnigen Erörterung politischer Zustände mit jenem Maß von Achtung in Einklang zu bringen, das man denn doch der Monarchie und ihren Traditionen zollen muß. Ist der monarchische Begriff unvollkommen vertreten, hat man es mit schroffen, anmaßenden Fürsten zu thun, so wird uns der Kampf gegen das Uebermaß ihrer Prärogative leicht werden. Aber schmerzlich ist es allerdings, mit liebenswürdigen Persönlichkeiten in einen principiellen Conflict zu gerathen." — „Ein anständiger Republikaner," bestätigte Dankmar etwas ironisch und meinte es dennoch ernst, „ist allerdings zu bedauern. Man will nicht dastehen, als hätte man seinen Knigge nicht gelesen. Die Henker sogar haben in der Geschichte, ehe sie die traurige Kunst ihres Schwertes zeigten, gewisse Personen vorher um Entschuldigung gebeten."

Dankmar besprach die beiden Nachwahlen für Justus. Ein Mitbewerber war jener Major, dem der König das Pianoforte für seine Tochter geschenkt hatte. „Verkehrte Welt!" rief Egon nach Erzählung dieser Anekdote. „Hier haben wir noch die arkadischen Sitten patriarchalischer Zeiten, dort nagt schon Alles die Zweifelsucht in Millionen zusammenhangloser Atome! Nenne uns Einer das Zauberwort, das neue Menschen schafft, die für die alte Welt passen, oder eine neue Welt, die die alten Menschen nimmt, wie sie einmal sind! Nichts schickt sich mehr ins Andere. Der Stoff, der Jahrtausende lang die Herzen kittete und band, scheint verbraucht. Die Eckfteine sind verworfen und wo giebt es neue? Das Todesbeil kann kein Leben schaffen. Aus dem Blut der Geopferten steigt immer nur die Rache auf. Kein Segen blüht da, wo einmal geflucht wurde. Geht die Menschheit nicht die richtige Bahn, wer ergreift die Zügel und schleudert das Gefährt auf die Seite, wo keine Abgründe drohen? Ich suche eine Formel, eine Lehre, die größer ist als alle Könige der Welt und vor welcher die Könige und Bettler zugleich anbeten und niederfallen müßen! Pflicht! Pflicht! Trätest Du aus den Wolken und zögest wie eine entschwebende Glorie über die Erde hin, daß Alle ihre Hände ausstreckten und riefen: Bleibe bei uns! Verspottet mich nicht, Freunde, die Scene mit dem Königspaar hat mich so aufgeregt, daß ich Thränen weinen möchte, wie Alles so verkehrt geordnet, so toll verwirrt, so unauflöslich und unentwirrbar ist. Ist es nicht erschütternd, daß wir Vier, die wir die Dinge, wie sie jetzt gehen, mit gleicher Aufrichtigkeit hassen, uns doch nicht vereinigen können über den Weg, wohin sie gehen sollen? Da ein Communist, hier ein Radicaler, Freund Siegbert, wie ich schon hörte, als wir auf die Terrasse stiegen, ein idealer Socialist, und ich —"

In diesem Augenblicke ertönte in der Ferne ein greller Pfiff. Der Kutscher hieb so heftig in die Pferde, daß der Ruck, den der Wagen dadurch erhielt, Egon's fernere Rede unmöglich machte. „Die Eisenbahn!" riefen die Bedienten sich überneigend. Man sah in der schon merklich vorgeschrittenen Dämmerung den Rauch einer daherbrausenden Locomotive. Der Kutscher wollte ihr zuvorkommen und noch den Durchschnitt der Bahn gewinnen. Aber schon fanden sie die Barrière verschlossen und mußten inne halten.

Wie sie so still hielten, kam von der andern Seite mit eben derselben Schnelligkeit eine Gesellschaft zu Pferde. Auch sie glaubte noch das Schließen der Schranken überholen zu können, kam aber ebenfalls zu spät. In einer vom dunkeln mit Wolken gemischten Abendroth widerstrahlenden malerischen Beleuchtung

nahm sich die Cavalcade, an deren Spitze eine Dame hielt, schön aus. Wenn der Herbst ohnehin reich an malerischen Wolkenmomenten ist, so hatten sich gerade heute dunkelrothe, blaue und gelbe Farben zu einem Hintergrunde geeint, aus welchem sich diese Rosse, diese Reiter und diese Amazone mit der lebendigsten Wirkung abhoben. Dazu rollte in weiter Ferne der Donner. Ein leichter Blitzschimmer zuckte zuweilen durch das dunkle Gewölk, das jene Reitenden nicht zu achten schienen.

Wie die Amazone in einem schwarzen Sammetrock mit lang herabhängender Schleppe und einem Männerhut, der ihr jedoch mehr im Nacken, als auf der Stirn saß, so gewaltsam mit ihren Begleitern heransprengte, daß im Augenblick, als die Schranken geschlossen wurden, die Pferde fast auf die Kruppe zu stehen kamen, erkannten die Brüder Wildungen Melanie Schlurck. Egon, der von der Schönheit dieser majestätischen und in der grellen Beleuchtung des farbenreichen Abendhimmels doppelt blendenden Erscheinung mächtig ergriffen wurde, entdeckte sogleich, daß die Brüder die Reiterin kannten. Dankmar, statt ihm zu sagen, wer sie war, fragte, ob er sich nicht einer ähnlichen Scene bei Hohenberg im Walde erinnerte? „Wohl!" sagte Egon, „Ja, das ist Dieselbe, die uns in dem Augenblick begegnete, als uns von unserm Wägelchen der junge, rothhaarige Führer durchging, Schlurck's Schreiber —" — „Und dies ist Schlurck's Tochter, die schöne Melanie, wie man sagt die Verlobte jenes jüngern Mannes, der ihr zur Seite reitet, des Stallmeisters Lasally. Ich täusche mich nicht, es sind dieselben Herren wie damals. Der Justizdirektor Herr von Zeisel und der Banquier Reichmeyer — die Andern kenn' ich nicht." Siegbert grüßte über die Barrière hinüber, nicht minder bewegt, wie Dankmar, der beim Anblick des schönen, ihm zu jeder Stunde so liebevoll und freundlich gewesenen Mädchens seine gewöhnliche Selbstbeherrschung verlor und nicht jede Frage verstand, die Egon an ihn richtete.

„Die Locomotive kommt," sagte Louis, „die Dame ist der Barrière zu nahe." Und Egon, sich auf den Anblick dieses Mädchens in jener Mondnacht, wo sie im Nachtkleide zum Fenster seines Schlosses in Hohenberg hinausgeblickt, von neuem wohl besinnend und ergriffen von der Möglichkeit, daß das Roß des schönen Mädchens scheuen könnte, sprang auf und rief hinüber: „Ich bitte Sie, Fräulein! Reiten Sie zurück!" Reichmeyer und Zeisel zogen unablässig den Hut und schienen ganz die Meinung des Prinzen zu theilen. Und Melanie lehnte sich von ihrem englischen Sattel ein wenig seitwärts, um die donnernd heranbrausende Locomotive nicht zu sehen und kehrte ruhig lächelnd

und für die bewiesene Theilnahme sich leicht verbeugend, als der Zug vorbei war, wieder in ihre alte Stellung zurück. Lasally hielt ihr die Zügel, ein Dienst, den sie verhindern zu wollen schien. Die Schranken wurden geöffnet. Egon's Pferde zogen an. Melanie mit einer eigenthümlichen Befriedigung auf Dankmar, Siegbert und den ihr bisher nur in einer Blouse bekannt gewesenen, also jetzt endlich, endlich sichtbaren Prinzen Egon herablächelnd, sprengte nicht ohne einen eigenen fast bittern Ausdruck an ihnen vorüber. Die Andern folgten — außer Herrn von Zeisel, der am Wagenschlage seiner Herrschaft hielt und um die Befehle der Durchlaucht bat, ihm Glück wünschend zur ersten Ausfahrt.

„Bei diesem Wetter reiten Sie?" fragte Egon. „Wir werden einen Sturm haben." — „Grillen eines schönen Mädchens, Durchlaucht!" sagte Zeisel etwas verlegen. — „Sagen Sie diesem Mädchen getrost, daß sie ein Engel ist! Kommen sie doch morgen mit Heunisch früh zu mir. Ich habe Aufträge für Sie! Grüßen Sie die Amazone! Verspäten Sie sich nicht!" Herr von Zeisel ritt in etwas unfreiwilligem Galopp seiner Gesellschaft nach. Egon blieb einen Augenblick aufgerichtet im Wagen und hielt sich, da die Federn schwankten, an der Rücklehne fest. Am schwarzdunkelblauen Hintergrunde nahmen sich die Reiter wie die Boten des Sturmes aus. Ein Blitzstrahl zuckte über Melanie hin, eben als sie sich ebenfalls noch einmal umwandte. Der Schimmer erleuchtete bläulichweiß ihre edel geformten Züge, in denen Siegbert, leise zum Ohr des Bruders gewandt, etwas Kummervolles entdeckt haben wollte, das ihr sonst fremd war. Egon konnte, als sie weiter fuhren, nicht begreifen, wie ihm diese Erinnerung je hatte schwinden können. „War es die Sorge um die Störung durch den närrischen Einfall Deines Begleiters," sagte er, „oder lebten meine Gedanken nur in Dem, was ich auf dem Schlosse meiner Eltern vorhatte." Die Brüder Wildungen sahen, von ihrer eigenen Liebe getroffen, zu Boden.

Wie es zwischen jungen Männern zu geschehen pflegt, ihre Gespräche beginnen mit dem Universum und hören mit den Frauen auf. Es ist das einzige Thema, wo sich alle Parteien rasch verständigen und über den Begriff des Schönen soviel Nüancen zulassen, wie nie über einen ideellen andern Gegenstand. „Louison hatte Alles, um zu gefallen," sagte der Fürst. „Augen, die nicht unstät umirrten, Augen, die, wenn sie empfand, stillstanden und Den, den sie ansah, ganz in sich aufnahmen, ja hinüberzogen wie in eine träumerische Vergessenheit aller Dinge. Louison hatte die schönsten Zähne und lachte doch selten! Wer die Eitelkeit der Frauen kennt, wird begreifen, was es heißt schöne Zähne haben und nicht jedes Wort mit einem Lächeln

begleiten. Stieg ihr dann der Schalk in den Nacken, wie konnte sie ausgelassen sein! Wie schlug sie den Arm um meine Schultern und blies mir wie ein Kind, welchem Stäubchen ins Auge geflogen sind, so von der Stirn jede Wolke des Unmuths! Da konnte sie sich schmiegen, der zarten lieblichen Gestalt Wendungen geben, wie der Knabe einer Weidengerte. Wenn ich zürnte und über Mancherlei schmollte, war's da nicht wie mit der Blume im Topfe, die der Sonne zugewendet blüht? Man dreht den Scherben um, läßt die Blumenkrone in den Schatten sehen und in wenig Stunden langt sie mit ihren Armen doch schon wieder nach der Seite des Lichts hin! Ich will Louison's Andenken nicht entweihen und von ihrem Kusse sprechen. Aber das kann ich ihren Zärtlichkeiten nachsagen, Louis, daß sie die Eingebungen des Herzens waren. Jede Zärtlichkeit eines Weibes, die nicht der Herzensgüte entstammt, ist ein Gift und rächt sich durch den Ueberdruß. Ich hasse das stürmische, hastige Naschen vom Baum der Erkenntniß. Aber ekel sieht die Asche der verglühten Leidenschaft aus! Louison! Du hattest ein Geheimniß, das so Wenige verstehen: Du schwiegst, wenn du liebtest! Jetzt schweigt sie für immer."

Die Einfahrt in die lebhafte Vorstadt, der Hinblick auf die eben aufblitzenden Gasflammen der dunkeln innern Stadt brach diese Wendung des Gesprächs ab. Egon ermannte sich, dankte den Brüdern Wildungen für den ihm bereiteten freundlichen Tag und bat nur entschuldigen zu wollen, daß er mit seinem Freunde Louis die Ruhe suchte. Er fühlte sich erschöpft, bedürfte für morgen gestärkter Kräfte. Es trat eine Pause ein. Man hatte zuviel erlebt, zuviel Eindrücke führte man mit sich heim. Der Wagen rollte pfeilgeschwind. Doch, sagte Egon, gleichsam um der Bekanntschaft des ihm so wohlthuenden Siegbert die letzte Weihe zu geben: „Sprechen Sie noch heute die Fürstin Wäsämskoi, so bereiten Sie mir daselbst für morgen einen günstigern Empfang vor, als ich nach der schlimmen Meinung der Kinder erwarten darf. Jedenfalls muß ich Rudhard sehen." Nahe beim Palais des Prinzen stiegen Dankmar und Siegbert aus und mußten versprechen, morgen bei Egon zu speisen. „Wir haben auch wegen der Deputirtenwahl zu reden," rief er ihnen nach.

Hätten die Brüder noch einige Minuten gewartet, so würde sie noch Louis erreicht haben, der bald nach ihnen in großer Unruhe aus dem Portal trat. Oben war Egon von einem stürmischen Jubelruf der d'Azimont empfangen worden. Die wilde Frau hatte den Geliebten an sich gerissen und die Thür, in die sie ihn hineinzog, zugeriegelt. Mit Egon's Nachruf an Louison noch im Ohr ging der Bruder von dannen.

Dreizehntes Kapitel.

Innere Mission.

Als am nämlichen Tage Luise Eisold Mittags nach Hause gekommen war und sich in ihrem Hinterhofe auf der Brandgasse die steile Treppe an dem glatten Seil hinaufgeleiert hatte, wenn man einen Ausdruck der Mägde beim Ziehbrunnen auf die Erleichterung des Emporsteigens über eine so halsbrechende Treppe anwenden will, waren ihre Kleinen über den Ausgang, der eine Stunde gedauert hatte, ungeduldig geworden. Die kleine Johanne wollte sich von Friederike und Heinrich nicht beschwichtigen lassen, und schon auf der Treppe hörte Luise den Schreihals, den sie bereits auf der Galerie durch laute Schmeichelworte beruhigte, ehe sie noch eintrat und das nach ihr verlangende Kind auf den Arm nahm. Das einfache Mahl war schon früh Morgens zubereitet und stand bei der warmen Asche auf dem Feuerheerd. Der Brei für das weinende Kind war bald gewärmt und ihm mit hundert Liebkosungen und Schmeichelworten, mit hundert scherzenden Anklagen ihrer selbst, auf ihrem Schooße eingegeben. Als der letzte Löffelvoll verspeist war, that es auf ein paar Strophen vom schwarzen und weißen Schäfchen die Aeuglein zu und schlief ein. Jetzt kamen Riekchen und Heinrich an die Reihe des Speisens. Der kleine Zweijährige lärmte auch und jammerte. Dem gab es Luise schon derber. Nun fehlten noch Linchen und Wilhelm; auf diese kleinen Zeitungsträger war nie sicher zu rechnen. Oft blieben sie über Mittag ganz aus und halfen sich durch Brot und schlechten Kaffee, den sie sich dicht bei der Druckerei in einem Keller geben ließen. Karl, der Aelteste, aß draußen in der Willing'schen Fabrik.

Als Luise gebetet, vorgelegt, Brot geschnitten, sich und die Ihrigen mit der einfachsten Kost gesättigt hatte, deckte sie wieder ab und besorgte die Wiederherstellung der Reinlichkeit in der Küche. Dann lüftete sie das Fenster, um den Eßgeruch zu vertreiben. Hannchen schlief, auch Heinrich streckte sich noch jeden Mittag etwas im alten Lehnstuhl des seligen Urgroßvaters. Riekchen hatte im Zimmer keine Geduld, kletterte die Stiege hinunter und hüpfte im Hof und auf der Straße umher. Luise ging an ihren Stickrahmen und eilte, das Versäumte nachzuholen.

Das äußere Leben armer Menschen, die fleißig sind, ist einfach. Eine Viertelstunde in Einem wegarbeitend, das Haupt gebeugt, immer den Rücken gekrümmt, dann einmal ein Blick durch die bleigefugten kleinen Fensterscheiben, ein Blick nur, ein

kurzer. Aber es giebt überall und immer etwas zu sehen. Ein Spatz fliegt ans Fenster, ein Käfer brummt in den paar bescheidenen Lack- und Resedastöcken draußen auf einem seit langer Zeit verwitternden Blumengerüst. Drüben auf dem Dach klettert eine Katze und schleicht mit ihren sammetweichen Pfoten behutsam um den großen Hauslauchknollen herum, der unter einer Dachluke wild hervorgewachsen ist. Bei jedem Blick, den sich Louise alle Viertelstunde gönnte, blieb immer Etwas haften, was sie ein klein wenig tröstend und beschwichtigend von jener wogenden, unruhigen, innern Welt, die in ihr lebte, abzog und sollt' es nur die Freude über den blauen Himmel sein. Die bösen Wölkchen von der Terrasse in Solitüde brauchten lange Zeit, bis sie auch nur geahnt wurden in dem kleinen Gevierte vom Himmelsluft, das man von diesem Hinterhofe aus überschauen konnte.

Ein Besuch fand sich hier oben, seit der alte Urgroßvater in das große Kunstwerk der Weltenuhr blickte und keine irdischen Zeitmesser mehr zu regieren brauchte, selten ein. Bei Herrn Murray nebenan war es so still, wie es bei Hackert gewesen war. Schmelzing, der für Dichter, Schauspieler, Advocaten und die Polizei Copiaturen fertigte, war öfters zu ihr gekommen und hatte sie mit seinen Zärtlichkeiten belästigen wollen. Einen Gast, der sich zuweilen auch um die Mittagszeit einfand, den grauen Herrn Bartusch, ließ sie kalt und um so spröder an, als sie in ihren spärlichen Finanzen Ordnung hielt und sich vor ihm nicht zu demüthigen brauchte. Von Hackert hatte sie zu ihrem Schrecken gehört, daß dieser wirklich beim Obercommissar Pax arbeitete wie Schmelzing.

Alle diese Gedankenreihen von gestern und heute durchfliegend, fiel Luisen, in einem Glase, das auf der Commode im Eck stand, eine Karte auf. Sie griff darnach und sah, daß es eine Visitenkarte war, die auf den Namen „Sylvester Rafflard" lautete. Wo kommt diese Karte her? dachte sie. Die Karte war so glatt, frisch, neu, als hätte sie Jemand soeben erst abgegeben. Sie wird für Murray sein! dachte sie und wollte ihrer Rieke rufen, falls diese im Hofe war. Sie von der Straße zu rufen, war umständlich und kostete Zeit. Von der Galerie, dachte sie, werd' ich ja sehen. Damit ging sie hinaus, die Karte in der Hand haltend. Draußen beugte sie sich über die Brüstung der baufälligen Galerie, sah Riekchen nicht, hörte jedoch Jemand mühsam die Treppe heraufsteigen. Sie ging einige Schritte vorwärts und erblickte schon Murray's zerknitterten Hut. „Ah!" sagte der Alte, als er oben war. „Das ist steil! Gesegnete Mahlzeit, mein liebes, gutes Kind! Ich weiß schon, was Sie in der Hand haben." — „Ich war nicht daheim und finde die

Karte. — Galt der Besuch Ihnen, Herr Murray?" — „Das kleine Riekele hat mir's schon unten erzählt. Wer ist's denn —?" — Damit war er an seiner Thür, holte Athem, schob seine über einen Draht gezogene Taffetbinde etwas höher und las gegen das Tageslicht, das etwas spärlich auf die dunkle Galerie fiel, jene Karte. Dabei fuhr er sich über die Stirn und hob die schwarze Binde etwas höher. „Wer ist Herr Sylvester Rafflard?" sagte er, hielt sich jedoch mit diesem Forschen nicht lang auf, sondern schloß schon sein Zimmer auf, Nr. 68 mit den noch immer vergitterten Fenstern.

„Kann ich Ihnen etwas helfen, Herr Murray?" fragte Luise Eisold. „Das Wasser wird nicht frisch sein? Sind Sie mit irgend Etwas unzufrieden, so sagen Sie's nur" —!

„Danke! Danke! mein gutes Kind!" antwortete der Alte, immer freundlich und mild. „Aber die Miethe ist fällig." — „O bitte, Herr Murray —" — „Nein, nein, Pünktlichkeit in Geld- und Liebessachen. Nicht wahr, Fräulein?" — „Geben Sie mir nicht zu hohe Titel, Herr Murray! Nennen Sie mich schlechtweg, wie ich heiße, Luise Eisold." — „Darf ich Luischen sagen?" fragte Murray, den Hut wegstellend und seine Handschuhe, die er schon ausgezogen hatte, hinlegend. — „Wenn's Ihnen bequem ist, Herr Murray?" plauderte Luise bei noch halb offener Thür. — „Gut, Luischen, kommen Sie her, ich muß Ihnen die Miethe zahlen!" Dabei zog Murray eine Schublade, die er inzwischen aufgeschlossen hatte, ganz hervor. Sie war zu Luisens Erstaunen so schwer, daß er Mühe hatte, sie nur herauszubekommen.

Luise mochte nicht näher treten und über die gebückten Schultern des Alten hinwegsehen. Aber sie hätte schwören mögen, wenn sie näher träte, müßte sie nichts als große Geldrollen sehen, so wälzte sich Das in der Schublade. Um so auffallender aber war der Contrast, als Murray nicht etwa eine große Geldrolle, sondern ein kleines ledernes Beutelchen hervorzog, es langsam öffnete und in kleiner Scheidemünze zwei Thaler auf den Tisch mühsam zusammenzählte. Luise zählte nach und fand die Summe richtig. Wie sie sich wandte, bemerkte sie erschreckend an den Eisenstäben draußen vor dem Galeriefenster einen inzwischen heraufgeschlichenen Besuch. Es war eine hohe, schlanke, weibliche Figur, die ihr nicht unbekannt schien. Indem sah sie auf Murray und bemerkte die plötzliche Ueberraschung durch jenes Frauenzimmer, das man nicht hatte kommen hören, auch bei ihm. Der Besuch blickte lachend durch die Fensterscheiben und das Gitter und schien neugierig zu forschen, ob sie nichts von den Schätzen des eben in Geldgeschäften begriffenen Alten entdecken

konnte. Rasch stieß Murray die Commode zu und zog den Schlüssel ab.

Das Mädchen, das darüber in ein lautes Gelächter ausbrach und die Thür mit dem Fuße zurückstoßend eintrat, war Auguste Ludmer. „Das ist Deine Spelunke, Alter!" rief sie. „Ich gratulire zur Nachbarschaft!" Luise erkannte jenes Mädchen, das in diesen Häusern auf Nr 17 gewohnt hatte und auf dem Fortunaball mit Murray verhaftet worden war. Betroffen wandte sie sich ab, strich ihr Geld mit der hohlen Hand ein und verließ, ohne ein Wort zu sprechen, das Zimmer. Sie legte die Miethe in ihre kleine Kasse, notirte sie in einem Büchelchen und setzte sich nieder zur Arbeit, ergriffen vom Nachdenken über die Möglichkeit, wie es weibliche Wesen über sich vermögen können, sich so tief sinken zu lassen wie jene Maler-Guste, deren Nähe den Alten mit seinem schweren Commodenkasten plötzlich wieder genug verdächtigte.

„Da siehst Du, Auguste, wie man Dich flieht," begann Murray, als er mit dem noch immer lachenden wilden Besuch allein war und die Maler-Guste sich in Schmelzing's ehemaliger Klause umsah. Murray hatte diese ebenfalls gemiethet und eben geöffnet. „Papa," antwortete sie und warf sich fast der Länge nach auf einen Stuhl hin, daß dieser knackte und wackelte, „Papa, die geht auch lieber auf einen Ball, als Sonntag Nachmittags in die Spittelpredigt. Wir haben sie ja in der Fortuna gesehen." — „Was bringt Dich her, Auguste?" fragte Murray, nahm einen Stuhl und wollte sich ihr gegenübersetzen. In quecksilberner Beweglichkeit sprang sie sogleich wieder auf und rief: „Erst, Alter, laß mich Deinen Palast sehen, wo Du Deine Schätze vergräbst! Hierher, denkst Du, steigen die Spitzbuben nicht? Drinnen die Eisenstangen, die haben Dich wohl gelockt oder unterhältst Du Dir das Mädchen, die sich eben die Hände wäscht von Deinen schmutzigen Viergroschenstücken?" — „Ich gewöhne mich, siehst Du," sagte Murray mit scharfer Betonung, „an die angenehme Gelegenheit, hinter Schloß und Riegel zu kommen, wenn man sich mit Dir blicken läßt." — „Papa hat Furcht gekriegt. Ha! Ha! Deshalb stand ich immer vergebens an meinem Theetopf in der Königsstraße und dachte gleich, Dein Alter kommt nicht —!" — „Ich zu Dir?" erhob sich Murray ernster. „Du weißt doch, was ich Dir sagte, als man uns von Gerichtswegen gehen hieß und ermahnte, nunmehr anständig zu leben? Ich suchte eine Wohnung für uns Beide. Diese war Dir zu schlecht und eine bessere ist theurer." — „Geizhals! Ha! Ha! Hier sollt' ich wohnen? Auguste Ludmer, die Deine Brillanten trug, in diesem abscheulichen Loch? Heute ist schönes Wetter und hier

ist's so dunkel, daß man die Hand kaum vor Augen sieht." — „Das machen die schönen Gardinen." — Auguste lachte über diese Ironie. Sie zerrte an einem der roth- und weißgestreiften kattunenen Vorhänge und nahm einen Gegenstand im Zimmer nach dem andern vor, um ihn seiner Armseligkeit wegen zu verspotten. Endlich sagte sie: „Alter, ich habe mich eben schwer geärgert. Ich habe Schulden und kein Geld, sie zu bezahlen. Gieb mir Geld!" Murray schüttelte den Kopf. „Alter Geizhals, Dein Kopfschütteln hilft Dir heute nichts," rief sie, band den Hut ab und warf ihn auf das unbenutzte Bett des Schreibers Schmelzing und rüstete sich zu einer gründlichen Belagerung des Alten. „Gieb mir die Ringe, die Uhr, die Armbänder, die mir die Polizei abgenommen hat. Wo sind sie? Meine Kleider? Wo ist mein Barègekleid, das Linonkleid? Ich gehe heute hier nicht von der Stelle, bis ich meine Sachen habe." Damit stampfte sie auf, stemmte beide Arme in die schön gewölbten Hüften und gab ihrem in der That plastischen Kopf den Ausdruck des widerwärtigsten Hohns und Stolzes. Murray erwiderte in aller Ruhe: „Da kannst Du lange warten, mein Kind!" Auguste beherrschte sich noch, plötzlich streckte sie aber beide Arme aus, als wollte sie den Alten an der Schulter fassen. Murray zog die Schulter in rascher Bewegung zurück und packte die beiden niederfallenden Arme des Mädchens mit einer so kräftigen Wendung an den Handgelenken und drückte diese mit solcher Gewalt einwärts, daß die Angreiferin mit einem Schrei sich bücken und lang wie sie war vor ihm auf die Knie stürzen mußte. „Da ist Dein Platz!" sagte Murray zurücktretend, mit bebender Stimme, „und wenn ich mich nicht anders besinne, schließ ich Dich hier ein und lasse nicht Sonne, nicht Mond mehr auf Dich scheinen, Canaille!" Murray hatte in diesem Augenblick sich wie umgewandelt. Seine Arme verriethen eine jugendliche Kraft, Nichts mehr erinnerte an die Schwäche des Alters. Er schien wie im Nu gewachsen. Der gekrümmte Rücken streckte sich. Die Perrücke erhob sich und die schwarze Binde lag nicht mehr auf dem einen Auge, das ebenso funkelte wie das andere und nicht den geringsten Fehler zu haben schien.

Auguste erhob sich langsam und ächzend und an ihren Handgelenken reibend, mit einer Scheu, als wenn ein Thier im Käfig plötzlich die Kraft der menschlichen Bändigung gefühlt hätte. Weniger die überraschende physische Kraft des Fremden, als der Blick seiner Augen war es, der sie zähmte. Verwünschungen murmelnd kehrte sie auf ihren Sessel zurück und schwieg und stützte die Hand in den Schooß, der sich ihr mit dem einen, übergeschlagenen Beine bildete.

„Du bist so schön, Auguste," begann jetzt Murray ruhiger und setzte sich mit Sanftmuth, wie versöhnt, ihr gegenüber, „Auguste, Du hast auch kein ganz schlechtes Herz! Wie würd' ich sonst gehofft haben, den Strahl eines reinern Bewußtseins in Deine umnachtete Seele werfen zu können? Aber verwildert bist Du und wirst in Deinen falschen Begriffen, am Mangel aller Erziehung zu Grunde gehen! Haßt' ich nicht dieselben Menschen, die Du hassest, ich würde nicht den kleinen Finger rühren, etwas für Dich zu thun, weil ich am Erfolg doch verzweifeln muß."

Auguste schwieg, dann warf sie die Lippen etwas auf, blinzelte mit den zugedrückten braunen Augen, schielte von der Seite und sagte schalkhaft und den Ernst des Augenblicks verwischend: „Gieb mir lieber den Ring da an Deinen verdammten Fingern! Das ist gar kein Herrenring. Den hast Du irgend einer Dame gestohlen, als Du noch jung warst und die Tugend nicht so schrecklich lieben mußtest, wie jetzt, Alter! Schenk' mir den Ring!" Damit hatte sie schon den Finger Murray's ergriffen. Doch krümmte ihn dieser sogleich wieder dermaßen gewandt, daß sie loslassen mußte. „Wetter!" schrie sie und blies auf ihren wie gequetschten Finger. — „Ich wiederhole Dir, was ich Dir schon einmal sagte," fuhr Murray fort, „ich biete Dir Glück und Freude drei Tage im Monat, in den übrigen Entbehrung, an meiner Seite jedoch, hier dies harte Lager, diese dunklen Fenster, diesen kleinen Spiegel, diesen Krug Wasser und an der Lampe dort Arbeit für mich, für Dich, Arbeit an meiner und Deiner Wäsche, Ich könnte Dir drinnen Leinwand zeigen, die ich schon kaufte für meine Hemden, auch für Dich Baumwolle, wenn Du stricken wolltest. Schäme Dich, wie zerrissen sind die Strümpfe, die Du trägst! Schäme Dich, nur allein die Handschuhe da an Deiner Hand auszubessern, bist Du schon zu faul!" Auguste wurde über diese Rüge über und über roth. Aber die Regung der Scham rasch bekämpfend und wieder in ihren trotzigen Ton fallend, sagte sie: „Alter Narr! Halte erst Dein Wort, so werd' ich Nähterinnen haben! Es war nicht gesagt, daß ich Dir die Geschenke zurückstellen sollte. Wo sind meine Sachen?" — „Ich behielt sie„ sagte Murray, „weil noch der dritte Tag Deines Glückes fehlte" würde sie aber auch behalten haben am vierten Tage, wenn Du nicht siebenundzwanzig Tage an meiner Seite, unter meiner Aufsicht, mit mir entbehrtest und mich erheitertest durch den Anblick Deines Fleißes. Ich habe Bücher, ich werde Dir vorlesen. Ich zeichne, ich verstehe manche Kunst in Wachs und Thon. Ich wollte Dich schon erfreuen, auch außer den drei Jubeltagen, die ich Dir versprochen hatte." Auguste schüttelte den Kopf und schob die Lippen wie zum sarkastischen Spott. „Hast mich also betrogen,

Alter!" sagte sie. „Auch um das Bild, das Du von mir wolltest malen lassen. Gieb mir mir das Geld, das es kosten sollte. Hab' ich nicht Ansprüche darauf? Was kann ich dafür, daß sich dieser Pinsel von Maler in Deine dumme Windbeutelei nicht einließ und das Bild nicht in einem Tage liefern wollte?" — „Warum nennen sie Dich die Maler-Guste?" fragte Murray. „Warum drängtest Du so um Dein Bild? Es war nicht Eitelkeit allein. Du wolltest gemalt werden als Du selbst, sagtest Du, mit Deinen Kleidern, Ringen, Brochen, Spitzen und mit Deinem Shawl? Du wolltest, daß Dein Name darunter geschrieben würde! Ich bot dreißig Louisdor für die Grille. Aber — in einem Tage! sagte ich. Sonst nicht! Oder wenn Du mir Deine siebenundzwanzig Tage der Entbehrung hier in diesem Zimmer schenktest, so bestimmen wir Deine nächsten drei fetten Tage für das Bild — dann wird es gewiß schön. Willst Du so? Bleib' da, Auguste! Laß Deine Sachen holen! Ich hole sie selbst."

Auguste Ludmer gab keine Antwort. Starr brütete sie vor sich hin. Dann schüttelte sie den Kopf und sagte: „Ich kann nicht mehr, Alter!" Und gleichsam als drückte sie das schwere Gewicht der Gedanken an Das, was Murray alles anregte, rief sie polternd: „Gieb Geld! Ich habe Schulden. Ich werde gequält, verfolgt, beschimpft. Und ich will nicht mehr so scheinen, wie ich war." — „Wie Du warst, Auguste?" fragte Murray. „Willst Du nicht mehr scheinen? Warum nicht? Bist Du weise geworden, ohne mich? Gott sei Dank, sage mir, daß Du Dich geändert hast, ohne mich!" — „Gäbst Du mir dann auf der Stelle hundert Thaler?" — „Wenn ich Proben sähe —" — „Gäbst mir meine Kleider, meine Ringe?" — „Proben! Proben!" — „Nicht zwanzig — nicht zehn Thaler?" — „Nicht einen! Proben!" — „Murray!" schrie Auguste jetzt und sprang wie ein wüthendes Thier auf, in ihrem Zorne nach Etwas suchend, das sie an des Alten Schädel zertrümmern konnte. Sie sah den Wasserkrug. Murray trat ihr jedoch entgegen, griff nach dem Wasserkrug, entriß ihr diesen in dem Augenblicke, wo sie nach ihm langen wollte, hielt ihn mit dem markigen Arm fest, hoch in die Höhe, so hoch, daß es fast schien, als wäre der Alte viel größer als das schlanke Frauenzimmer, und da sie ihn nicht ergreifen konnte oder sich vor seinen Augen fürchtete, sagte er ruhig: „Gieb mir eine kleine Probe und geh' und hole mir in diesem Kruge frisch Wasser! Ich setze einen Thaler drauf."

Auguste weinte vor Wuth. Sie riß an ihrem dunklen, glänzenden Haare, das in den kunstvollsten Flechten aufgebunden war. Das war gebunden wie Spitzenarbeit und duftete und strahlte und von dem zornigen Wühlen der Hand ging dieser

Schmuck auf und fiel in langen durchbrochenen sichelbreiten Flechten über den entblößten Nacken und die Brust. Murray betrachtete sie eine Weile, wie sie so erschöpft einer Magdalena glich und sich auf das schmale Bett warf. Er betrachtete sie voll Rührung und sagte nach einer Weile: Wenn Du mir folgen wolltest, würdest Du wieder schön werden, Auguste!" Diese Bitterkeit verwundete sie tief, ohne sie zu reizen. Sie fühlte die Wahrheit der Bemerkung und schwieg.

Nach einer Weile blickte sie bittend auf und sagte mit schmeichelnder Stimme: „Murray, gieb mir Geld! Gieb mir meine neuen Kleider! Du weißt nicht, daß ich Geld und Kleider haben könnte, wenn ich fortführe, wie ich gewesen bin. Ich will mich bessern, aber so nicht, so dumm nicht, wie Du es vorhast!" — „Mein Kind," sagte Murray ernst, „ich verkenne die Pein nicht, die Dir meine Vorschläge machen. Ich habe aber erlebt, die gewöhnliche Art, wie sich die Menschen bessern sollen, mißlingt. Der Wille allein thut's nicht, die Gelegenheit muß da sein. Die muß den Willen unterstützen. Ich bin ganz aufrichtig gegen Dich! Ich bin ein Deutscher — ich habe lange in England gelebt und nenne mich Murray, weil ich englische Sitten und Manieren angenommen habe und meine Verwandten nicht wiedersehen mag. Ich habe Dir gesagt, daß ich in meiner Jugend unglücklich war . . . und ein Verbrechen begangen habe, zu dem mich — Hochmuth — Dünkel — und die Gelegenheit — verleitete — ein Verbrechen, Auguste —" — „Warum zittert Ihr? Ihr haltet ja immer die Hand da —" Auguste glaubte unter dem Rocke des Alten eine blitzende Waffe bemerkt zu haben. Und Murray wußte kaum selbst, daß er während der wenigen Geständnisse, die er Augusten machte, in die Rockbrusttasche gegriffen und ein Terzerol in der Hand hatte, daß er bei jeder neuen Thatsache, die er nicht mehr sicher bei sich im Herzen wußte, immer mehr hervorzog. Wie er dann selbst das Terzerol fast schon aus dem Brustlatz hervorblinken sah, besann er sich, steckte es ruhig zurück und bot der erschrockenen Auguste die Hand zur Beruhigung. „Auguste," sagte er, „Du bist nicht ganz gesunken, Dein Herz ist noch besseren Empfindungen zugänglich. Als man uns an jenem grauenhaften Morgen auf der Fortuna ergriff und mich für verdächtig erklären wollte, weil ich Dir glänzende Geschenke machte und doch arm lebte, fürchtete ich, Du würdest die schwache Stunde, die ich Dir gegenüber mich beschleichen ließ, als ich in Dir die Tochter meines Lebensretters, die Nichte jenes Weibes —" Murray stockte. Auguste sprang auf. Sie wollte keine Rührung, keinen Edelmuth. „Ist Das der Dank?" sagte sie polternd. „Ich hatte Dich in der Hand, Alter!" Der Obercommissar setzte

mir Daumenschrauben. Ich sollte sagen, was ich von Dir wüßte! Ob Du wirklich ein Engländer wärst? Wo ich Dich kennen gelernt hätte? Ich sagte: Geht! Damals als ich nach Hamburg wollte und mir einen Paß holte, da stand der Alte, der den seinigen visiren ließ und eine Aufenthaltskarte löste, neben mir und wie ich meinen Namen genannt hatte und die Herren Anstand nahmen und lauter Schändlichkeiten zu mir sagten und lachten und mich auf morgen beschieden, da folgte mir der Alte und knüpfte ein Gespräch an und fragte mich aus —" — „Da sagtest Du, ich hätte Dir verrathen, daß ich Deine Eltern, Deinen Vater, der Gefängnißwärter in Bielau war, kenne —" — „Wo würd' ich Das sagen?" — „Nun! Was sagtest Du?" — „Du hättest mir Deine Freundschaft angetragen, Du wolltest mir Geschenke machen, aber manchmal müßt' ich wieder mit schlechten Zeiten vorlieb nehmen —" — „Das war schlimm ausgedrückt, wenn auch gut gemeint, Kind! Das heißt Denen nur, daß ich ein Spitzbube bin, der zuweilen Glück, zuweilen Malheur hat." — „Ja, was ist es denn auch anders, Papa?" lachte die Unverbesserliche. „Du wirst mir doch nicht weismachen, daß hinter der ganzen Komödie, die Du mir vorschlugst, was anders stecken kann als —" — „Pascherglück?" sagte Murray und schüttelte den Kopf über die Halsstarrigkeit eines Menschen, der einmal nicht glauben will. „Nein, mein Kind," sagte er, „wie oft sagt' ich Dir schon, als ich Deinen Namen auf dem Paßbureau hörte, da ergriff mich Freude! Ich komme vom Meer und Du bist das erste Wesen, das mich an meine verworrene Vergangenheit erinnert. Weh that es mir, als ich an den Mienen der Schreiber sah, wie es mit Deinem Ruf steht. Ich erkannte die Züge Deines Vaters, des edlen Menschen, den ein rauher Lebensberuf nicht zum herzlosen Sklaven gemacht hatte. Er sollte mein Mörder sein und ward mein Lebensretter." — „Zu seinem Unglück wohl; denn ich entsinne mich als Kind, daß es ihm schlecht genug ging." — „Ich glaube das. Er hatte eine Weisung nicht befolgt, die dahin lautete, mich zu ermorden —" — „Wie?" — „Ohne Strick, ohne Messer, ohne einen Tropfen Blut. Ja, ich war ein Verbrecher, Auguste! Jugendlicher Leichtsinn ließ mich fehlen. Worin? Ich kann es Dir noch nicht sagen. Ich beging Etwas, was nach leichterer Auffassung kein Verbrechen, vielleicht nur Keckheit, Leichtsinn und der Beweis großer Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit ist. Aber der Staat will sich schützen und nennt meine That Verbrechen. Ich verfiel einem Urtheil, das mich auf zwanzig Jahre in's Zuchthaus verwies. Das ist: Auf ewig! Und doch war ich noch jung! Ich konnte noch hoffen, den Rest meines Lebens irgendwo jenseit des Meeres in Ehren, in geläu-

terter Buße, hinzubringen. Denn, Auguste — ich hatte ein Verbrechen begangen, das nur aus dem Hochmuth kam. Aber es gab Menschen, die meinen Tod wollten. Menschen, die mich geliebt hatten, weil ich nicht immer so gebückt schlich, Auguste, wie jetzt, Menschen, die mich geliebt hatten, weil ich Geist, Talent, weltliche Liebenswürdigkeiten besaß. Und da ich sie betrogen hatte — nein — da sie sich selbst betrogen hatten, so haßten sie mich. Sie fürchteten meine Auferstehung von der Schande, meine Flucht, mein Ausbrechen aus dem Gefängniß und wollten sich gegen diesen Augenblick sichern. Sie befahlen — sie hatten die Mittel dazu — sie befahlen, daß man mir einen gewissen Kerker in Bielau anwies, der so ungesund, durchgiftet und verpestet war, daß man in kurzer Zeit hinsiechen, vom Faulfieber verzehrt werden mußte. Neun Monate des Jahres stand in diesem Kerker das Wasser eines schmutzigen Flusses und Jeder, der nur einige von diesen Monaten in ihm zugebracht hatte, war dahin. Ich war auf räthselhaften, mir jedoch erklärlichen Befehl gerade in dies Verließ geschleppt. Nach drei Wochen schon, wo ich auf einem verfaulten Strohlager ruhen sollte, wo ich es, um es vor der aus den Wänden sickernden Feuchtigkeit zu schützen, bald hier-, bald dahin breitete, verfiel ich in Krankheit. Man brachte mich in einen gesundern Gewahrsam. Ich genas, ich hoffte auf Abführung in eine entfernte, gemeinsame Strafanstalt. Aber nein, wieder kam der Befehl, mich in jenes unterirdische Gemäuer zu bringen, dessen einzige trockene Stelle eine Nische in der felsendicken Wand war. Warum man mich nicht in der Strafanstalt arbeiten, mich nicht unter die übrigen Gefangenen dieser kleinen Festung mischen ließ, war mir begreiflich. Man wollte meinen Tod! Ich erzählte mein Leid Deinem Vater, der Gefängnißschließer war, und Schaudern ergriff ihn, als er einsah, daß es Menschen gab, die einen Entehrten, doch Reuevollen, tödten wollten, und er kannte diese Menschen mehr als Andere! Er wußte, was sie im Stande waren; er wußte, was sie von ihm selbst verlangten. Hieß doch Dein Vater Ludmer! War er doch der Verwandte — doch genug! Auguste! Dein Vater war besser als sein trauriges Amt. Er ließ mir, ob aus Menschenliebe, ob aus Zorn darüber, daß er Ludmer hieß und nur Gefangene hüten mußte, das weiß ich nicht, die Mittel, die Nische zu erweitern, zu durchbrechen, zu entfliehen. Er sah nicht, wollte es nicht sehen, daß ich in den Nächten an meiner Befreiung arbeitete. Furchtbar stieg für mich die Gefahr. Mein Kerker stand unter dem Spiegel des Flusses und nur die Nische lag höher. Ach, zuweilen bei hohem Wasserstand kam die Fluth von draußen auch dieser Nische gleich und in einer stürmischen Frühlingsnacht, wo ich die letzten Steine weg-

rückte, brach der Strahl des Wassers durch die glücklich gewonnene Oeffnung! Erschöpft von der Arbeit, zum Tod erschreckt von einer nun unmittelbar vor meinen Augen schwebenden Gefahr, sank ich nieder; die schmutzige Woge strömte durch die Lücke der Mauer. Do stopfte sie sich durch irgend etwas draußen von selbst. Ich langte hinaus. Ich faßte einen Gegenstand wie ein sich vorlegendes Brett. Aber das Brett ließ sich zurückdrücken, es schwankte. Es war ein Kahn, den gewiß Dein Vater hatte herantreiben lassen, als wäre er losgerissen durch die Frühlingsstürme. Freude und Furcht wirkten gleich entsetzlich auf mich. Denn wie, wenn ich durch die Oeffnung hindurch gekommen wäre, und hätte den Kahn durch meine Bewegungen selbst zurückgedrängt! Der Abfluß durch die Oeffnung machte aber, daß der Kahn zu mir herantrieb. Ich griff hinaus und drückte das eine Bord des Fahrzeuges mit letzter Anstrengung so herab zur Oeffnung, daß eine Weile das Einströmen gestopft war. Dann hielt ich mit dem linken Arm mit Riesenanstrengung das Holz der Planke fest und erweiterte mit der rechten die Oeffnung . . . immer mächtiger strömte das Wasser. Aber die Oeffnung wuchs; endlich drängte ich mich durch die Ritze, sie war weit genug die Schultern durchzulassen. Schon war ich mit dem Oberkörper in den Kahn, die beiden blutenden Hände langten nach der Weitung des Fahrzeuges, ich faßte mit letzter Anstrengung die gegenseitige Planke, lag halb über der Höhlung und drückte den Kahn in die Wogen nieder. Aber nur mühsam zog ich den ohnmächtigen Körper durch die Mauer. Die Hüften blieben in der engen Oeffnung stecken. Ich brauche eine halbe Stunde, um neue Kraft zu schöpfen. Dabei der nächtliche Sturm, das Brausen des Flusses, das Niederprasseln von Fensterscheiben, die in dem Wetter zertrümmerten, das Rufen der Wachen und Ablösungen, das Schlagen der Uhren aus dem Städtchen unterwärts des Flusses, der verzweifelnde Blick auf das Morgengrauen. Ich dachte zu sterben, denn meine Kräfte drohten auszugehen Da versuch' ich eine letzte erneuerte Anstrengung. Der Körper zwängt sich durch, ich sinke der Länge nach in den Boden des krampfhaft von mir festgehaltenen Kahnes, der, befreit vom herunterziehenden Druck meiner Hände, aufschnellt und mich in der Dunkelheit der Nacht von dannen führt. Ich schwamm dem Städtchen zu, gerieth unter eine Menge kleiner Schifferbarken, die festgebunden in dem Hafen des kleinen Flusses lagen. Ich war gerettet, durch Gott, aber auch durch den Verstand, den Vorschub, die Güte Deines Vaters. Er hatte meine Arbeiten an der Nische bemerkt, er hatte sie verschwiegen; er hatte mich spitze Instrumente auf einzelnen Erholungsgängen finden lassen. Er hatte die Gefahr des Durchbruchs überlegt.

Deshalb der Kahn! Ich entfloh und konnte ihm nichts zurücklassen als die Gefahr der Strafe für ihn selbst. Ich schrieb ihm einige Male von Amerika. Ich schickte Geld, erhielt aber nie eine Antwort: Wie wollt' ich ihm danken, jetzt nach meiner Rückkehr aus Amerika! Ich find' ihn todt, sein Weib todt, nur Dich, sein Kind, find' ich wieder. Ich finde Dich ohne Halt im Leben, gesunken, elend, verächtlich —" Murray schwieg. Die Hörerin schien ergriffen. Doch währte diese Stimmung bei dem abgestumpften Gefühl des Mädchens nicht lange. Bald sagte sie: „So könntet Ihr mir die Mittel geben, bester Murray, daß es mir gut ginge. Euer Geld ist nie angekommen." — „Nein, Auguste!" sagte schmerzbewegt der von seiner Erzählung mehr als Auguste erschütterte Alte. „Was sind Mittel? Vergängliche kleine Schutzwehren! Womit hätt' ich die Bresche in der Mauer stopfen sollen, daß mich der Strom nicht überfluthete! Einen rettenden Kahn trieb der Abfluß der Woge heran. Den packt' ich mit diesen Händen, an den krallt' ich mich ein und von ihm wurd' ich fortgetragen. Denkst Du denn, daß ich in Amerika mich dadurch geändert habe, daß ich auf meinen alten Wegen blieb und mir nur vornahm, nicht glänzend leben zu wollen? O, nein! Diese alten Wege mußten ganz und für immer vermieden werden. Nur eine ganz neue Bahn sichert vor den alten Irrwegen. Wer hat die Macht, nach seinem Willen gut zu sein? Wer kann sagen: Ich bekämpfe, zähme, fasse mich! Wenige. Nur solche Menschen können's, die schon gut sind und nur noch vollends weise werden wollen. Aus Schwarz in Weiß übersetzen wir uns nicht! Und was ist Grau? Ein jämmerliches Mittelding!" — „Du glaubst also, Murray," sagte Auguste, „daß ich nicht mehr auf die Bälle gehe, nicht mehr Liebhaber annehme, nicht mehr Schulden mache und Champagner trinke, wenn ich mir drei Freudentage durch siebenundzwanzig Fastentage erkaufe?" — „Das glaub' ich —" — „Du willst durch die drei Tage mich nur reizen, daß ich mir die andern gefallen lasse?" — „Das dacht' ich —" — „Und diese drei Tage sollen die prächtigsten von der Welt sein?" — „Wie sie sich keine Tänzerin besser wünschen kann, Auguste."

Auguste schwieg eine Weile und schien sich den Vorschlag Murray's, den sie schon oft erwogen hatte, ja den sie sogar schon einmal eingegangen war und beim ersten Neuheitsreize beinahe durchgeführt hätte, noch einmal zu überlegen. Sie sah sich das Zimmer an, das Bett, den Wasserkrug — dann schüttelte sie den Kopf und erklärte: „Bester, Das haben wir schon Alles gehabt! Hier in Nr. 17 dieses schändlichen Hauses wohnte ich ein paar Monate und wollte arbeiten — es ging nicht." Nach einer Weile

fuhr sie fort: „Ich war neulich bei der Tante —“ Auguste stockte. Murray horchte. „Bei der Ludmer?“ sagte er, und man sah ihm an, wie ihn dieser Name entflammte. Das Mädchen fuhr fort: „Eines Tages, vor drei Wochen, war ich bei der Tante —“ — „Du sprachst zur Ludmer von mir, Auguste? Thatst Du Das?“ rief Murray. — „Ich spreche zu Niemandem etwas von Dingen, die mir als Geheimniß anvertraut sind,“ sagte Auguste nicht ohne einigen Stolz. — „Was thatest Du bei der Tante?“ forschte Murray sich beruhigend. Die Maler-Guste schwieg einen Augenblick, dann fing sie leiser an: „Höre mir zu, Alter! Ich will Dir eine Geschichte erzählen. Es ist leicht möglich, daß Du Deine Absicht, meinen Eltern im Grabe eine Freude zu machen, indem Du mich auf andere Wege bringst, noch erreichst, aber hörst Du, Alter, auf andere Art. Jetzt paß Acht!“ — „Ich weiß, Gott hat viel Wege, uns zu bessern. Sprich!“ sagte Murray, und sein Auge leuchtete wild und voll Hoffnung.

„Wie mein Vater starb,“ erzählte Auguste, „und bald nach ihm, wie wir von der Festung hierherzogen, meine Mutter, war ich eine Waise von etwa sechs Jahren. Die Leute, die mich weinen sahen, erkundigten sich nach meinen Angehörigen und sie erfuhren denn, daß ich eine Tante hatte, die Schwester meines Vaters, der seinen Dienst der Gnade verdankte, daß sich diese stolze, vornehm gewordene Person einmal seiner erinnerte. Es war die einzige gewesen. Später kam eine Zeit, wo sie besonders wieder freundlich und zuthunlich sein sollte —“ — „Die Zeit meiner Gefangenschaft —“ — „Dann zog sie aber wieder ihre Hand zurück —“ — „Die Zeit meiner Flucht!“ — „Als ich Vater und Mutter verloren hatte, sträubte sie sich mit Gewalt dagegen, etwas für mich zu thun. Ein altes Kleid gab sie zuweilen, das für mich verschnitten wurde. Eine halbe Bettlerin bekam mich in Obhut und Pflege und erhielt dafür nicht mehr als ein Almosen.“ — „Wie hieß diese Frau?“ — „Ah, wir nannten sie nur die alte Lene. Sie ging bei der reichen Frau von Harder ab und zu, bettelte, trödelte.“ Murray schien auf einen Namen gewartet zu haben, der offenbar nicht mit der alten Lene übereinstimmte. Auguste fuhr fort: „Der Lene gaben sie mich mit wie einen alten, ausgetretenen Schuh. Sie sollten sehen, was aus mir noch zurechtzuflicken war. Wenn ich klagte, daß ich hungerte, wenn ich zur Tante lief und weinte, tröstete sie mich, sie würde mich noch einmal an einen schönen Ort schicken, in einen grünen Wald, zu einem Förster und einer andern Tante, die sie immer — o wie nannte sie sie doch —?“ — „Ursula?“ rief Murray und legte die Binde höher auf die Stirn. — „Ursula Marzahn!“ sagte Auguste, selbst erstaunt, daß ihr der Name ein-

fiel. — „Aha! Ursula Marzahn? Und dorthin kamst Du? In den Wald? In welchen Wald?“ — „Das weiß ich nicht! Der Mann der Ursula starb, sie sollte wieder heirathen und der Mann, den sie wollte, der mochte sie nicht.“ — Sie mußte schon damals den Fünfzigern nahe sein.“ — „Ich kenne sie nicht.“ — „Fahre fort!“ — „Ich will in das Jägerhaus, sagt' ich oft, wenn die alte Lene mich geschlagen hatte und mich zum Betteln zwang. Die Tante gab mir dann wohl einige Groschen, ließ mich aber wieder laufen und sorgte nicht für mich. Einstmals, als man mich aufgegriffen hatte, weil ich, als nun schon zwölfjähriges Kind, mit Schwefelhölzern handeln ging und über Die Auskunft geben sollte, für die ich auf den Straßen und in den Häusern zudringlich bettelte und die alte Lene genannt hatte, wurde diese festgesetzt. Sie hatte eine Gesellschaft von Kindern abgerichtet, die alle für ihre Rechnung Schwefelhölzer, Band oder Blumen verkaufen mußten. Jeden Abend um neun Uhr kamen die Kinder in ihre einsame Lehmhütte vor'm Thor, fast mitten im Felde, wo sie wohnte, brachten ihr das eingenommene Geld, empfingen einen kleinen Antheil und bekamen neue Waare. Wer des Tags nichts eingenommen hatte, bekam keine Vorräthe mehr. Wer Geld unterschlagen hatte, wurde von ihr mit einem Besen gestäupt und jämmerlich geschlagen. Sie wohnte so einsam, daß die Nachbarn das Geschrei nicht hören konnten, wenn wir oft wohl an zwanzig Kinder, die da- und dorthin gehörten, mit unsern Körben standen und ihr beim Schein einer alten Laterne Nachts im Lehmhofe unsere Pfennige vorzählten. Wie zitterten wir vor der Alten, wenn unsere Ernte nicht reich war, oder wir uns hatten beigehen lassen, etwas zu naschen! Sie wurde nun eingesteckt, die Kinder, die sie mißbraucht hatte, wurden ihren Angehörigen, wenn sich welche finden ließen, übergeben; ich der Tante Ludmer. Diese vor Zorn, daß ich ihr ein polizeiliches Gerede gemacht hatte, schickte mich, da der Herr von Harder Geheimrath und Aufseher aller königlichen Gärten geworden war, nach Solitüde, wo ich beim Gärtner arbeiten sollte. Eine Zeit lang gefiel mir's da. Ich bekam zu essen! Ich wurde größer, stärker und entwickelte mich. Von Lernen war keine Rede und Gott sei's geklagt, ich kann kaum meinen Namen schreiben, Alter!“ — „Könnt' ich Dir etwas von meiner schönen Handschrft abgeben!“ sagte Murray und zeigte auf ein Papier, wo er Einiges notirt hatte, das Auguste nicht verstand, auch in ihrer Aufregung nicht erkannt hätte, wenn sie überhaupt lesen konnte. „Ja,“ sagte sie, „Du bist ein Tausendkünstler. Und gewiß hast Du auch einmal deshalb sitzen sollen, weil Du falsche Wechsel machtest? Was?“ — „Etwas Aehnliches, mein Kind,“ sagte Murray ernst. — „Bei dem Schloß-

gärtner," fuhr Auguste fort, „blieb ich zwei Jahre. Er trieb auch Landwesen. Das gefiel mir. Ich kann es sagen, daß ich in ein solches Geschäft Lust und Geschick habe. Schon auf den Wald, wovon die Tante immer sprach, hatt' ich mich gefreut. Ich kannte das grüne Feld nur von den Schlägen her, die wir draußen in der Lehmhütte der alten Lene bekommen hatten, Gärten nur von zusammengemausten Blumen, die wir verkauften. An Solitüde denk' ich gern zurück. Ich war zwei Jahre draußen, freilich nur als gemeine Magd, die das Heu zu mähen, die Kühe zu melken hatte. Auch die Milch trug ich in die Stadt, wenn eine ältere Magd krank war. Um diese Magd kam ich fort. Sie behauptete, ich hätte genascht und gestohlen, und ich weiß es nicht, ob es wahr ist. Das Naschen glaub' ich, das Stehlen war sonst meine Sache nicht, das Lügen ganz und gar nicht. Genascht, Alter? Ja, ja, sie mag Recht haben. Aber am meisten haßte sie mich, weil ich so allmälig bei guter Kost und tüchtiger Arbeit ein Ding geworden, das allen Männern gefiel. Die Bursche stellten mir schon von dreizehn Jahren nach. Aber kurios! Die ganz jungen mocht' ich nicht. Ich war ein Ding von vierzehn Jahren, als ein Inspektor Namens Mangold auf Solitüde kam nnd den Park wie neu umpflanzte. Da wurden Bäume gesägt, Wiesen ausgeschnitten, das Wasser wurde anders geleitet und eine Menge Menschen fanden dabei ihr Unterkommen. Der Gefälligste und Artigste war Inspector Mangold selbst. Der war nicht mehr ganz jung, aber artig, höflich, ich kann Dir nicht sagen, Alter, was Höflichkeit auf mich wirkt. Ich habe die schönsten und vornehmsten Jungen später nicht gemocht, weil sie zu mir kamen, sich auf mein Sopha flegelten, betrunken waren und mich dutzten. Ein schüchterner, manierlicher Mensch thut mir's gleich an und wenn er auch arm ist. Der Gärtner und alle seine Gehülfen waren grob und derb, Mangold nicht, und in den waren auch alle Mädchen verliebt, am meisten aber die Magd, die der Gärtner zur Haushälterin und Wirthschafterin genommen hatte. Die paßte mir auf! Die verhetzte mich! Denn ich verrieth mich gleich und sagte laut: Den Inspektor nähm' ich, wenn er auch zehnmal einen rothen Bart hat und ich nähm' ihn auch ohne langes Heirathen." — „Früh entwickelte Großmuth Deines Herzens!" sagte Murray bitter. — „Papa, damals kam mir der Inspektor schön wie ein Bild vor. Ich verehrte ihn und hätte ihm eigentlich blos mögen immer die Hand küssen. Und weil ich Das einmal sagte und als ich ein paar Blümenstöcke richtig gebunden hatte und auf dem Grase kniete, und er mir auf die nackten Schultern hinten klopfte und die Wirthschafterin sah's am Fenster, da mußt' ich fort. Was hab' ich geweint! Es half nichts. Ich kam in

eine Fabrik, wo ich zur Predigerlehre angehalten und confirmirt wurde. Die Arbeit in der staubigen Fabrik — man machte wollene Decken und haarige Filze — konnt' ich nicht ertragen. Meine Brust war an frische Luft gewöhnt. Ich war auch durch die Feldarbeit schwer in den Gliedern, träge und träumte viel. Die Mädchen, die mit mir arbeiteten, erzählten nichts als Lüderlichkeit. Alter, da wurd' ich schlimm! Nicht in Wirklichkeit, sondern erst in Gedanken! In Gedanken küßt' ich jeden Mann, den ich sah und der mir gefiel. Wenn ich schlief, küßt' ich das Kopfkissen und drückt' es, weil ich dachte: das ist Der oder Der! Mit der Fabrik war's also nichts. So kam ich in einen Dienst als Hausmädchen bei einem berühmten Maler. Ich nahm diesen Dienst lieber als Andere, weil das Haus dieses Malers — er heißt Berg — in den schönsten neuen Straßen, unter Gärten und Blumen liegt und herrliche Bäume in der Nähe hat. Da fand ich meinen Untergang, Papa! Ein schöner junger Mann sah mich immer so verliebt, scharf, schmachtend an, daß ich ihn selbst hätte verzehren mögen. Er lernte die Malerei bei meiner Herrschaft. Der junge schöne Maler hieß Heinrichson. Alter, ich sage nichts mehr. Es lag mir in den Augen. Die hatten einen Zug, eine Sucht — was weiß ich, die Blume wollte an die Luft und die Teufelsbilder und das schöne Haus und der Garten und die jungen Männer und mein Blut, alle hatten mir's angethan und ich lag dem schönen Mann im Arm so unversehens wie Einer fällt und nicht weiß, wie er auf die Erde kommt. Ich sah und hörte nun, daß es Frauen giebt, die sich entschließen, den Malern für ihre Bilder, wie sie gewachsen sind, zu sitzen oder zu stehen oder zu liegen. Wie ich das hörte, Alter, da überlief's mich siedendheiß. Auch der Professor, ein guter Herr, sah mich oft so sonderbar an, als wollt' er sagen: Dich hat Gott zu etwas Anderm erschaffen, als mir hier die Stube zu kehren und den Ofen zu heizen! Aber der Meister sagte mir nie etwas von meinem Wuchs. Nur die Schüler und Heinrichson verlockten mich. Von den Andern mocht' ich's nicht hören. Ich schämte mich und lief fort, wenn sie davon anfingen, ich sollte ihnen sitzen. Da lockte mich Heinrichson auf sein Zimmer — die Schlange!" — „Rege Dich nicht auf, Auguste!" sagte Murray zu dem Mädchen, das zu zittern anfing. — Seit ich an die Maler dachte, die ihre Bilder nach wirklichen Menschen malen, war mir's am hellen Tage, wo ich ging und stand, als hätt' ich keine Kleider mehr an. Ich wurde roth und wußte nicht, worüber. Ich bedeckte mich bis zum Hals und kam mir vor, als müßt' ich mich bei Alledem schämen. Heinrichson nahm mich vom Professor weg, miethete mir eine Wohnung, besuchte mich täglich, zeichnete, malte mich. Es

kamen Freunde mit ihm —" — „Ihr schwärmtet, ihr trankt —" — „Ja, Murray! Aber das Kind war von ihm —" — „Welches Kind?" fragte Murray. — „Es ist todt," sagte Auguste dumpf. „Es starb zu rechter Zeit. Als Heinrichson von mir eine Mappe voll Zeichnungen und ich von ihm das Kind unterm Herzen hatte, da verließ er mich. Murray, ich war ihm nicht untreu. Er, er wollte, daß ich Allen gehörte, gerade so wie ein schöner junger Soldat und ein schöner Kunstreiter und ein Trödler mit einem langen Bart allen Malern gehörte, wo sie immer zusammenschossen und Jeder für seinen Thaler ihm ein Stück vom Leibe zeichnete. Als ich das Kind trug, Alter, da nützte ich Keinem — da war ich die Venus nicht mehr, um die sie einen rothen Purpurmantel schlugen, und als ich Mutter war, da hieß es auch, meine Schönheit hätte den Rest gekriegt – " Auguste schluchzte. Ihre Erzählung erstickte ihre Thränen. Murray schonte ihren Kummer, so sehr er sich auch nur auf das Gefühl der verletzten Eitelkeit zu stützen schien. „Das Kind starb" — sagte er weich und theilnehmend. — „Ja," rief Auguste, „aber die Mutter wollte leben, leben, aus Rache um diesen Vater leben! Sie fluchte dem Elenden, der gesagt hatte: Deine Formen nehmen ab! Er nur hatt' es gesagt, weil er zu viel Andere liebte und sich nicht theilen konnte! Er nur, der heute bei einer Vornehmen, morgen bei einem Bürgermädchen ein Rendezvous hatte! Der Elende! Sein Kind war todt, aber die Mutter lebte!" — „Nennst Du das Leben, daß Du einen geistigen Tod starbst? Nennst Du Das im Sonnenstrahl aufblühen, daß Du nun ein Kind der Nacht wurdest? Den Sonnenstrahl fliehst Du, wei er Dich auch aufsuchen möge, um Dir ins Antlitz zu leuchten und Dich an Besinnung und Umkehr zu mahnen! Kehre um, Auguste, Noch stehst Du nicht so tief auf der Leiter, die hinunter in den Abgrund führt, daß es sich nicht noch lohnen sollte, wenn Du Deine letzte Kraft zusammennähmest und wieder aufwärts stiegest!" Auguste schwieg. Der Gedanke an ihr Kind, an den Anfang ihrer Irrgänge, an Heinrichson hatte sie zu heftig erschüttert. Sie stieß sich den alten Tisch, der in ihrer Nähe stand, mit dem Fuße heran und stützte den Kopf auf, dessen zierlicher, wie zur Festesfreude aufgebundener Haarschmuck in einem seltsamen Abstich war gegen ihre plötzlich leidenden und schlaffen Züge. Nach einer Weile fuhr sie fort: „Papa, höre, ob sich vielleicht noch Etwas aus mir machen läßt!" — „Sprich, Auguste!" antwortete Murray voll aufmerkender Theilnahme. — Sie erzählte, daß ihre Tante, die nur Aufmerksamkeit und Geldmittel für ihren sogenannten Neffen, in Wahrheit aber nur „Courmacher", den Oberkommissar Pax, hätte, für ihre Unterbringung vielleicht jetzt auf andere Art etwas thun könnte.

Sie hätte neulich sich zu ihr den Weg gebahnt, wäre zur Geheimräthin gegangen, wo sie im Vorzimmer ein Bild, wozu sie selbst einst gesessen, gesehen, dann Heinrichson gefunden hätte: „Seine Geheimräthin war dabei!" erzählte sie. „Ha, ha, ha! fang' ich an zu lachen. Da zu lachen, Alter, war die reine Verrücktheit. Ich war auch verrückt. Ich lachte und schluchzte und redete noch mit Heinrichson, wie er schon längst ausgekniffen war. Heinrich Heinrichson, rief ich, bin ich Das? Sag's Deiner Liebsten, das weiße Thier da, der Vogel auf dem Bilde warst Du, Du tückischer, falscher, heuchlerischer Drache! So kannst Du lügen, wie das Vieh da! Sieh, wie's mit dem Schnabel klappert und die arme Auguste schläft oder macht die Augen zu, um Deine Teufelsaugen nicht zu sehen! Beiß mich nicht! sprach ich. Geh! Geh, ich verlange nichts für mein Kind, geh, es ist todt! Und in der Art sprach ich meine rasende Wuth vor dem geleckten Menschen aus; seine zierlich gekräuselten, geölten Locken hätt' ich zerzausen mögen. Aber er war fort. Die Geheimräthin zog die Glocke, alle Glocken im Hause schellten. Die Ludmer kam und schleppte mich an den Haaren hinaus. Wahnsinnige, kreischte sie mich an, Du machst, daß ich Dich ins Tollhaus stecken lasse! Schändliche, was willst Du hier? Nein, die Frechheit gegen meine Herrschaft, gegen einen fremden, feinen Herrn! Ich war todtblaß, stieß sie zurück und pflanzte mich auf ein Sopha, um mich zu erholen. Sie wollte mich aufreißen, ich schleuderte sie wieder zurück, daß sie auf einen andern Sessel sank und ächzte. Canaille, Du mordest mich noch! stöhnte sie. Ich sagte: Ja, Tante, das thu' ich. So saß ich zehn Minuten. Ich war zu elend, ich konnte nicht mehr sprechen. Immer dacht' ich, die Thür geht auf und Heinrichson kommt herein und sagt: Auguste, vergieb mir! Ich bereue, daß ich die Ursache Deiner Leiden bin! Ich denke täglich an Dich, wenn ich in meiner Mappe blättere und Bilder male! Vergieb mir! Ein vornehmes Weib liebt mich! Was kann ich für Dich thun? Aber der Schurke kam nicht. Die Tante hatte sich erholt, stellte sich wenigstens so und verlangte, daß ich mit ihr in ihre Wohnung ginge, die in einem Nebengebäude liegt. Ich ging willenlos hinter ihr über den Hof. Ich sage Das ausdrücklich, weil ich ausgesehen haben mag wie's Leiden Christi. Wer mich sah, mag gedacht haben: Die schlägt die Augen nieder und ist sittsam wie ein Grabesengel —" — „Wer sah Dich denn?" unterbrach Murray. „Im Zimmer der Alten," fuhr Auguste sinnend fort, „hielt sie mir eine letzte Strafpredigt und gab mir zwei Thaler. Ich mußte sie nehmen, weil ich nichts zu essen hatte. Vor ihrem Spiegel ordnete ich meine Kleider und ging. Ich elendes Geschöpf mag gedacht haben:

Vielleicht sieht Dir Heinrichson durch's Fenster nach! Ich will nicht, daß er hinter mir spottet und mich auslacht! Ich that also, als wär' ich ganz froh und hielt mich aufrecht. So kam ich nach Hause. Nach einer Stunde etwa kommt der Franz, von der Geheimräthin ein Lakai. Er macht mir einen Vorschlag. Ein Mann in seinen besten Jahren hat mich draußen bei der Tante gesehen und Gefallen an mir gefunden. Ob ich Den heirathen und dann die Gegend verlassen wollte? Habt Ihr irgend einen Gauner bezahlt, rief ich, damit ich nur fortkomme und dem Liebhaber der Geheimräthin nicht die Augen ausreiße? Der Bursch ließ sich auf nichts ein, sondern blieb dabei, daß es richtiger Ernst seiner Herrschaft wäre, den Mann dürfte er nur nicht nennen, ich sollte mit ihm nächster Tage auf einen Fortunaball gehen und ihn mir da „kobern", aber dabei sittsam sein und gescheidt und dann fort von hier. Es wär' ein Fremder, der von der Stadt rein gar nichts wüßte, auch nur dann und wann herein käme. Wenn er mich nähme und ich mit ihm davonzöge, so würde er mir ein Heirathsgeschenk von, denke Dir, Alter, fünfhundert Thalern machen. Zwar lärmte ich und polterte und drohte, ich steckte doch noch einmal das Haus der Geheimräthin an; allein, wie der Mensch ist, auf den Fortunaball ging ich doch und sah da meinen Freier. Papa, was meinst Du nun wohl, wen sie mir ausgesucht haben? Den besten Engel auf der Erde, meinen geliebten Freund von Solitüde, der mich einmal gelobt hatte, weil ich Blumen mit Bast an hölzerne Stäbe zu binden verstand und mir auf die Schultern klopfte, als ich im Grase kniete —" — „Den Inspektor?" — „Mangold! Ein Kind von siebenundvierzig Jahren! Nun zwar schon ein Bischen sehr von der Sonne getrocknet, aber rüstig und gut wie immer —" — „Kannt' er Dich?" — „Wo wird mich Der? Lieber Gott! Der kennt Bäume wieder, die aus dem Samen gezogen sind, den er gesammelt hat — aber Menschen! Ich mußte ihm ins Gesicht lachen, erst, weil ich den Kopf schütteln mußte, daß ich je in den steifen Patron hatte verliebt sein können, und dann, weil er mir possierlich den Hof machte. Jetzt nimmt er's wirklich ganz ernst." — „Aber Auguste!" rief Murray. „Man hat da einen rechtlichen, der Welt unkundigen Mann getäuscht! Du wirst doch nicht —" — „Getäuscht?" — „Auguste, getäuscht! Man hat ihm falsches Gold für echtes gegeben! Falschmünzerei! Ha! Ha! Das sind keine zwanzig Jahre Zuchthaus, die Denen blühen, die schmutzige Seelen für reine in Cours setzen! Die gehen frei aus! Die dürfen nur lachen!" — „Papa!" — „Auguste, daß Du nur eine Minute diesen redlichen Mann über Dich hast können in Zweifel lassen, Das macht Dich ja zur Hehlerin der Falschmünzerei! Darauf stehen zehn Jahre." — „Du

bist toll! Quäle mich nicht! Ich habe ja Mangold gleich ausgelacht, aber je mehr ich lachte, destomehr sollte ich sein Weib werden und ihm auf ein herrschaftliches Schloß folgen, wo er künftig wohnen wird! Das Schloß liegt gar zu einsam, er muß da eine Gesellschafterin für sein Leben haben, daß abwärts geht. Und nun kommt er alle drei Tage von Solitude herein und geht mit mir Abends spazieren und spricht von Schloß Buchau, wohin ich ihm folgen soll. Ich habe, trotzdem daß mein Arm an seinem bebt, soviel Achtung vor ihm, daß ich ihn durch mein Ja! noch nicht betrogen haben will und neulich —" — „Neulich, Auguste —" — „Neulich gestand ich ihm meinen ersten Fehltritt —" — „Nun ist's vorbei?" — Auguste schwieg. Murray fuhr fort: „Er sprang auf, riß sich aus Deinen Armen. Und das führt Dich her? Du bist verzweifelt, weil Dich Alle verstoßen, Niemand Dich mag?" — „Aus meinen Armen? Soweit sind wir noch nicht. Nein! Aber, ja," sagte Auguste und schüttelte den Kopf. „Ich bebe wie eine Pappel vor dem Manne."

„Was sagte er, als Du ihm gestandst, daß Du nicht mehr so bist, wie Du aus der Hand Gottes kamst?"

„Er sprang auf und lief dann davon und sagte mir Abschied auf immer! Und — nach drei Tagen — klopft's wieder an meine Thür —" — „Und die Vergebung kam? Auguste! Und Das zerreißt nicht Dein Herz? Da sankst Du nicht auf Deine Knie und strecktest die Hand zum Allmächtigen aus, der seine Himmel öffnet und einen Strahl seiner Gnade zu Dir herabsendet? Wirklich, Du schweigst? Er vergab Dir! Der edle Mann, der nahe seinem funfzigsten Jahre noch auf Liebe und Unschuld hoffte?" — „Ja!" sagte Auguste in der That schmerzbewegt. „Was soll ich nun thun! Das Eine vergab er mir, aber das Andere — es ist so Vieles!" — „Erzähle, warum er Dir vergab, und ich sage Dir, ob ein solcher Engel auch über das Andere hinwegkommt! Warum vergab er Dir, daß Du eine Gefallene warst, Mutter von einem Kinde?" — „Weil Buchau weit und einsam wäre," sagte Auguste, „und kein Mensch dorthinkäme als nur zuweilen der König und die Königin, wenn ihnen die Krone zu schwer würde. Unter den alten Eichen, wo der Mensch ganz allein sich selbst gehörte und nur vor Gott Rechenschaft abzulegen hätte, da vergäße man Vieles und an rechter Stelle nähme sich jeder Baum, auch wenn er schief und krumm gewachsen wäre, angenehm aus, an Teichen hätte man's gern, wenn die Trauerweiden, die mit ihren langen Zweigen hineinlangen, gebeugt ständen. Dabei gab er mir die Hand und sagte: Er hätte mich schon als Kind lieb gehabt!"

Murray schwieg eine Weile, dann erklärte er: „Der Teich

ist die Gnade und die Weiden sind die Reue. Mein Kind, lache nun nicht mehr! Spotte die Regungen eines besseren Gefühls nicht aus Deiner Seele hinweg! Wie ging es denn mir, da Dein Vater mich dem Leben zurückgab? Ich trotzte nicht mehr, ich erkannte eine höhere Allmacht und fühlte die starke Himmelshand sichtbar, als wir auf dem Meer von den Stürmen gepeitscht, in den Wellen hin- und hergeschleudert wurden. Ich war noch verstockt, als ich in Hamburg das Schiff bestieg, verstockt, als ich Land sah, die Dünen der Schelde und des Rheins; aber draußen im großen Ocean da wurd' ich demüthig und was ich in einem Sturm gelobte, wo eine einzige Welle vom Schiff fünf Menschen neben mir fortspülte in den Abgrund, Das hab' ich gehalten, habe gearbeitet, gebetet und auf mich selbst gelauscht. Ich bin kein Frömmler. Aber wenn es mir schlecht ging in Amerika, so nahm ich zwölf Bibeln von einem Buchbinder, gab meine letzten Kleider auf einen Tag bei ihm dafür zum Versatz und ging mit meinen zwölf Bibeln in die Häuser hausiren. Wo eine Dienstmagd am Brunnen wusch, stellte ich mich zu ihr und bot ihr das Buch der Bücher zum Verkauf. Kein Mensch ist so arm, daß er nicht ein Ersparniß anwendete, sich eine Bibel zu kaufen. In einem Vormittag schon hatte ich bei den Aermsten zwölf Bibeln verkauft und mit Vortheil! Ich brachte das Geld, bekam meine Kleider und konnte am Nachmittag noch neue zwölf absetzen. Ich machte kein Geschäft daraus. Nur immer wenn ich zu sehr darbte, wenn mir nichts mehr übrig blieb, als betteln zu müssen, dann half ich mir mit den Bibeln. Mein Kind, nochmals, ich frömmle nicht; ich bin blos ein Mensch, der fühlt, daß er die Welt nicht hat erschaffen können. Wer sich Das sagt, Dem hilft die große Hand, die mit dem Erdball wie mit einem Kreisel spielt! Mädchen, halte sie fest, diese ersten Schauer innerer Einkehr! Wenn sich ein edles Herz fände, das Dich erlöste —" Auguste schien erschüttert, zuckte aber doch spöttisch mit den Lippen. „Mädchen," rief Murray erregter. „Trotze nicht gegen Dich selbst!" Auguste wollte aufstehen. „Auguste, Du bleibst! Hörst Du meine Worte! Verflüchtige die bessere Regung nicht! Gieb diesem Hämmern in Dir, diesem Klopfen Deines Gewissens Gehör!" Auguste versuchte zu trällern und wollte fort. „Nieder!" rief Murray und warf die Binde auf die Stirn. „Herr Gott, was willst Du?" antwortete das Mädchen, das gleichsam nur sich selbst hatte entfliehen wollen, zitternd. Auguste erschrak vor Murray, fürchtete sich vor ihm. Er hatte ihre beiden Hände ergriffen und drückte sie mit Gewalt auf den Stuhl. Sie, von Furcht gepackt, zitternd vor Angst, beinahe auch über sich selbst, drängte von ihm loszukommen. Er bat, er flehte, sie sollte eingestehen, daß sie

elend, eine Verworfene, eine Sünderin wäre. Sie stieß ihn zurück. Da warf er die Binde vollständig von seinen Augen fort. Flammend und groß brannten jetzt zwei mächtige Augenkerzen auf sie nieder. Sie hätte schreien mögen. „Laß mich!" flehte sie und wollte fort. Den Hut hatte sie schon in der Hand. Murray aber schleuderte den Hut und den schwarzen Flor, den er vorm Auge trug, von sich und rief: „Nieder, Auguste! Nieder!" wiederholte er und schlug seine beiden Augen so voll und so hell auf, daß sie wie zwei Flammen in der Nacht leuchteten. „Falte die Hände!" rief er, wie ein Thierbändiger in einem Käfig einen Panther ergreifen und auf die Erde schleudern würde. „Falte die Hände! Bete im Geiste nach, was ich laut sprechen werde!"

Auguste ließ das Haupt sinken, hielt die Hände, die auf ihren Schooß wie ohnmächtig niedergeglitten waren, so zusammen, wie sie Murray ihr gefaltet hatte und hob die bebenden Lippen, indem ihre Augen starr und wie irr an den Augen Murray's hingen. Dieser sprach: „Nicht zu Dir, Herr des Himmels, red' ich! Denn ich kenne Dich nicht und meine Augen sind trübe. Zu mir selbst will ich sprechen! Zu meinem eigenen innern Geist! In mich selbst will ich blicken, in mein eigenes innerstes Herz. Der Gott, der mich geschaffen hat, wird mir zur Seite stehen und mir deuten, was ich sehe und fühle. Ich fühle mich elend und ich sag' es mir nicht! Ich fühle mich in tiefster jammervollster Trostlosigkeit und ich lache Derer, die mir Erquickung bieten. Wer bin ich, o Allmächtiger! Ein Haufen Erde, in dem die Würmer wühlen werden, wenn meine Stunde gekommen ist. Ich bin Staub, Asche. Ein Todtenkopf sieht mich einst an, wenn ich in den Spiegel blicke, und die Lippen, die einst frevelten, spöttelten, sagen mir jetzt schon: Das wird auch einst Dein Bild werden. Auf dem Kirchhof liegen wir einst so alle. Aber giebt es eine Schönheit, die unvergänglicher wäre, als die der Seele? Die Schönheit eines reinen Herzens schon hier auf Erden? Wie schmückt Jeden unter uns eine friedfertige kindliche Gesinnung! Wie schön steht uns zu dulden und nicht zu murren wider das Geschick! Der Himmel hat mir nicht lächeln wollen. Ich weine d'rob! Ich armes Kind, das ich unter Unglücklichen und Bösewichtern aufwuchs, die Eltern nicht kannte und mit ihnen nichts vom Jugendglück kannte. Aber prüfe Dich recht, mein Herz! Nahmst Du nicht jedes Deiner Mißgeschicke für eine Entschuldigung Deiner Fehler? Sagtest Du Dir nicht: Wie kann ich auf die Zufriedenheit mit mir selbst bedacht sein, hab' ich doch keine Freude, als die flüchtige der Selbstvergessenheit? Ach, es wird die Stunde kommen, Auguste, wo Du

an Deinem Ohr' die Worte hören wirst: Wie war sie schön und wie verblühte sie! Du wirst hören, daß man Andere preist und Die, die Du am meisten verachtetest, weil Du ihre Seele kanntest, die werden sich vor Dir brüsten und sich rühmen, daß an ihren Blättern der welkende Herbst erst um einige Tage später erscheint! Ach, dann werd' ich nach ewiger Schönheit suchen und sie nirgends finden, als in Bescheidenheit und treuer Liebe. Treue Liebe! Du süßestes Kleinod der edlen Frauenherzen! Treue Liebe! Du Schmuck der Armen. Du, der einzige Stolz der Geliebten, wie das Kind, so schwach und so unschön es sein mag, doch der beste Schmuck seiner Mutter ist! Treue Liebe! Wer bringt mir Deinen Hauch, daß ich ihn in meine Seele ziehe, wie einen Duft der Opfer, die dem Herrn angenehm sind, daß ich ihn wieder ausströme in ein Herz, das zu mir noch Hoffnung fassen kann! Ach, daß der Gute, Edle, Vergebende sein sanftes Auge auf mir ruhen ließe! Daß ich die letzten gesammelten Reste meiner besseren Natur, die ich doch aus mancher stillen Abendstunde kenne, dem schon früh Geliebten bieten dürfte wie die arme Wittwe ihr Erspartes mit der Aermern theilt! Weiche nun von mir jede Verstellung! Ich will mein Auge niederschlagen auf der Straße, ich will Dem, der mich frägt, was mir fehle, sagen: Ich bin krank! Ich will Schmach erleiden, will noch einmal, zum letztenmal versuchen, ob eine gütige Hand mich aus diesem Dunkel führt. Und wär' es nicht — wäre auf meiner Stirn das Zeichen vergangener Irrthümer zu tief eingebrannt, nimmt er mich nicht hinüber in die Luft, die da läutert, an die Quelle, die da reinigt — auch dann, auch dann, o Herr des Himmels, soll mich nicht die Verzweiflung fassen, sondern nur die Reue. Ich will, o mein Gott, in mich sehen, ich will den Trost der Menschen suchen, die mit mir beten und die ein gleiches Bedürfniß getrieben hat, mit ihrem Herzen zu sprechen und auf die ernsten Fragen der Seele mit Ernst zu antworten. Dies Beten hört nur Gott und der spottet Deiner nicht. Der weint mit Dir, der freut sich mit Dir! Der ist Dein Widerhall! Und hörst Du den Widerhall, der aus Deinem Herzen tönt, das stille Getröstetwerden, so ist's Gott, der in Dir wohnt. Dann ist er Dir nahe! Glaube ihm! Vertraue ihm! Hoffe auf ihn! Von nun an in Ewigkeit und die Zeit Deines vielleicht nur noch kurzen Lebens. Amen!"

Als Murray dies Gebet beendet hatte, ergoß sich Auguste in einen Strom von Thränen. Sie, die seit lange nur noch vor Ungeduld geweint hatte, weinte in der That vor Reue und vor dem Gedenken ihrer tiefsten Hoffnungslosigkeit. Murray, der mit gefalteten Händen vor ihr gestanden hatte, griff tröstend

nach ihrer Hand und zog sie empor. Sie ließ Alles geschehen, was er mit ihr begann. Er ergriff die Binde wieder, reinigte sie vom Staub und legle sie ruhig über seine Stirn. Dann sagte er: „Wann kommt Mangold?“ — „Heute Abend, aber spät! Er ißt immer erst irgendwo zu Nacht —“ In diesem Gebet und der Uebereinstimmung mit Murray's Worten hatte sich die ganze Sehnsucht offenbart, daß Mangold sie von ihrem jetzigen Stand erlösen und an seine reine Brust ziehen möchte. „Du wohnst noch in der Königstraße?“ sagte Murray. — „Neben dem Café Richter —“ — „So komm' ich heute, wenn Mangold kommt —“ — Auguste stand ermuthigter und gestärkter von diesen Worten, dieser Aussicht auf Trost und Beistand und den guten Einfluß auf jenen Edlen von dem Sessel, auf den sie nach dem Gebete gesunken war, auf, zog ihren Shawl über, trocknete ihre Thränen und suchte ihr feuchtes Taschentuch zu verbergen. Sie wollte gehen, ohne ein weiteres Wort zu sagen. Murray rief sie aber in der Thür noch zurück. „Auguste,“ sagte er, „ich habe Vertrauen! Glück bessert Thorheit, Glück bestärkt die guten Vorsätze! Man muß nicht Alles vom Unglück erwarten. Das Unglück verhärtet, verbittert uns nur. Du bedarfst nun Glück! Du mußt nun nicht darben! Du hast Schulden! Da! Nimm!“ Damit hatte er die Schublade aufgezogen und reichte Augusten nach kurzem Suchen ein Papier hin. Es war eine Banknote von fünfzig Thalern. Auguste gab ihm das Papier zurück, schüttelte schweigend den nothdürftig geordneten Kopf und wollte fort. Das Wasser in ihren Augen war nicht zu dämmen. Murray drängte ihr das Papier auf. Sie blieb dabei, es nicht zu nehmen, sondern sagte nur: „Unten der Mullrich, der Wirthin, schuld' ich vier Thaler. Sie läßt mich vielleicht nicht durch — wenn ich durch die Hausthür will!“ Murray gab ihr diese vier Thaler. Auguste nahm sie, wickelte sie in ihr Tuch und ging ohne aufzublicken, ohne ein weiteres Wort des Abschiedes, ohne ein Phrase, einen Seufzer von dannen.

Murray kannte diesen Zustand und nannte ihn für sich den des gebrochenen Rohrs. Auch ihn hatte der Auftritt erschöpft. Er klopfte und bat um frisches Wasser. Luise ergriff selbst den Krug und ging hinunter, um im ersten Hofe Wasser zu holen. Murray beobachtete das Wetter. Er kehrte in sein Zimmer zurück. Er nahm einen Regenschirm, setzte den Hut auf, schloß die Thür und zog auf der Galerie alte hellgrüne waschlederne Handschuhe an. In Gedanken versunken ging ihm dies Alles langsam. Er hatte den linken Handschuh an und wollte eben den rechten anziehen, als Luise mit dem Kruge schon wieder da war. Sie nahm ein Glas aus ihrer Küche, schwenkte es und

schenkte es aus dem Kruge voll. Glücklich, wer ein Gewissen hat, das sich nur manchmal so trübt wie ein eben am Brunnen gefülltes Glas, das nur von den tausend Tropfen krystallreinen Wassers beschlagen wird! dachte Murray, als er das frische Wasser trank.

Nachdem er fort war und Luise in ihr Zimmer zurückkehrte, hörte sie im Glase, das sie wegstellen wollte, einen sonderbaren Klang. Der prächtige Ring von Gold und Edelsteinen, den Murray am Finger gehabt hatte, lag auf dem Boden des Glases. Seltsam! dachte sie in längeren Pausen. Hat er ihn vergessen? Oder soll's ein Geschenk sein? Wer ist dieser Mann? So arm! So reich! So niedrig! So groß! So schwach! So stark! So kindlich! So weise! So offen, so räthselhaft! Wie gelähmt vor Schreck stand sie und betrachtete das funkelnde Geschmeide — wünschte aber die Nacht herbei, um es dem wunderbaren Nachbar zurückzugeben.

Vierzehntes Kapitel.

Eine Hexenküche.

Was zwischen den königlichen Herrschaften und dem Fürsten Egon von Hohenberg auf Schloß Solitüde vorgefallen war, hatte allgemeines Aufsehen erregt. Alle Welt sprach von jener rührenden Scene, vom Choral und den Thränen der Königin. Drommeldey hatte eine Anekdote mehr gewonnen, die mit seinem Wagen die Runde bei allen vornehmen Herrschaften machte. Auch die Trompetta war dem Vorfall so nahe gewesen, daß sich die Nähe bald im Munde der Wiedererzähler in wirkliche Abwesenheit verwandelte. Man pries das Herz des Monarchen, man bewunderte den Takt seiner Gemahlin. Man stritt darüber, welchem Gefühl die Scene am wohlthuendsten müßte gewesen sein, und kam darin überein, daß wohl die junge Fürstin die reinste Freude dabei empfunden hätte; denn sie war es, sagte man mit der eigenthümlichen Sentimentalität jener Regionen, die den König glücklich sah. Lauschte man doch von allen Seiten in des Königs Umgebung auf Momente, wo eine innere Freude aus seinem durch die Zeitverhältnisse eingeschüchterten Gemüthe drang! Der König hat gelacht! Ein solches Wort flog mit Blitzesschnelle bei einer Cour durch den Mund von hundert Menschen und die „kleinen Cirkel" endeten dann noch einmal so gut; die Hoffnung auf eine Lösung der die Krone bedrohenden Wirren schimmerte

dann etwas heller. Man hoffte dann auch wieder auf Befreiung von einem Ministerium, das die Noth des Augenblicks dem Regentenhause aufgedrängt hatte.

Dies war aus entschieden lästigen Bestandtheilen, Kaufleuten, Frabrikanten und ähnlichen „Emporkömmlingen" zusammengesetzt. Einige renitente Beamte, besonders aus der Richtersphäre, hatten die Verwirrung, die in den höchsten Kreisen herrschte, noch vermehrt. Das Vertrauen auf die alte unbedingte Hingebung der Bureaukratie war bei Hofe untergraben. Man sah sich wie auf dem stürmenden Meer nach einem rettenden Ufer, nach einem Leuchtthurm, wenigstens einem Lootsen um. Das Drängen um die Ehre des Steuerruders war so groß, daß es Keiner besonders kräftig erfassen konnte. Eine allgemeine Rathlosigkeit lähmte den Staatsorganismus, der sich neue Formen aneignen sollte und keine Seele für diese Formen hatte. Der bevorstehende Landtag, weit entfernt, einen Halt, eine rettende Planke für die Schiffbrüchigen zu bieten, war voraussichtlich nur die Veranlassung neuer Verwirrungen. Schon jetzt konnte man mit Bestimmtheit prophezeien, daß sich das Ministerium ihm gegenüber nicht würde behaupten können. Und zu militärischem Druck, zu Gewaltmaßregeln allein, schämte man sich, schon jetzt zu greifen. Man wollte so gern den Schein der Gedankenfreiheit behaupten, wollte manche Idee verwirklicht sehen, die ohne Unterstützung der Ueberzeugungen keine Dauer versprach.

Niemand war von allen diesen Wirren mehr ergriffen, als eine Dame, die wir zwei Tage nach dem im Vorangehenden geschilderten Septemberdonnerstage am Samstag Abend bei trübem und regnerischem Wetter schon um sechs Uhr Abends auf ihrem gelben Sopha bei gedämpfter Beleuchtung einer großen Lampe, ausgestreckt, die Füße mit einem Shawl belegt und melancholisch genug gestimmt erblicken. Pauline von Harder befand sich in ihrem ostensiblen Boudoir, dem uns bereits bekannten Zimmer Gelb in Blau. Sie schlug die Arme zusammen und sah auf eine Schreibmappe nieder, die mit einer Feder auf ihrem Schooß ruhte. Das Dintenfaß war in der Schreibmappe selbst angebracht. Eine andere Dame, die alte Ludmer, breitete ihr den Shawl auf den Füßen aus, damit sie sich des Frostes erwehrte, der sie bei dem trüben und plötzlich sehr herbstlich gewordenen Wetter überschauerte. Auch die Ludmer hatte eine Art Schreibanstalt an dem runden Tische von Mahagony vor sich. Auf einem Blättchen notirte sie mit einem Bleistift.

„Wie kalt es ist —! Es ist sechs Uhr und schon finster!" seufzte die Geheimräthin. — „Der Herbst kommt dies Jahr so früh," schnarrte die alte Gesellschafterin. — „Der Sommer war

zu schön und wie wenig hab' ich ihn genossen." — Die Ludmer antwortete mit einer aufrichtigst zustimmenden Geberde. Ein Bedienter trat eben ein und ließ die Vorhänge nieder. Es war Franz. „Bei den Wäsämskoi's drüben schon Licht?" fragte Pauline. — „Noch stichdunkel!" antwortete Franz. — „Hat der alte Herr von drüben wieder unser Haus so oft angeglotzt?" fragte die Ludmer. Franz antwortete: „Heut' früh ging er wohl zehnmal vorüber und schien Lust zu haben, zu klingeln. Immer besann er sich wieder und wandte sich dann nach der Stadt." — „Sollt' er die kühle Visite der Fürstin gut machen wollen?" fragte die Geheimräthin. — „Was?" sagte die Ludmer, die vielleicht jemand Anders im Sinne hatte. „Ach, Du meinst den alten Hauslehrer?" Franz wußte darauf keine Antwort und ging mit der Bemerkung, der Alte hieße Rudhard, aus dem Zimmer. Die Ludmer begann jetzt zu plaudern, zu berichten, zu unterhalten. Sie erzählte von dem jungen Maler, der dort drüben bei Helenen's Schwester und ihren Kindern wie eingebürgert verweilte. Sie erzählte von dem stadtbekannt gewordenen Rendezvous in Solitüde, von großen Scenen zwischen Mutter und Tochter.

„Erinnere mich nicht an diesen Tag!" begann Pauline leidend. „So sich in seinem eigenen Manne prostituirt zu sehen! So Gegenstand des Spottes in dem Menschen, der unser natürlicher Schutz, unsre Ehre sein sollte! Ich kann mir denken, daß in allen Gesellschaften von Henning's stupider Miene gesprochen wird!" — Die Ludmer richtete ihre stechenden Augen auf die Geheimräthin und sagte mit tiefster Besorgniß; „Ja, ja! Zu unserm Dienstag-Diner haben der Oberhofmarschall und Graf Franken absagen lassen —" — „Es sollte mich gar nicht wundern, wenn wir in förmliche Ungnade fielen," erwiederte Pauline. — „Nur wegen der Solitüde?" sagte die Ludmer mit schärferm Blick zu ihrer Freundin und Gebieterin hinüberschielend und ihre Dose anschlagend. — „Ich weiß, was Du sagen willst," antwortete Pauline. „Man erklärt mein Haus jetzt für den Sammelplatz der Opposition. Man sagt, ich machte Partei, ich wäre übergelaufen. Aber laß sie nur! Das freut, das ermuthigt mich. Ich thue in der That gar nichts, was diesen Vorwurf verdiente, und man kann von einer intelligenten Frau nichts Schmeichelhafteres sagen, als daß sie intriguire, während sie nichts thut. Ihre Intelligenz, das ist diesem Volk allein schon Intrigue. Null, Null soll man sein, ja noch unter Null und zu Weihnachten nur für den Frauenverein sticken oder bei den Wohlthätigkeits-Ausstellungen Boutike halten." — „Nichts thun, Beste?" sagte die Ludmer und nahm eine Prise. „Ist nicht auch Werdeck wieder zum Dienstag eingeladen? Bist Du nicht in offener Ausstellung

auf dem Kunstverein in Ekstase gerathen über das Bild seiner Frau und hast diese Person wieder an Dich gezogen, trotzdem, daß sie Jedermann flieht und Du ihr seit ihrer Spionage in Bielau auch mißtraust?" — „Wie kommst Du auf diese Zufälligkeit? In Bielau? Spionage?" warf die Geheimräthin ein. „Welches Interesse könnte die Frau, die aus Polen stammt und in mir ganz fremden Verhältnissen aufwuchs, veranlassen, sich um unsere Vergangenheit zu bekümmern?" — „Kind! Du weißt nicht, wie sie Dich Alle umschleichen und belauschen! Daß zum Dienstag nicht die Trompetta, die Flottwitz, Niemand vom Bundesrath gebeten ist, giebt sogleich Gerede. Bist Du nicht ein Herz und eine Seele jetzt mit der d'Azimont, die die zweifelhaften politischen Gesinnungen des Fürsten Egon beherrscht, und was ist alles Das gegen Deine neueste Grille!" — Pauline lachte mit der Ueberlegenheit eines starken Geistes über einen schwächern. „Du sprichst," sagte sie, „von meinem Ankauf eines gelesenen Journals! Wer allein nennt das Grille, als eine Natur, wie die Deinige, die sich um öffentliche Dinge nicht kümmert!" — „Ich dächte, wir hätten an unsern geheimen genug —" sagte die Ludmer scharf und sah auf ihr Papier, während sie den Bleistift probirte und aus einem Futteral, das neben ihr lag, eine Brille zog, die aus alter Gewohnheit ein einfacher sogenannter Nasenquetscher war.

Pauline schwieg eine Weile und kam dann durch eine leicht erklärliche Ideenassociation auf Heinrichson. „Wie selten sich seit einiger Zeit Heinrichson macht!" sagte sie seufzend. — „Deine Schuld, gutes Kind!" antwortete die Ludmer durch die Brille näselnd. „Wie konntest Du in dem Grade jugendliche Leidenschaften verrathen, daß Du mit ihm eine Scene spieltest, als ihn hier das abscheuliche Ding, die Auguste, wie rasend anfiel?" Pauline schwieg eine Weile und stützte das Haupt auf. „Ja, ich hatte mein Alter vergessen!" sagte sie seufzend. „Sonst, wenn ich entdeckte, daß meine Freunde treulos waren und nicht Farbe hielten, hob ich Dolche empor. Wo sind diese Zeiten hin!" — „Heinrichson ist doch aufmerksam und weiß, was Du ihm bist und wie Du ihm nützest. Aber mit ihm zu boudiren —" — „Um eine Leda!" — „Du hast es nun! Er nahm die Scene für Affectation und kommt seltener. Diese Männer wie Heinrichson fürchten sich vor nichts so sehr, als vor Scenen." — „Doch ist er ja wärmer, ja zärtlicher als sonst —" — „Franz — hat ganz Recht —" — „Franz? Lässest Du denn nie dies Spioniren, Charlotte! Franz sieht nur, was er merkt, was wir gesehen wünschen." — „Die Visiten Heinrichson's bei der d'Azimont kann Keiner erfinden!" — „Verleumdung! Heinrichson

arbeitet an ihren Erinnerungsblättern. Soll mich nun gar vor Helenen fürchten? Dann wäre Treue und Glauben aus der Welt gewichen. Schwelgt sie nicht in dem Entzücken ihrer endlichen Aussöhnung mit Egon! Sie lag heute weinend an meiner Brust! Diese Freudenthränen! Dieser Herzensjubel! Die Glückliche! Ah!" — setzte sie nach einigen Augenblicken hinzu, „ich will meine Tagebuchnotizen machen." — „Und ich den Speisezettel für Dienstag," ergänzte die Ludmer trocken und schüttelte den Kopf und behielt die Gedanken, von denen sie sah, daß sie keinen Anklang fanden, für sich.

„Sonnabend, den 20. September," sagte Pauline halbblaut und schrieb seufzend Notizen auf, die sie theils wiederholte, theils nur flüsternd für sich hinsprach. „Elf Uhr — Besuch Helenen's. Glücklich und entzückt. Rückfahrt von Solitüde. Ueberraschung. Kindliche Hingebung Egons —" Die Ludmer sprach gern etwas laut, wenn sie dachte und schrieb, als wenn ein Feldherr seinen Operationsplan gegen einen gerüsteten und kriegskundigen Gegner entwirft, über das bevorstehende große Dienstagsdiner: „Pürée von weißen Rüben mit Filets von Enten und Parmesan-Croutons —" — „Egon's Eindruck bei Hofe" — fuhr wieder ihrerseits Pauline fort. „Mein Lächeln fällt Helenen auf — ich lächle über mich — Warum? — Weil ich mir manchmal wie die Sibylle vorkomme, die in einer Höhle sitzt und die Menschen in ihrem Wahn sich durchkreuzen sieht, während ich im Buche ihrer Schicksale lese —" — „Spanische Pasteten mit Rebhühnern," sagte die Ludmer und fügte still für sich, aber mit Nachdruck hinzu, „von Rebhühnern en Salbicon —" Der Nachdruck galt den Tagebuchnotizen. — „Wüßten alle Menschen, was ich weiß, wüßten sie, wie ich auf meinem Dreifuß sitze, der Priesterin von Delphi gleich — ich lächle und warte meine Zeit ab —" — „Rinderbrust — glacé mit Chalotten —" — „Helene fürchtet für die Zukunft —" ließ sich Pauline schreibend nicht irre machen — „trotzdem sie den Augenblick besitzt. Egon will die politische Carrière beginnen. Nichts ist den Frauen gefährlicher, als der Ehrgeiz der Männer. Ein Mann, der den Ruhm liebt, opfert ihm gewöhnlich zuerst sich selbst und dann noch leichter Alle, die in seinem Selbst leben. Helene fürchtet die Umgebungen Egon's und hofft, daß Rafflard sein Versprechen, sie sämmtlich zu entfernen und das ganze Nest aufzuheben, wahr macht." — „Gänse à la Broche mit farcirten Gurken à la Sauce —" Die Geheimräthin hatte aber trotz ihrer idealen Anschauung gleichfalls nicht unterlassen, auch auf die Ludmer manchmal hinzuhören und zu prüfen, was die erprobte Erfindungsgabe der Freundin zusammensetzte. Sie nahm das Blättchen und las die schriftstellerischen

Producte der Ludmer durch. Die Ludmer nahm eine Prise. „Ist Das der erste Gang?“ fragte Pauline. — „Der erste Gang!“ — „Ich vermisse,“ sagte die Geheimräthin, die gleichfalls gastronomische Phantasieen hatte, eine Kennerin der Tafelfreuden und längst zu der Erkenntniß gekommen war, daß man sich viele und gerade die geistreichsten Menschen dauernd und wahrhaft treu leider nur durch Diners und die sinnige Wahl ihrer Leibgerichte verbindet; „ich vermisse,“ sagte sie, ein Hochepot von Wurzeln à l'Anglaise für meinen guten Justizrath, der seine Frugalität drollig genug immer dadurch zu beweisen sucht, daß er nach Gemüsen verlangt und von guter Hausmannskost spricht in Zeiten, wo es keine Gemüse giebt.“ — „Ist der Justizrath denn auch eingeladen?“ — „Der Vater und die Tochter! Ich bin sehr undankbar gegen den ehrlichen Menschen und hab' ihm seit seiner edlen Aufopferung für meine Interessen viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt.“ — „Er war gestern hier, um Dich, wie es schien, angelegentlichst zu sprechen.“ — „Und das sagt man mir nicht?“ erwiderte die Geheimräthin entrüstet. — „Ich mochte nicht — der Mann wird alt — Er zeigte sich ängstlich!“ — „Worüber? Ein Schlurck ängstlich — Du sprachst ihn also?“ — „Es kämen,“ sagte er, „Anfragen, Vorwürfe wegen der übereilten Haussuchung bei den Wildungen — man setze ihm mannigfach zu, wolle Auskunft über Dies und Das — er quengelte mehr, als ich je von dem Mann erwartet hätte.“ — „Dann lad' ich ihn nicht ein!“ erklärte die Geheimräthin entschieden. „Furchtsame Menschen stören unsern Lebensmuth. Nie wird man von Paulinen sagen, daß sie ihre Freunde vernachlässigt: aber auch keine Entmuthigung von dorther, von wo man Stärke erwartet!“ — „Von seiner Tochter sprach Schlurck auch,“ berichtete die Ludmer. — „Sie ist verlobt mit Lasally —“ — „Nein doch, nicht förmlich — sagte er. Auch bräche sie solche Verhältnisse ab, wie sie sie anknüpfte. Sie wäre vorgestern gleichfalls in Solitüde gewesen und hätte sich, nach Hause gekommen, so gegen Lasally gebehrdet, daß diese Verbindung jetzt weniger Möglichkeiten für sich hätte, als früher —“ — „Sie hat den Prinzen wieder gesehen, Dankmar'n, Siegbert Wildungen — die alten Leidenschaften regen sich wieder — Hm! Wir wollen Schlurck und Melanie doch einladen. Vergiß sie nicht!“ — „Und Werdeck und die Deputirten?“ — „Werdeck und die Deputirten! Justus vor Allen!“ — „Justus? Den Heidek —“ Die Ludmer machte eine Miene, als röche es plötzlich nach Dünger. Sie hatte für Politik keinen Sinn. Sie schüttelte den Kopf und drückte wieder die Brille, die sie beim Sprechen abgenommen hatte, auf die gequetschte Nase, so, daß sie im Sprechen einen schnüffelnden Ton bekam. „Die Depu-

tirten!" näselte sie. — Pauline aber abbrechend fuhr fort in ihren Notizen: „Egon läßt sich wählen — Dankmar Wildungen macht dabei den Vermittler — Helene fürchtet diesen Entschluß, fürchtet die Wildungen, fürchtet Louis Armand's Einfluß, — fürchtet Alles, was sie von Egon trennt — Nachrichten aus Paris — d'Azimont wird immer kränker — Egon spricht von der Nothwendigkeit und dem Glück legitimer Verhältnisse — sie klagt mir's." —

Die Ludmer hatte eben sehr aufmerksam zugehört und fragte, was legitim wäre? Pauline lächelte und sagte: „Legitim, liebe Charlotte, heißt, wenn nicht sittlich, so doch gedeckt durch die Sitte. Du guter Egon! Wenn Du wüßtest, was sich alles legitim nennt! Du willst für die legitimen Verhältnisse auftreten! Aermster! Kenntest Du die Memoiren Deiner Mutter!" — „Pst!" sagte die Ludmer und schrieb satyrisch grinsend und lachend: „Filet von Seezungen à la maître d'hôtel! Ha! Ha! Ha!" — „Um zwölf Uhr Rafflard's Besuch — er soll kein Jesuit sein — seitdem ihn Helene erkannt haben will — nimmt sie ihre Verleumdung zurück — Rafflard soll ein ganz gutes Herz haben — ich finde ihn ergeben, gut aus zuviel Erschöpfung, um böse zu sein; aber nicht zuverlässig — sein Blick ist nicht offen — er sagt: Madame, der Schein des Dienens ist der größte Herrscher — Eine Reminiszenz, die er gut befolgt. Seine Absichten sind in Dunkel gehüllt — er war bei Hofe — verkehrt mit Voland von der Hahnenfeder — verbindet diesen Zauberer mit dem Probst Gelbsattel — ist überall und nirgends — Rafflard will den Bund sprengen, der den Prinzen Egon von Hohenberg umstrickt hält — fürchtet viel von einer Annäherung Egon's an jenen Rudhard — eine Aussöhnung, die Helene noch nicht einmal erfahren hat, weil sie Rudhard haßt und wahrscheinlich Egon sie damit zu kränken fürchtet — Louis Armand ist Egon's böses Princip — Rafflard wird in Egon's Umgebung aufräumen und ihr den Alleinbesitz ihrer Liebe sichern — sein dunkles Wühlen — Pariser Aufträge — Rafflard scheint mir fähig zu sein, die Rolle selbst eines Banditen —" — „Maccaroni à la Bechamelle" — sagte die Ludmer, aber wie in der Zerstreuung. Denn sie erschrak vor dieser Charakteristik des Herrn Sylvestre Rafflard, der die Geheimräthin so interessirte, daß sie im Notiren fortfuhr: „Rafflard hat eine gute französische Aussprache und corrigirt Andere ohne zu verletzen — Er ist räthselhaft. Um ein Uhr — eine Zumuthung der Flottwitz — abgelehnt —! Ein Besuch der Trompetta nicht angenommen! Buchhändler Schröpfer besucht mich auf meinen Wunsch und giebt mir Details über das politische Journal: „Das Jahrhundert," das ich kaufen will —" — „Pau-

line!" rief die Ludmer vorwurfsvoll und unterbrach diese letzte Tagebuchnotiz, die die Geheimräthin mit einiger Schalkhaftigkeit aussprach, weil sie nur prüfen, nur forschen wollte, welchen Eindruck sie auf die Erfinderin ihres nächsten großen Küchenzettels machen würde. „Nun?" sagte die Geheimräthin, den Kopf aufrichtend. „Schröpfer — das Jahrhundert — Guido Stromer —" — „Aber Pauline —!" Die Ludmer dirigirte einen langen schmerzlichen Blick auf ihre Freundin und langjährige Pflegebefohlene. Und da sich diese nicht irre machen ließ, sondern nur sagte: „Nun? Nun?" so stieß sie über diesen Rückfall in die ihr verhaßte Literatur einen ihrer tiefsten Seufzer aus und syllabirte, indem sie notirte, mit betrübtestem Ausdruck und gen Himmel blickend: „Kalekut — Hirschzimmer — mit Salat — Kirschengratin — Gelée von Citronen und geschlagener Sahne mit Marasquino und Biscuits!"

In diesem feierlichen Augenblick, den nur etwas das schadenfrohe Lächeln der Geheimräthin profanirte, trat Franz herein und übergab der Ludmer einen Brief. „Durch das Gartenamt vom Schloß!" sagte er. „Der Geheimrath hatte ihn vergessen. Er ist schon heute früh abgegeben." Die Ludmer betrachtete das Siegel und erbrach es. Der Brief war an sie gerichtet. Die Geheimräthin fragte bei dieser Gelegenheit, wo Excellenz wäre?" „Im Theater!" hieß es. Franz, dem nichts weiteres geheißen wurde, ging und die Geheimräthin zog naserümpfend den Mund. „Im Theater!" sagte sie für sich. „Er hat gewiß wieder ein kleines Verhältniß, das mit irgend einer moralischen Niederlage, wie im Meubleswagen endigen wird! Die gute Lehre, die ihm Melanie gegeben, hat nicht lange gefruchtet. Eine wirkliche Schauspielerin wird es verstehen, ihm noch eine längere Nase zu drehen als diese Dilettantin in der Komödie." Indem bemerkte Pauline, daß die Ludmer durch die Lectüre des eben empfangenen Briefes in große Aufregung versetzt wurde. „Was hast Du?" fragte sie, als die Ludmer die Brille abnahm und aus ihren schwarzen Augen einen stechenden, höchst erstaunenden Blick auf sie richtete. „Das sind schöne Sachen!" sagte sie. „Lies!"

Pauline nahm den Brief, dessen Aeußeres etwas Unförmliches hatte und fast wie ein Dienstrapport aussah. „Von wem ist er denn?" fragte sie. — „Sieh nur! Das sind schöne Sachen!" Pauline sah zuerst auf die Unterschrift. Sie lautete „Mangold, königl. Garten-Inspektor." Ist das wegen —" fragte sie. — „Wegen Augustens!" sagte die Ludmer und ging zornig im Zimmer auf nnd ab.

Pauline las einen energischer Protest des braven Mannes gegen die Zumuthung, die man ihm gemacht hatte, eine Person

zu heirathen, von deren Lebenswandel ihm zuletzt zu viel des Unheimlichen berichtet wurde. Es kamen Stellen in dem Briefe vor, wie: „Wie konnten Sie wagen, auf meine Leichtgläubigkeit, Dummheit und von den Städten zurückgezogen lebende Einfalt hin, mir eine Partie vorzuschlagen, die meine Ehre würde für immer gebrandmarkt haben? Wie konnten Sie hinterlistig Veranstaltungen treffen, um mich und meinen guten Namen in diese schändliche Falle zu locken?" Der Brief schloß mit dem Bericht, daß er von einem Herrn Wildungen über die Malerguste das einzig Richtige erfahren hätte. Madame Ludmer war von diesem Brief über die Maßen geärgert. Sie zerknitterte ihn, wie sie den Schreiber hätte zerknittern mögen. Ihre Gebieterin dagegen lachte und nahm die Sache leicht. Sie begriff nicht, warum sich ihre Führerin und langjährige, ebenfalls durch Dienen nach Rafflard's Theorie herrschende Freundin über diesen Ausbruch einer gereizten Stimmung so aufregen konnte. „Wer ist dieser Alte mit der schwarzen Binde?" sagte die Ludmer, auf eine Stelle des Briefes deutend, wo dieser Mann auch erwähnt war. „Mit ihm ist sie arretirt worden — Rafflard erzählte uns, daß er nach einem Besuch im Gefängniß diesen Engländer für einen der unternehmendsten und schlausten Bösewichter hielte, die je die Aufmerksamkeit der Behörden in Anspruch genommen hätten. Wird sie nicht in Gemeinschaft mit einem solchen Beistand Alles unternehmen, um sich für den Affront, den ihr Mangold anthut, zu rächen? Seit sie in Deinem Verehrer einen Menschen erkannte, den sie haßt, hat sie angefangen, uns empfindlicher als je zu quälen. Kann es mir recht sein, daß mein Name von ihr im Schmutz herumgezogen wird? Ist nicht vorauszusehen, daß sich ihre nach Rache gierige Wuth allmälig bis in die Erinnerungen ihrer Kindheit zurückwühlt und mit Hülfe männlichen Beistandes bis zu den Tagen ankommt, wo wir in Bielau —" — „So schweige doch!" rief Pauline und richtete sich nun groß und lang auf. „Welche düstern Phantasieen! Ist es das Wetter, das Dich so aufregt? Aengstigen Dich die Kastanien, die im Regen draußen von den Bäumen platzen? Der Brief soll uns nicht gleichgültig sein. Nur erstaune ich, schon wieder den Namen Dankmar Wildungen, den jungen Mann, der soviel Aufsehen erregt, in Angelegenheiten genannt zu sehen, die mich berühren. Ich wünschte, Stromer beruhigte mich über diesen wie es scheint gefährlichen Charakter, der so sonderbar immer in der Nähe von Dingen zu betreffen ist, die sich auf uns beziehen. Was nur Stromer so lange bleibt! Es ist bald Sieben! Laß diese Grillen! Denke, wie glücklich die Angelegenheit mit den Denkwürdigkeiten Amanden's abgelaufen ist. Wir erwarteten Rache, Verleumdung, Wahrheit sogar. Und was fanden wir?

Die mächtigste Waffe in der Hand Dessen, der den Muth nicht verliert! Wenn ich diese Waffe schwänge — wenn ich diese Memoiren herausgäbe und sagte: Da! Les't sie! Ich weiß, es sind Dinge darin, die auch mich vernichten würden, aber ich hätte die triumphirende Genugthuung, daß ich in meinen Sturz eine allgemeine Verwirrung hereinzöge und Die, die mich gedemüthigt glaubten, vielleicht ihr Haupt nie, nie wieder erheben könnten!" In dem Augenblick meldete Franz Herrn Guido Stromer. Doctor Stromer, nicht mehr Pfarrer Stromer. „Soll willkommen sein!" rief Pauline. Die Ludmer hielt noch Franz zurück. „Noch ein Wort, Franz." Sie besann sich und wie einen Entschluß fassend, sagte sie: „Was ist für Wetter?" — „Die Bäume triefen wie Regenschirme!" — „Na, wie nasse, willst Du sagen," meinte die Ludmer; „aber nimm zwei trockne, Franz, Du mußt sogleich in die Stadt —" — „Könnte nicht Ernst —" sagte Franz verdrießlich. „Der Doctor ist in einer Droschke gekommen." — „Ernst oder Franz," polterte die Alte, die einmal wohl, aber nie zweimal schmeichelte; „Einer geht sogleich nach der Königsstraße und erkundigt sich, was die Auguste treibt! Ob sie wieder mit dem Mann in der schwarzen Binde gesehen wird, wie damals auf der Fortuna oder —" — „Sie geht mit Mangold —" — „Mit Mangold ist's aus. Franz, geh' selbst zu ihr. Mangold ist dahintergekommen. Sie ist bösartig gegen Euch! Ernst hat nicht Muth genug. Geh' Fränzchen!" Franz, so cajolirt, sagte, er wollte selbst gehen. Auch die Geheimräthin lobte ihn für seinen Eifer. Die Ludmer knitterte ihren Brief zusammen, nahm den Bleistift und ihre culinarischen Notizen und entfernte sich durch das Schlafzimmer und das hintere Boudoir, um einige Anstalten für den Thee zu treffen. Diejenigen Bedienten, die sich treu erwiesen, hatten es in diesem Hause gut.

Guido Stromer war schon fast seit einigen Wochen der tägliche Hausfreund der Geheimräthin von Harder. Er verdankte seine Einführung dem Justizrath Schlurck und einem artigen Schutzbriefe, mit dem ihn auch Melanie empfohlen hatte. Melanie hatte gesagt: „Hier ist ein Mann, gnädige Frau, der in die Residenz kommt und nach Geist dürstet! Er hat die Thorheit, diese Quelle in meiner Nähe zu suchen und schöpft und schöpft vergebens. Ich hab' ihm gesagt, ich will ihm den rechten Waldgrund zeigen, wo es in der Tiefe mächtig rauscht und gährt und siehe! so kommt er zu Ihnen." Seitdem hatten Guido Stromer's Aufsätze im „Jahrhundert", einer großen, einflußreichen Zeitung, schon Manchem gefallen. Zwar hatte man ihm für seine etwas verworrenen Anschauungen erst das untere Stockwerk, das Feuilleton, eingeräumt; allein für andere Leser, wie Pauline, war gerade Dies

eine Auszeichnung. Man sprach allgemein davon, daß Guido Stromer steigen, in die politischen Spalten avanciren würde. Nur fehlte ihm noch die Grundlage positiver Thatsachen, wie er's nannte, Kenntnisse, wie Dankmar es genannt haben würde. An Prinzipien war er reich, arm an praktischen Fingerzeigen. Zufällig waren unter den Eigenthümern des „Jahrhunderts" Differenzen entstanden, die sich am besten ausgleichen ließen, wenn irgend eine bedeutende politische Macht das Blatt kaufen wollte. Guido Stromer interessirte Paulinen für diese Idee. Ein Blatt zu haben, ohne daß man ihr dies Eigenthum, das auf einen andern Namen geschrieben werden mußte, nachweisen konnte, jeden Morgen eine Parole austheilen, jeden Abend in der Welt seine sichere Wirkung haben, abweisen, annehmen, voraussehen, drohen, belohnen, Etwas wissen können, was Andere nicht wußten — sie war entzückt von diesem Plan und hatte dafür nur Stromer'n, Heinrichson und die Ludmer zu Vertrauten. Heinrichson versprach, ihr über die künstlerischen Bestrebungen soviel geheimes Material zu geben, daß sie im Feuilleton selbst unter einem angenommenen Namen als Kennerin der Kunst auftreten konnte. Sie schwelgte in dem Gedanken, über die öffentliche Meinung eine Herrschaft zu gewinnen, die ihr einen Ersatz für die „kleinen Cirkel" bieten sollte, von denen sie mit so hartnäckiger Consequenz ausgeschlossen blieb.

Guido Stromer trat ein, wie immer mit dem Bewußtsein, in welchem Göthe seinen Tasso sagen läßt: Und wie der Mensch nur sagen kann: Hier bin ich! Daß Freunde seiner schonend sich erfreun; so kann ich auch nur sagen: Nimm mich hin! Er idealisirte sich von Tage zu Tage mehr. Der Blick seines Auges wurde immer freier und strahlender, die Art, den Kopf auf den Schultern zu wiegen, wurde beweglicher, sein ganzes Wesen erschien elektrisirt und im ganzen Gehaben überreizt. Eine gewisse Pedanterie war nicht zu vertilgen. Die mangelnde feinere Erziehung, die ihm Fürstin Amanda, die auf den innern Kern blickte, nachsah, war durch feinere Wäsche und eine aus dem Handbuch studirte Eleganz nicht zu verdecken. Die Grazien waren in seiner Nähe, aber sie neckten ihn nur, sie spielten mit ihm Versteck, sie wohnten nicht in ihm selbst. Dieser feine Kopf aß jetzt an vielen vornehmen Tafeln, aber er wiegte sich so sonderbar in diesen Genüssen, athmete so den Duft seiner Einladungen ein und aus, wiederholte so sehr Alles, was ihm begegnete, in der Erzählung, sprach so geräuschvoll und nachdrücklich, daß dazu das ganze persönliche Interesse, das Pauline an diesem so urplötzlich aufgetauchten Autor genommen hatte, gehörte, um durch ihn in ihren doch sonst ziemlich reizbaren Nerven nicht gestört und verletzt zu werden.

„Meine gnädige Frau," sagte Guido Stromer, sogleich im Eintreten, während er Paulinen die Hand küßte, „ich komme in Sturm und Regen und muß von Ihnen in weiter Ferne bleiben, denn ich bringe eine Atmosphäre mit, die leicht den Katarrh nach sich zieht." — „Nun, bester Freund," begrüßte ihn Pauline und bat ihn Platz zu nehmen, wo es seiner diätetischen Sorgfalt für ihre Gesundheit nur beliebte. „Was bringen Sie über das „Jahrhundert?" — „Vor allen Dingen die heutige Nummer!" sagte Stromer, griff in den neuen schwarzen Frack, dessen Hypermodernität ihm komisch stand und breitete das von der Druckerei noch nasse Blatt aus, das Pauline gierig ergriff und durchflog. „Im Büreau war ich nicht," fuhr Stromer fort, nachdem sich Pauline etwas orientirt hatte — denn zu sprechen, während Jemand etwas vielleicht — von ihm selbst las, dazu war er, nennen wir's, zu taktvoll. „Das Büreau ist zu entlegen. Einem kleinen Mädchen kauft' ich es an einer Straßenecke ab. Das Kind stand im Regen da wie der zitternde Strauch auf einsamer Haide. Ich weiß, Ihr Exemplar kommt erst später." — „Schröpfer war da!" warf Pauline im Lesen und Blättern fast neckisch und wie nur zur Anregung hinein.

„Ah, gnädige Frau," sagte Stromer, „ich wußte es, ich hab' ihn selbst gesprochen. Die Sosier sind keine Freunde der Actienunternehmungen, die Zeitungen stiften. Auch die kleinen Buchhändler auf der Straße sollen weggeschnappt werden. Kind! fragt' ich das kleine Mädchen, das die Blätter feil bot, liesest Du denn schon und verstehst Du auch, was Du verkaufest? Meine Schwester erzählt es uns manchmal; sagte das Kind. Hast Du eine Schwester, kleine Proletarierin? fragt' ich. Welchen Schriftsteller liebt sie denn am meisten in dem Blatt, das Du verkaufest? Stromer hielt inne; denn die Geheimräthin war so vertieft, daß sie sowohl sein Bild von dem auf der Haide im Sturme fröstelnden Strauche, wie seine Unterredung mit der kleinen Line Eisold überhört hatte. Er wartete, bis sie sich gesammelt hatte. — „Ah," sagte sie dann und blickte zu Stromer'n, um ihn zum Weiterreden zu ermuntern. — „Denken Sie sich, gnädige Frau," fuhr dieser fort, „wie populär man wird! Jesaias würde mich beneidet haben, wenn er Das gehört hätte. Und Dein Ruhm wird ertönen auf der lauten Gasse! Wohl weiß ich, daß auf der Gasse nicht blos Glocken tönen, sondern auch Schellen klingen und alte Töpfe krachen, die man in Scherben zerwirft; aber auch ein solcher Polterabendruhm klingt einem Ohr süß, das bestimmt schien, nur im Umkreise eines ländlichen Nachtwächterhorns seinen Namen bekannt zu wissen." — „Im Umkreise eines ländlichen Nachtwächterhorns!" wiederholte das Bild anerkennend Pauline,

indem sie weiter blätterte und nicht ganz bei der Sache war. „Wovon sprachen Sie denn?" — „Diese kleine fliegende Buchhändlerin sagte mir, der liebste Schriftsteller, von dem sich ihre Schwester etwas abschriebe, wäre Guido Stromer! Gnädige Frau, Das so zu hören im Sturm eines nassen Herbstabends, an einer Straßenecke unter Wagengerassel, wie Macbeth sein Schicksal am Wege von den Hexen zugerufen bekommt. Poesie mitten in der Alltäglichkeit!" Nun erst sammelte sich Pauline von Harder. Sie hatte das Blatt durchflogen, sich über den Stand der Parteien orientirt, die neuesten telegraphischen Depeschen gelesen, einige kleine durch Stromer besorgte Notizen von eigener Hand gefunden — nun erst hörte sie halb, was Guido Stromer sprach, und fragte: „Also was sagte Schröpfer? Merkte er unsere Absicht?"

Guido Stromer war doch ein wenig betroffen, daß die gnädige Beschützerin so wenig seiner Zwischenreden Acht gehabt hatte. Er hatte in solchen Fällen die Gewohnheit, dann plötzlich den Ton ganz leise einzusetzen und mit Empfindlichkeit und einem gleichsam nur seinem eigenen Genius genugthuenden gelinden Strafverfahren so wie hier zu wiederholen: Was — Herr — Schröpfer — gesagt — hat!" — „Ja, Sie sprachen doch —" — „Wohl!" sagte Stromer seufzend und gelassen, wie ein angeschmiedeter Prometheus; „wohl! Frau von Harder will zur Literatur zurückkehren, sagte der edle Sosier, sie will vielleicht ein Blatt begründen! Aber vom „Jahrhundert" war keine Rede." — „Ah! Ich habe mir," begann Pauline die Arme übereinanderschlagend und den einen Fuß auf ihr Sopha legend, „ich habe mir Mancherlei von den Einrichtungen einer solchen Unternehmung erzählen lassen, Druck, Papier, Versendung, Abonnentenzahl und dergleichen. Ich glaube, daß die dreitausend Abnehmer des „Jahrhunderts" ungefähr nach dem Kostenabzuge einem Capital von 10,000 Thalern gleichkommen." — „Höher nicht?" fragte Stromer, der wie alle überfliegenden und haltlosen Naturen auch in solchen praktischen Verhältnissen von dem Werth der eigenen Thätigkeit chimärische Begriffe hatte. — „Finden Sie die Summe so unbedeutend?" — „Das Capital ist bedeutend. Die Rente klein —" antwortete Stromer, und eigentlich müssen wir hinzufügen, daß ihm Capital und Rente neue Begriffe waren, die er nicht ohne einige Genugthuung seinem bisherigen üblichen Sprachgebrauch einverleibt hatte. — „Es ist mir nicht um die Rente," sagte Pauline, die in Geldsachen eine geläufigere Praxis hatte, „sondern um den Einfluß, um die Unterhaltung und manchen nützlichen Gedanken, der sich wird befördern lassen. Durch wen besorgen wir den Kauf? Wer leiht

seinen Namen her, um den unsrigen zu decken?" — „Ich habe an Herrn Schlurck gedacht," meinte Stromer. — „O sehr gut! Schlurck! Er ist —" — „Doch zuverlässig?" — „Wie Gold! Aber — seit der Hohenberger neuen Generalpacht scheint er mir etwas en décadence." — „In der That? Man speist bei ihm wie bei Lucullus." — „Seine verlorene Curatel der Hohenberg'schen Güter hat ihm in der großen Welt geschadet. Es ist erstaunlich, wie ansteckend das Glück, aber wie noch viel ansteckender das Unglück ist. Beim Glücklichen versucht sich Jeder, den Unglücklichen flieht man. Das soll mich aber nicht veranlassen, diese Thorheit mitzumachen. Ich will Schlurck bestimmen, das „Jahrhundert" für meine Rechnung anzukaufen."

Indem trat die Ludmer ein, hinter ihr folgte Ernst mit dem Theeservice. Stromer hörte das Klappern von Tassen schon seit Jahren mit besonderm Vergnügen und hatte hübsche Streckverse gemacht über das Sieden eines Theetopfes, das Singen eines gebundenen Wassergeistes, den angenehmen Zusammenhang zwischen einem kalten Septemberabend und einer Tasse braunen Pekkothees. Seit Jahren kannte die Ludmer ein Zeichen, das ihr sagte, ob sie ein tête-à-tête der Geheimräthin durch ihre Anwesenheit störte oder nicht. Fand sie ein feines battistenes Taschentuch in Paulinen's linker Hand, so durfte sie bleiben; fand sie es in der rechten, so hatte die Gebieterin Ursache, ihre Entfernung zu wünschen. Da sie das Taschentuch heute in der linken Hand bemerkte, so blieb sie und sorgte für den Thee, scheinbar dem Gespräch nicht folgend und doch daran interessirt. Denn sie war keine Freundin der literarischen Bestrebungen Paulinen's. Sie fand in dem Umgang mit Schriftstellern nichts, was einer so vornehmen Frau würdig war. Sie hatte auch Scharfsinn genug, sich zu vergegenwärtigen, daß diese Art von geistiger Thätigkeit zuletzt eine Unsumme von Verlegenheiten bereitet und sie wußte, was die nächsten Umgebungen der Geheimräthin dann zu leiden hatten, wenn die Schwierigkeiten wuchsen und sich alle Ausgänge verstopften und sich die Rückzüge versperrten. Sie bereitete den Thee, schwieg, hörte aber mit scharfem Ohr auf jedes Wort, das gesprochen wurde.

Man erörterte die Stellung, die künftig das „Jahrhundert" in den Fragen der Zeit, dem Wirrwarr der Parteien einnehmen sollte. Pauline tadelte die schwankende bisherige Haltung dieses Blattes, das zwar leserliche, aber wenig entschlossene Artikel brächte. Irgend etwas müßte gesagt werden, erklärte sie. „Die Artikel müssen auf eine gewisse Pointe zurückkommen. Jeder Gedanke muß seine eigenthümliche Spitze haben. Werdeck müssen Sie versuchen für die Artikel über Militärreform zu ge-

winnen, Justus, den Heidekrüger, für gutsherrliche und bäuerliche Verhältnisse, Schlurck kennt die Mängel unsres Gerichtsverfahrens, Gelbsattel ist verstimmt, sehr, sehr verstimmt, der Hof nimmt keine Rücksicht mehr auf die alte Tonangabe, die man ihm in früheren Zeiten gestattet hatte; das Alles sind Elemente, die Sie gewinnen müssen und woraus man eine Zeitschrift für Mißvergnügte bilden kann. Glauben Sie mir, die würde großen Anklang finden!" — Stromer nippte an seinem Thee und brockte Zwieback ein. Wenn er aufrichtig war, mußte er sich gestehen, daß er selbst in keiner Weise für solche Unternehmungen und die Verwirklichung der Ideen einer so organisatorischen Frau der Mann war. Es fehlte ihm Unterordnung unter fremde Denkweise. So sehr er daraus eine Aufgabe machte, alle Menschen in ihrer Art gelten zu lassen, so war es ihm doch dabei nur um eine gewisse Kunst der Charakteristik und den Schein der politischen Milde zu thun. Zu objectiven Wahrheiten wußte er sich nicht zu erheben. „Dürft' ich nicht eine Ansicht äußern, gnädige Frau?" lispelte er. Es war seine alte Art, die wir von Hohenberg kennen, jenes leise, vorbereitende, die Aufmerksamkeit erzwingende Piano. — „Sprechen Sie!" sagte die Geheimräthin. Die Ludmer horchte. — „Ich gestehe doch aufrichtig," sagte Stromer, „daß ich mir eigentlich gedacht habe, ob man nicht in diesem „Jahrhundert" jede Parteiung umgehen könnte. Wo man jetzt hinhört, da wird der Haß gepredigt. Nun wohlan! Wenn einmal Einer aufstünde und das Evangelium der Liebe predigte? Ich verlange Schonung für jede Ansicht, unter der Bedingung, daß sie sich geistig bedeutend ankündigt." — „Ah! Ah!" rief Pauline ablehnend. „Sie fallen in den Ton zurück, der meiner guten Freundin, der Fürstin Amanda, sympathisch war! Unsere Zeit verlangt Farbe." — „Sagen Sie Das nicht so entschieden, gnädige Frau! Unsre Zeit verlangt den Regenbogen des Friedens. Und im Regenbogen sind alle Farben vereinigt." — „Gelb und Roth herrschen auch im Regenbogen vor. Krieg! Krieg! Bester Herr Pfarrer! Ohne eine Partei, ohne eine Gesinnung hält sich keine Zeitung! Nein, nein, Stromer!" — „O fern sei es von mir, zu sagen," flüsterte Stromer erregter, „daß ich keine Gesinnung hätte! Das aber eben ist meine Gesinnung, daß ich die Extreme verabscheue. Nur der Willkür und der Gedankenlosigkeit wollen wir den Krieg erklären, Das aber, was sich in irgend einer Form der Schönheit oder in einer gewissen individuellen Nothwendigkeit ankündigt, Das müssen wir doch gelten lassen, wenigstens es eine Zeit lang prüfen. Vom Berge Sinai kommt der Bote des Herrn, der Gesetzgeber seines Volkes. Ei, wie er aus den Wolken tritt, ja wohl! da ist sein Herz bekümmert. Sein Volk tanzt um ein

güldenes Kalb. Denn der Gott, den ihnen Moses aus den Wolken bringen sollte, zögerte ihnen zu lange. Sie zwingen Aaron, ein güldenes Kalb zu gießen, daß sie faute de mieux ihren Gott nennen. Moses, voll Entrüstung, nimmt die Tafeln des geschriebenen Gesetzes, das er mit sich herunterbringt, und wirft sie nach dem Götzenbilde. Die Tafeln zerspringen und alles Volk eilt herbei, die Scherben aufzulesen. Jeder hat nun einen Theil der Wahrheit, Jeder hat nun ein Stück des Gesetzes und jetzt bedarf es der Mäßigung, der Ruhe, der Verständigung, um die Scherben wieder aneinander zu setzen und aus den Trümmern wieder des Herrn lebendiges Wort zur Auferstehung zu bringen." — „Das ist eine Mythe! rief Pauline ohne alle Anerkennung. „Ein solches Gleichniß an die Spitze des „Jahrhunderts" gestellt, als Einleitung des neuen Programms, als Ankündigung kann Das ganz gut Glück machen; aber —" — „Dennoch fühl' ich," fuhr Stromer innerlich verdrossen um das ausgebliebene: „Wunderbar!" „Herrlich!" fort, „daß wir im Vorhofe solcher Allgemeinheiten nicht dürfen stehen bleiben. Wir müssen uns an die Thatsachen wagen! Ja, aber noch heute nahm ich Veranlassung, zu Gelbsattel zu sagen: Warum streiten wir nur über die Frage, wer regieren soll? Ist es erhört, daß unsere Zeit den Königen das Regieren überhaupt zu- oder abspricht und Niemand denkt mehr daran, wie regiert werden soll? Das Schiff fährt dahin über die Wogen. Der Mann am Steuerruder lenkt seine Bewegung. Er hat ein Ziel! Er hat entweder nach Kolchis zu segeln, um das goldene Vließ zu holen, oder er trägt eine Beute und will zurück zur Heimath, etwa mit den Kartoffeln, ein zweiter Drake. Einst gab es Könige, die nicht ans Regieren überhaupt dachten, sondern nur daran, daß sie gut und groß regierten. Ihr Minister und Volkshäupter streitet aber über das Regieren. Wer soll regieren! Ei, so halte Dich doch nicht auf, Du Mückenseiher, so tummle Dich doch in der Bahn und zanke nicht, wie sie gezogen sein soll! Ich will regieren, sagt der Fürst. Regiere doch nur! Aber rasch, groß, bedeutsam! Was ist Das für ein Staatenleben, wo es immer nur heißt: Wir leben in einer Maschine, wo das Recht des ersten Druckes Dem, das Recht des Gegendruckes Dem gebührt! Ist der Staat ein wiederkäuend Thier, ein jämmerlicher Selbstzweck? Sind die Könige nur da, um Könige zu sein? Mein Seherauge lehrt mich aus meinen Scherben am Fuße des Sinai eine Wahrheit enträthseln. Ich lese etwas von dem Satz in der ewigen Offenbarung: Die Könige regieren, ja, aber sie sollen regieren gut, weise, groß, schaffend! Sie sollen regieren nicht um der Ewigkeit ihres Stammes, sondern um dessen

Zeitlichkeit willen! Sie sollen regieren, um die Völker reif zu machen, sich selbst zu regieren! Die Könige sind die einzigen berufenen legitimen Apostel der Republik." — Das gefiel Paulinen schon eher. Sie reichte dem Gedanken-Escamoteur, diesmal im Style von Hamann, die Hand, daß er sie ergriff und küßte. Soweit ihr Verstand reichte, war ihr alles Das neu und schien ihr im Grunde auch nicht gefährlich. Es nützte allen Parteien und konnte sogar bei Hofe so vorgelesen werden. „Was sagte darauf Gelbsattel?" fragte sie dringend, zum Entsetzen der alten Ludmer, die über die Art, wie da ihre Freundin auf ihre alten Tage so in Politik herumschwamm und plätscherte, in Verzweiflung gerieth und sich nur helfen konnte, indem sie an die Zubereitung der Schüssel: „Filet von Seezungen à la maître d'hôtel" dachte.

„Er ist verdrießlich," antwortete Stromer, „Gelbsattel ist verstimmt, hat häusliches Leid, er mag nichts Neues mehr denken. Der alte Apparat, der bei ihm so viele Jahre gehalten hat, ist ihm bequem geworden. Paßt eine neue Denkform in diese alten Modelle seiner Dialektik nicht mehr, so weiß er nichts damit anzufangen und hat sogleich seine Bezeichnungen wie: Unpraktisch! Mystisch! Naturphilosophisch! zur Hand und glaubt die Sache damit abgethan. Wenn ich noch erwähne, daß ihn der berühmte Proceß wegen der Johannitererbschaft verdrießlich stimmt, so thu' ich Das mit Bedacht, weil ich dadurch veranlaßt werde, noch einer weitern möglichen Verbesserung unsres „Jahrhunderts" zu gedenken. Sie kennen Dankmar Wildungen, gnäd'ge Frau?" — „Nur dem Namen nach!" antwortete Pauline gespannt und die Ludmer horchte auf. — „Dieser junge Mann," fuhr Stromer fort, „interessirt alle Welt. Wo man ihn sieht, zeigt man nach ihm und Viele wetten, daß er den merkwürdigen Proceß gewinnen wird —" — „In der That?" — „Schlurck, Gelbsattel sind nicht umsonst so verstimmt; das Ministerium verfolgt die Schritte der Brüder Wildungen nicht umsonst mit so scharfem Auge — ist doch sogar eine Haussuchung bei ihnen vorgenommen —" Die Ludmer und Pauline schlugen die Augen nieder. — „Ich lernte Dankmar Wildungen," sagte Stromer, „in Hohenberg kennen. Man hielt ihn für den Prinzen Egon und durfte es, wenn Unternehmungslust, Feuer, edle Haltung von dem Wesen einer in der Gesellschaft hervorragenden Erscheinung unzertrennbar sind. Ich nahm an ihm schon damals Interesse und habe kürzlich, vorgestern, an einem öffentlichen Ort, aufs neue seinen Scharfsinn, seine hervorstechende Eigenthümlichkeit bewundert." — „Vorgestern?" fragte Pauline lächelnd. „Im Café Richter?" — „Woher wissen Sie —?" — „Wir sind all-

wissend, lieber Stromer!" lächelte die Geheimräthin. Es hatte in Mangolds Briefe gestanden. — „In der That! Es war acht Uhr. Wildungen sprach lange in einem entlegenen Zimmer mit einem mir unbekannten Manne —" — „Mit röthlichem Bart! In grünen Kleidern?" — „Wohl! Wohl! Ei! Ei!" — „Fahren Sie fort —" — „Ich habe nichts zu sagen, als daß er nach einer lebhaften Unterhaltung mit diesem Mann, der sich bieder, doch ihm in großer Aufregung die Hand schüttelnd, entfernte, in die besuchteren Zimmer kam und so angeregt war, so sprühend und lebendig sich über die Angelegenheiten des Tages äußerte, daß ich die alte Bekanntschaft mit ihm gern erneuerte und ihn veranlaßte, sich gleichfalls dem neuen Aufschwung des „Jahrhunderts" zu widmen." — „Mein Freund," rief Pauline entzückt: „Sie werden praktisch!" — Die Ludmer sah auf Pauline bedeutungsvoll ängstlich hinüber, doch nahm diese keine Notiz. „Was antwortete er?" fragte die Geheimräthin. — „Es gab erst ein Mißverständniß. Er sagte, dem Jahrhundert leb' ich wohl und möcht' es aus seinen Angeln heben; ich fühle alle Schmerzen der Zeit und ringe, sie zu heilen. Da kam dann die Aufklärung, daß nur von einer Zeitung die Rede war. Es gab ein allgemeines Lachen. Er schien jedoch völlig bereit, durchaus einverstanden und theilte mir offen mit, daß er sich bis zur Erledigung seines Processes durch literarische Arbeiten die Existenz fristen müßte, ohne darum mit Goethe zu sagen: Wer nie sein Brot mit Thränen aß —! Ich fand einen Charakter in ihm." Die Ludmer rümpfte die Nase, als wollte sie sagen: Welch' ein Umgang! Nichts als Lumpen! Die Geheimräthin aber, in dem Zuge, in dem sie nun einmal war, und der Tage gedenkend, wo sie einen Heinrich Rodewald geliebt hatte, von dem sie oft sagte: Titan, Du spielst mit der Weltkugel Fangball! rief: „Fahren Sie fort! Fahren Sie fort!" — „Und nun," fuhr Stromer fort, „kam ein Vorschlag Wildungen's zur Sprache, über den ich doch erst die Ansicht meiner verehrten Gönnerin vernehmen muß. Der junge, leidenschaftliche und von allen Verhältnissen unterrichtete Advocat machte mich darauf aufmerksam, daß der ihm, wie doch auch mir so nahestehende Prinz Egon sicherlich eine bedeutende Rolle spielen würde. Der an drei Orten gewählte Volksmann Justus hätte sich sogleich erboten, die Wahl des ihm benachbarten Prinzen für einen der Wahlorte, den er refüsiren müßte, zu beantragen und man könnte gewiß sein, daß Prinz Egon von Hohenberg nun in die Kammer träte. Er wäre von einer seltenen politischen Reife, besäße Kenntnisse, außerordentlich neue und befruchtende Grundgedanken und wenn man ihm noch den Nach-

druck gäbe, daß er eine Partei bilden dürfte, daß er eine Zeitung, immerhin das „Jahrhundert", zur Verfügung bekommen könnte —"

Hier brach Stromer ab, denn die Geheimräthin schien durch seine Mittheilung in die größte Aufregung versetzt. Schon seitdem Dankmar Wildungen genannt war, fingen beinahe ihre Gedankenräder laut zu schnurren an. Die Ludmer hatte dafür ein feines Ohr. Sie kannte Paulinen, wie sie grübelte und combinirte, wie sie der Zerstreuung, Anlehnung an lebendige Naturen bedurfte, wie sie ihr Ohr an das Sausen und Brausen der Zeit zu legen liebte. Als dann aber Egon genannt wurde und sie ihr Lächeln, ihre Spannung, ihr Interesse bemerkte, da hätte sie mit irgend einem andern Gegenstand das Gespräch unterbrechen mögen und wäre es das Niederwerfen einer Tasse gewesen. Eben wollte sie wenigstens in die Verwunderung der Geheimräthin persönlich mit einstimmen, als sich diese in ihrer Unruhe von einer kalten, nur horchenden, nur ihre Gluth dämpfenden Horcherin dermaßen belästigt fühlte, daß sie mit Entschiedenheit das Taschentuch aus der linken in die rechte Hand warf und diese rechte weit über den Tisch streckte. Das war das ominöse Zeichen! Ein Signal, daß sich die Ludmer entfernen sollte! Mit welchem Widerstreben ging sie! Mit welchem durchbohrend warnenden Blicke!

Als die Geheimräthin und Stromer allein waren, sagte jene: „Ich freue mich, Stromer, daß Sie so praktisch werden und so ernste Anstalten für unsere gemeinschaftliche Sache treffen. Doch mit Prinz Egon hat es seine Bedenklichkeiten. Ich schätze sein Verdienst. Nach Dem, was ihm in Solitüde begegnete, sind Aller Augen auf ihn gerichtet. Aber ich habe keine Beziehungen zu ihm und wenn eine Beziehung, schwerlich eine günstige." — „Ich war darauf vorbereitet und habe deshalb Sorge getragen, mich genauer zu unterrichten," antwortete Stromer, der die Verfeindung zwischen Pauline und Egon's Mutter kannte und einst in Hohenberg dem Geheimrath von Harder die Ursachen derselben bitter genug angedeutet hatte. — „Sie haben mich doch nicht schon genannt?" unterbrach Pauline die etwas stockende Rede. — „Gnädigste! Was denken Sie von mir! Ich bin ein Neuling in dieser papiernen Welt, aber nicht in der wirklichen. Vollends weiß ich, daß Sie mit dem Prinzen gespannt sein müssen —" — „Mit ihm? Warum mit ihm? Mit seiner Mutter war ich's. Warum mit ihm?" — „So rasch gehen Sie über die Empfindungen eines Sohnes hinweg? Ich muß leider der Wahrheit gemäß berichten, daß ich mir selbst manchmal, wenn ich hier bei Ihnen sitze, wie ein Mensch vorkomme, der sich als seinen eigenen Antipoden fühlt. Die Fürstin würdigte mich derselben Theilnahme wie Sie, gnäd'ge Frau, und bei allem milden Sinne Amanden's muß ich gestehen —" — „Daß

sie mich haßte?“ — „Ich kenne die Veranlassungen nicht und fürchte, daß sie die Abneigung auf den Sohn vererbte.“ — „Haben Sie davon Proben?“ — Da ich vorgestern von Wildungen eine so beachtenswerthe Idee empfing, war ich heute in der Frühe beim Prinzen. Ich wollte discret sein und war es. Er empfing mich nicht freundlich. Er hat seinen alten Lehrer Rudhard wiedergefunden, drüben bei Fürstin Wäsämskoi.“ — „Ich kenne den Alten — seine neugierigen Blicke auf mein Fenster belästigen mich genug — nun? Nun?“ — „Die Folge dieses Wiedersehens sind Erinnerungen an die alten Zeiten gewesen. Ich konnte den Prinzen in keinen irgend wärmeren Ton gegen mich bringen. Wie sehr muß mich Das bekümmern, wenn ich daran denke, daß mein Urlaub von ihm abhängt, daß er die Wahl eines zeitweiligen Stellvertreters, den ich in einem jungen Manne, Namens Oleander, gefunden zu haben glaube, zu billigen hat! Heute tadelte er die Entfernung von meiner Familie; er verrieth in jedem Wort, daß ihm Rudhard's strenger und unromantischer Rigorismus wieder nahe gekommen war. Er fragte dann nach meinem Umgang. Ich nannte aufrichtig Sie, gnäd'ge Frau. Ich wollte hören, was sich da für ein Widerhall von seinem Herzen würde vernehmen lassen. Ich gestehe Ihnen, es war der rauheste! Lächeln Sie nicht, gnädige Frau! Er sprach in Drohungen gegen Sie —“ — „Fahren Sie fort!“ antwortete Pauline gespannt und scheinbar ruhig. „Er sagte mir, er wüßte, daß Sie ihm eine Feindin wären, seit er auf der Welt wäre —“ — „Seit er auf der Welt ist? Da hat er Recht!“ sagte Pauline träumerisch, doch kalt. — „Rudhard,“ fuhr er fort, „hätte ihn auf's Neue gewarnt —“ — „Rudhard?“ — „Dem alten Freunde seines Hauses wäre es gelungen, schlimme Dinge zu entdecken, die Sie gegen ihn unternommen hätten —“ — „Ich gegen Egon?“ — „Wohl verschweige ihm sein väterlicher Freund und Führer Manches, was ihm auf dem Herzen läge, aber es käme gewiß noch zum Vorschein, wenn zwischen ihm und diesem Edlen, so drückte er sich aus, erst Alles klar und rein gelichtet wäre — noch lägen zuviel der Wolken zwischen ihnen —“ — „Helene d'Azimont eine Wolke? Hoffentlich eine rosige Wolke!“ — „Gnädige Frau, ich war nicht im Stande, die Saite länger zu berühren. Ich ergriff ein auf dem Tische liegendes Exemplar der Nachfolge Christi des Thomas a Kempis. Er sagte mir, daß er dies Buch liebgewonnen hätte, es wäre eine Erbschaft seiner Mutter. Ich entgegnete, um ein harmloses Gespräch zu beginnen: Durchlaucht irren wohl! Ich kenne alle Ausgaben dieses lieblichen Buches, die die selige Fürstin besaß, alle! Dies Exemplar war nie in ihrer Bibliothek! Ich glaub' es wohl, sagte er, daß Sie dies nicht kannten. Es befand sich hinter jenem Bilde! Damit zeigte

er auf ein Pastellgemälde der seligen Fürstin in Medaillonform —" Pauline war schon längst erblaßt, ihre Lippen öffneten sich und blieben starr und unbeweglich stehen. Dann hauchte sie so hin: „In jenem Bilde —" — „Befand sich, behauptete der Fürst," fuhr Stromer, dem diese Unruhe und Aenderung der Stimmung nicht auffiel, fort, „eine Verlassenschaft seiner Mutter, auf die sie ihn kurz vor ihrem Tode aufmerksam gemacht hätte. Er hätte Mittheilungen, Ermahnungen, Denkwürdigkeiten gehofft. Sein ganzes Leben hätte sich auf dieses Bild bezogen. Er hätte seine Ehre, Alles dafür gewagt und jenes Bild hätte nichts als dies Buch von der Nachfolge Christi enthalten. Er wollte mich mit Vorwürfen überhäufen, daß ich das Irrlicht seiner Mutter gewesen wäre. Ich drängte auf einen andern Gegenstand. Indem hatte ich das Exemplar wieder angesehen und mußte ihm sagen — Durchlaucht —" — „Durchlaucht?" — Stromer horchte. In dem Augenblick, wo Pauline, auf's Aeußerste gespannt, auf Stromer's Erzählung harrte, vernahm man einen am Hause rasch anfahrenden Wagen. „Sie bekommen Besuch, gnädige Frau?" sagte Stromer, sich unterbrechend. „Nein, nein. Was sagten Sie dem Prinzen?" — „Durchlaucht, sagt' ich, das ist ja ein sonderbarer Vorfall! Diese Ausgabe des Thomas a Kempis ist nie auch nur berührt worden von der Hand der seligen Fürstin; denn überzeugen Sie sich selbst, hier auf dem Titelblatt — Aber Sie bekommen Besuch!"

An der äußern Glocke wurde eben außerordentlich stark geläutet. Pauline, von Stromer's Erzählung auf's Aeußerste gespannt, jede Unterbrechung verwünschend, war aufgestanden und wollte klingeln, um zu sagen, daß sie Niemand empfinge. Aber sie war so begierig auf Stromer's Erzählung, daß sie selbst diese Weisung an ihre Diener nicht ausrichten mochte, sondern nur sagte: „Und? Und? Auf dem Titelblatt?" — „Ueberzeugen Sie sich, Durchlaucht, sagt' ich," fuhr Stromer, der gleichfalls aufgestanden war, fort, „unter diesen Arabesken des Titelblatts steht ganz in Perlschrift die Jahreszahl des Druckes. Diese elegante Ausgabe des Thomas a Kempis ist in der Art, wie die Fürstin solche Einbände liebte. Aber dies Exemplar ist erst ein Jahr nach ihrem Tode im Druck erschienen. Wie ich das sagte —" Indem hörte man draußen Thüren gehen. „Wie Sie Das sagten?" drängte Pauline. — „Trat Rudhard ein. Egon entließ mich in einer mir allerdings erklärlichen Aufregung; denn wie konnte jenes Buch von der Fürstin selbst – " Weiter trug jedoch Stromer seinen Bericht nicht vor; denn die Thür wurde aufgerissen, die Ludmer, leichenblaß, stürzte herein und rief mit vor Angst erstickter Stimme: „Prinz Egon von Hohenberg läßt sich melden!"

„Wie?" rief Pauline und hielt die Hand krampfhaft an die

Sophalehne. „Er selbst! Er läßt sich nicht abweisen. Er will Dich sprechen —" Pauline riß sich wie von glühenden Kohlen auf, stürzte an die Thür und verriegelte diese. Es war das Werk eines Augenblicks. „Welche Stunde!" rief die Ludmer. „Ist ein solcher Ueberfall erhört? Er ist ausgestiegen, dem meldenden Bedienten auf dem Fuß gefolgt — er wartet im Empfangszimmer." In der Ferne hörte man durch die hallenden Zimmer her eine männliche Stimme sich räuspern und einen kräftigen Schritt auf- und abgehen.

Pauline stand eine Weile unentschlossen. Jetzt war der Augenblick da, wo sie einer „Seherin" gleichen konnte. Sie begriff diesen Moment, richtete sich entschlossen auf und fragte: „Warum soll ich den Prinzen Egon von Hohenberg nicht empfangen?" Die Ludmer verstand einen gewissen Hohn in ihren Mienen, wagte aber nicht mit gleichem Lächeln zu erwidern. Pauline aber mit triumphirender Miene setzte hinzu: „Wohlan! Er mag kommen!" Schon klopfte Ernst an die verschlossene Thür und bat um Verhaltungsmaßregeln, der Fürst ließe sich nicht abweisen. „Wer sagt denn, daß man ihn abweisen soll?" rief die Geheimräthin dicht am Schlüsselloch. „Ich bitte Durchlaucht einen Augenblick zu verziehen!" Diese Worte sprach sie mit gemachter Süßigkeit, als sollte sie Egon hören. „Adieu, lieber Stromer," sagte sie rasch, zitternd wohl, aber gefaßt. „Auf Morgen! Adieu! Adieu!"

Stromer wollte reden, wollte Aufklärung haben, wollte — wurde aber mit all seinem Wollen durch das Schlafzimmer, dann das echte Boudoir, zuletzt durch die Garderobe fast gewaltsam hinausescamotirt von der Ludmer. Er war in diesem Augenblick ganz so überflüssig geworden, wie Augustens hochfahrende Tante wünschte. Mit all' seinem Geist, mit all' seinen Seherblicken vom Berge Sinai, mit all' seinen Jeanpaulismen und Gedankenüberschwenglichkeiten stolperte er im Dunkeln über mehrere Kisten und Koffer, daß er sich beinahe verletzt hätte. Pauline folgte nach einem Moment. Sie gab Befehl, schnell den Empfangssalon durch einige Armleuchter zu erhellen. Mit Blitzesschnelle gab sie ihrer Toilette noch einige kühne Improvisationen und schritt hierauf fest und entschlossen durch das Zimmer hindurch, das ihr nun entriegeltes ostensibles Boudoir von dem inzwischen erhellten Empfangszimmer trennte. Die Ludmer fühlte, daß es nothwendig war, in der Nähe einer so wichtigen und gefahrvollen Begegnung wenn nicht zu horchen, doch behutsam und auf Alles gefaßt zu verweilen.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Zauberspiegel.

„Gnäd'ge Frau," begann Fürst Egon von Hohenberg und erhob sich von dem Sessel, auf dem er Platz genommen hatte, „ich hörte, daß Sie, wie Jeder, der seine Tagesstunden besser zu verwenden weiß, Abends empfangen! Irr' ich mich?" — Pauline bedeutete Egon zuvörderst Platz zu nehmen, setzte sich selbst, nicht ohne Befangenheit, in einen der Sessel, die bereits für die bald zu erwartende Feuerung am noch geschlossenen Kamin aufgestellt waren. Die beiden gemalten Sphynxe auf dem bunten Kaminschirme drückten vollkommen ihre Spannung für das Räthsel dieses Besuches aus. „Für Ew. Durchlaucht würd' ich zu jeder Stunde zu sprechen sein. Ein Endlich! Endlich! Ihnen auszusprechen, mußt' es mich wohl drängen!" sagte sie mit Koketterie.

„Endlich? Hatten Sie mich je erwarten können, gnäd'ge Frau?" fragte Egon mit Bitterkeit. — „Den Freund meiner geliebten Helene? Den Erklärten meiner d'Azimont?" fiel Pauline mit künstlichem Erstaunen ein. — „Aber den Sohn der gehaßten Amanda?" setzte Egon hinzu und ohne Paulinens Erwiderung abzuwarten, rückte er ihr mit seinem Sessel näher und sprach: „Gnäd'ge Frau, es sollte mir lieb sein, wenn ich Ursache fände, mich Ihnen enger anzuschließen und in der Nähe die großen Eigenschaften zu bewundern, von deren Lobe Gräfin d'Azimont überfließt. Einstweilen stell' ich diese Annäherung auf eine harte Probe. Ich stehe vor Ihnen, gnäd'ge Frau, mit dem Ersuchen, mir die Denkwürdigkeiten meiner Mutter auszuliefern.

Pauline war auf diese kategorische Forderung gefaßt, erstaunte aber über die Hast und das entschlossene Vermeiden aller Präliminarien. Sie war darauf vorbereitet, daß sie Gegner hatte, die ihren so vorsichtig berechneten Schritten gefolgt waren. Dennoch sagte sie zitternd: „Welche Denkwürdigkeiten, Durchlaucht?" — „Die Denkwürdigkeiten, gnäd'ge Frau," antwortete Egon mit steigender Erregung und jene heftigste Wallung nicht mehr verbergend, womit er gekommen war; „die Denkwürdigkeiten der Fürstin Amanda von Hohenberg, die sie auf ihrem Sterbebett ihrem Sohn bestimmt und unfähig, in ihrer letzten Lebensstunde weitläufige gerichtliche Dispositionen zu treffen, in einem Bilde verborgen hat, das dem sonderbaren Schicksal verfiel, Ihnen früher in die Hände zu kommen als mir." — „Welches Bild?" fragte Pauline mit scheinbarer Ruhe, nur um Zeit zu gewinnen.

Egon trug in aller ihm kaum noch möglichen künstlichen Ruhe die Geschichte jenes Bildes vor, wie sie sich durch übereinstimmende Aussagen Dankmar's, Rudhard's, des Obercommissars Pax, der Agenten Mullrich und Kümmerlein ergeben hatte. Mancher Umstand darin war mehr errathen als bewiesen. Allein die Ueberzeugung, daß ihm Pauline von Harder schon durch die ganze Agitation über den Nachlaß seiner Mutter, die Reise des Intendanten nach Hohenberg und was sich alles später daran knüpfte, ein Eigenthum entzogen hatte, das ihm von Werth sein durfte und sollte, stand bei ihm fest. Er erzählte auch, wie er durch Stromer's Aeußerung über den Thomas a Kempis mißtrauisch geworden und Rudhard seinen Verdacht ausgesprochen und nach einigen Schwierigkeiten, die gemacht wurden, von diesem alles erfahren hätte. „Lassen wir," schloß er seine Auseinandersetzung, „jede weitere Erörterung und geben Sie mir die Denkwürdigkeiten meiner Mutter, deren Raub ich Ihnen verzeihen will."

Pauline schwieg eine Weile, dann schlug sie die Arme zusammen, legte die Füße übereinander und sagte: „Ich habe Sie ausreden lassen, Prinz. Erlauben Sie, daß ich erwidere. Aber versprechen Sie mir, jeden kleinlichen Gesichtspunkt aufzugeben! Ich sage Ihnen, daß ich die Denkwürdigkeiten besitze —" — „In der That!" — „Sie müssen mir aber ein aufmerksames Ohr leihen." — „Wozu?" rief Egon voll Zorn und geheimer Freude, die fast die Miene des Uebermuthes annahm.

Uebermuth war für Paulinen in seinem Betragen zuviel. Sie erhob sich und schleuderte auf den jungen Mann, der jetzt das Recht zu haben glaubte, sie verächtlich zu behandeln, einen durchbohrenden Blick. „Ich kenne diese Denkwürdigkeiten," wiederholte sie mit stolzer Miene, „aber wie? Wenn ich sie aus Gründen vernichtet hätte?" — „Wenn Sie mir mit dieser Möglichkeit drohen können, Madame, so existiren sie noch," sagte Egon, „und ich schwöre Ihnen, ich verlasse Ihr Haus nicht früher, bis ich nicht weiß, was meine Mutter mir in der letzten Stunde hat berichten, auf meinen Lebensweg zurufen wollen!"

Pauline lächelte verächtlich. „Ich denke nicht an Drohungen," sagte sie, „und ich denke nicht an Rechtfertigungen; aber ich will, daß Sie jeden niedrigen Standpunkt von dieser Frage ausschließen. Deshalb beding' ich, daß Sie mich hören!" — „So reden Sie!" sagte Egon und nahm ihr gegenüber an dem gemalten Kaminvorsetzer Platz.

Auch Pauline kehrte in ihre frühere Stellung auf dem Sessel zurück. Nach einigen Augenblicken begann sie: „Amanda von Bury, Anna und Pauline von Marschalk waren drei Freundinnen, innigst verbunden seit ihrer frühesten Kindeszeit. Fast gemein-

schaftlich war ihre Erziehung, gemeinschaftlich waren ihre Erholungen. Ich, die Mittlere von den drei Freundinnen, wurde nur noch inniger von Anna und Amanda geliebt, weil ich plötzlich kränkelte und kein langes Leben versprach. Dennoch gelang es einer guten Kur, mich von oft schrecklichen Anfällen eines Brustkrampfes zu befreien und mich bis in mein achtundzwanzigstes Jahr wieder herzustellen, wo ich auf's Neue die Anfälle jener Krämpfe bekam, von denen man damals glaubte, daß ich sie kein Jahr mehr würde aushalten können. Amanda und Anna verheiratheten sich später als ich, die früher einen Baron von Ried ehelichte. Gerade als Baron Ried starb, wurde Amanda die Gemahlin jenes berühmten Kriegers, dem unser Fürstenhaus zu ewigem Dank verpflichtet ist. Anna heirathete einen jungen Offizier, der seinen Abschied nahm und eine Landrathsstelle bekleidete, den Sohn des Obertribunalspräsidenten, meinen künftigen Schwager. Durch diese Heirathen, statt uns zu einigen, trennten wir uns. So ist der Gang aller Jugendfreundschaften. Ich begab mich, als Wittwe und wiederum leidend, wieder meiner Gesundheit wegen, auf Reisen, meine Begleitung und treue Pflege war der Obhut meiner ältern Dienerin anvertraut, die noch jetzt die Führung meines Hauswesens besorgt. Ich war in der Schweiz, in Frankreich, in Italien. Ich habe ein bewegtes Leben in meine Erinnerungen eingeschlossen und vielfach versucht, das Glück der Erde, das mir nur für kurze Zeit zugemessen schien, an der Quelle rein zu genießen. Ich reiste selbstständig und war, wenn man mich nach jetzigem Sprachgebrauch so nennen will, emancipirt. Der Liebe dürstete mein ganzes krampfhaft bewegtes Herz entgegen: ich suchte, ich wurde gesucht, fand aber nur ein Band, das mich ganz fesseln konnte, Einen, den ich wahrhaft liebte. Der, den ich anbetete, hieß Heinrich Rodewald, ein junger Mann von seltener Prädestination. Zu jeder Kunst besaß er die Anlage, zu jeder Wissenschaft die Vorkenntnisse. Genial war seine Auffassung des Lebens. So etwas kommt nicht wieder vor in Eurer jüngern zerstreuten oberflächlichen Generation! Erst hatte er dem Studium der Rechte obgelegen, war dann in den damaligen heiligen Krieg gezogen, kehrte mit Ehrenzeichen geschmückt von Paris und wollte zu den Studien zurück. Durch einen Glücksfall erwarb er eine kleine Summe, die er auf eine italienische Reise verwenden wollte. Er bedurfte dieser Anregung, um sein durch die Abenteuer des Krieges in Gährung gebrachtes Blut, das am Studirtische nicht ausdauern wollte, zu beruhigen, den Tumult seiner Adern zu bändigen. Er wollte zur Rechtskunde als Lehrer dieser Wissenschaft zurückkehren und gedachte in Italien den alten und manchen eben erst neuentdeckten Quellen der römischen und mittelalterlichen

Rechtssatzungen nachzuforschen. Dabei liebte er Malerei und Plastik und schwärmte wie damals Alle. Ihr kennt in Eurem politischen Hader und Eurer Zeitungsbildung die majestätischen Klänge nicht, die damals durch die Herzen der Jugend rauschten —! Das war ein Ahnen, ein Sehnen, ein Suchen, ein Erfassen! Das war ein Cultus der Musen, ein Forschen nach Wahrheit — Heinrich Rodewald lebte nur in Goethe, in Dante, Rafael, Schelling. Er kannte die Alten, studirte die mittlere Epoche, lebte in derselben Entwickelung wie Byron. Er dichtete nicht, aber sein Leben war ein Gedicht. Was preis' ich ihn, da ich ihn hassen sollte! Ich begegnete Heinrich Rodewald in dem ahnungsreichen, jugendlichen Rheinthal, das zwischen dem Bodensee und Chur den Anfang der Straße bildet, die durch die Via mala nach Italien führt. In Ragaz braucht' ich die von Pfäffers an der wilden Tamina hinabgeleiteten Bäder. Mein Prinz, ich schildere Ihnen diese Erinnerungen nicht, weil ich weiß, daß eine Zeit kommen wird, wo sie Ihnen Werth haben dürften, ich schildere sie Ihnen, um Ihnen zu zeigen, daß zwischen Ihrem Zorn, Ihrem Mißtrauen, Ihrem Haß Herzen, Erinnerungen, vergangene Seligkeiten, überwundene Qualen zittern und — zu schonen sind. Ich will Sie vom Standpunkt der gemeinen Neugier, der Sie mich vielleicht zeihen, auf einen höhern führen. Denken Sie nur selbst an die Stunde, wo Sie einst Helenen d'Azimont am See von Enghien zum ersten Male entgegentraten, oder der Tage, da Sie Louison Armand an den Ufern der Rhone zum ersten Male sah!"

Egon machte eine Bewegung, nicht der Rührung, sondern des Unmuthes. Er mochte nicht von Paulinen an Verhältnisse erinnert werden, zu deren Kenntnißnahme sie ihm nicht würdig schien. Pauline, seine Kälte wohl bemerkend, fuhr fort:

„Mein Prinz, seit dem Tage, als ich in dem kleinen Abteigarten von Ragaz mit meiner Führerin, Charlotte Ludmer lustwandelte und mich der Blumen erfreute, die dem steinigen Boden an einem kleinen Springbrunnen entsprossen, als mir da Heinrich Rodewald zum ersten Mal entgegentrat, in seiner hohen, männlichen Schöne, in braunen Locken, in edler, freier Stirn, halb noch etwas Militärisches in seinem Wesen, halb der sinnige Gelehrte, und ein Ton aus seinem Munde drang, ein Organ, ein Klang, ein Hauch, würdig, die Worte eines Geistes zu tragen, der immer tief, lieblich und eigenthümlich in seinen Wendungen war — werden Sie ja nicht ungeduldig, Prinz! Es wird eine Stunde kommen, wo jedes Atom der Erinnerung an Heinrich Rodewald Sie erschüttern wird —" — „Ich höre ja! Ich höre ja!" sagte Egon ungeduldig; „aber was soll mir Heinrich Rodewald?" fügte er verächtlich hinzu.

„Rodewald," fuhr Pauline und den Ton jetzt um so schärfer auf diesen Namen legend, fort, „Rodewald war jünger als ich. Unser Verhältniß war anfangs Werthschätzung, dann Liebe und als ich Elende von meinen Leiden gefoltert wurde, da wurde ich selbst noch von seiner Freundschaft beseligt, die einer Liebe folgte, deren Band durch eine neue Ehe zu heiligen von manchen Vorurtheilen der Welt verhindert wurde. Ich muß mir leider versagen, Ihnen zu schildern, wie ich mit Rodewald stand, als ich nach neun Jahren des innigsten Zusammenhangs mit ihm, der sich auch nach der Rückkehr aus Italien von Weltvorurtheilen nicht stören ließ, in dem Bade Landeck die Freude hatte, mit meiner geliebten Amanda, damaligen Gräfin Hohenberg, zusammenzutreffen. Welche Frau! Wie sanft und gut! Wie weich und zart! Prinz — werden Sie nicht ungeduldig, es ist Ihre Mutter — ich darf wohl hinzufügen, daß die Gräfin von Hohenberg unglücklich verheirathet war. Ich lasse über diese Saison von Landeck, über die Folgen derselben einen Schleier fallen —"

„O, warum? Erzählen Sie doch! Ich kenne das unglückliche Loos meiner Mutter —"

„Mein Prinz, ich schweige. Sie wissen von dem Allen nichts. Ich will Ihnen nur sagen, daß sich die Freundschaft zwischen mir und der plötzlich zur Fürstin erhobenen Amanda nicht erhalten hat. Ich war von meinen Brustkrämpfen oft dem Tode nahe und glaubte dann zu sterben. In Ems erwartete ich mein Ende. Meine Schwester Anna kam, sie kam mit ihrer Tochter, einem Engel von sechszehn Jahren, einer halben Waise (der Vater war soeben gestorben). Rodewald stand mir zur Seite, man erwartete meine Auflösung. Anna hatte sich losgerissen, um mich noch einmal zu sehen. Sie mußte zurück zur Ordnung ihrer Erbschaft. Ich bat sie, mir ihr Kind Selma zur Seite zu lassen. Sie willigte ein. Die Ludmer bedurfte in meiner Pflege einer Unterstützung. Ich starb nicht. Ein Jahr lang glaubt' ich, daß jeden Tag mein Ende da sein würde. Rodewald und Selma sollten sich, Das war mein letzter Wille und noch meine heiligste Lebensaufgabe, dauernd vereinigen — Selma und Rodewald sollten —"

Hier stockte Pauline. Egon erhob sein Haupt und erstaunte über die Verwirrung, die sich Paulinens bemächtigte. Sie war aufgestanden, athmete laut, machte einen Gang durchs Zimmer, rückte an den Sesseln, warf sich auf ein Kanapee, drückte den Kopf auf ein Kissen und bat um eine Minute Zeit, sich zu erholen. „Ist Ihnen nicht wohl, gnäd'ge Frau?" fragte er und wollte klingeln. — „Nein, nein," stöhnte sie. „Ich erhole mich —" Nach einer Weile fuhr sie fort:

„Ich gestehe Ihnen, Fürst, daß ich mir damals einbildete, eine Heroine, ein Engel an Kraft und Entsagung zu sein. Ich wollte Selma und Rodewald verbinden, ich wollte, daß sie einig würden, ich lenkte das Herz des Kindes, meiner Nichte, mit Gewalt, ich zwang sie, in Heinrich alles das zu finden, was sie vielleicht noch nicht suchte. Ich kann, ich darf Ihnen nicht sagen — Ihnen nicht, Prinz, — was mich bestimmte, von der Welt scheidend die Beruhigung mitzunehmen, daß Rodewald und nur, nur Selma sich liebten, keine Andere, keine Andere —" — „Warum mir nicht sagen? Wozu Ihr Zorn? Ihr neu entflammter Haß? Wen sollte Rodewald nicht lieben —?" entgegnete der Prinz, ahnte aber doch, daß von seiner eigenen Mutter die Rede war.

„Dringen Sie nicht in mich, Prinz! Ich will nichts erzählen, nichts aufklären, ich will Sie nur auf die Wege führen, wo Sie Achtung und Schonung für mich lernen sollen! Ja, es mag Rache gewesen sein, daß ich wie die Schlange am Baume des Paradieses Rodewald und Selma verband. Aber der Himmel strafte mich auch! Strafte mich durch den Verlust seiner Gnade! Ich genas, Prinz! Ein kluger und kundiger Arzt lehrte mich eine Diät, die ich nie eingehalten hatte. Die Bäder von Ems linderten den Reiz meiner Nerven. Ich genas, Prinz! Und als ich froh ins Leben zurückkehrte und wieder nach Rodewald, dem Geliebten, suchte, da war er entflohen, das heißt, er war mir entflohen." — „Natürlich," unterbrach der Prinz. „Sie hatten ja für ihn Selma bestimmt." — „Selma war ein Kind. Sie, dacht' ich, wird bald von dieser Leidenschaft geheilt sein. Aber wo ist Rodewald selbst? Er war verschollen. Nicht die Liebe zu Selma, die ihn innerlichst nie ergriffen hatte, hatte ihn fortgetrieben von unsern Wohnungen; Ueberdruß am ganzen Leben, Ekel, schrieb er mir einst, an Allem, Ekel am meisten am Weibe! Vielleicht der Kummer und Unmuth über Erfahrungen, die Sie einst noch entdecken werden. Selma aber liebte ihn wirklich. Ich Thörin hatte die Knospe ja selbst künstlich aufgetrieben! Das Kind lebte nur für Den, den ich es gelehrt hatte, als einen menschgewordenen Gott zu verehren. Rodewald, aus Motiven, die ich nur ahnen kann, floh mich, floh alle Welt, er war sich selbst zur Last, zur Qual geworden und mit dem Worte: Läuterung! nahm er schriftlichen Abschied und begab sich nach einer Gegend hin, wo ich ihn nicht mehr sehen sollte und wohin er denn auch mit Selma, die nicht mehr von ihm lassen wollte, für immer verschwunden ist."

„Aber meine Mutter?" bemerkte Egon und verrieth schon einige Mäßigung der Ungeduld, auf die Bahn ihrer Denkwür-

digkeiten wieder einzulenken. — „Ihre Mutter?" sagte Pauline vor sich hin und machte eine Miene voll Bitterkeit. — „Daß Ihre Schwester Anna von Harder Sie hassen mußte, tödtlich hassen muß, das erkenn' ich," sagte Egon. „Sie haben die Blüthe des jungen Gefühls ihrer Tochter vergiftet — haben, wie Sie mir unbegreiflicher Weise sagen, aus Rache die Genugthuung haben wollen, daß der durch den Tod von Ihnen getrennte Rodewald nur Selma liebt. Sie haben einer Mutter ihr Kind geraubt — Selma von Harder? Selma . . . Wer erinnerte mich doch einst an eine Selma?" Egon konnte sich nicht besinnen, daß man ihm von einer Selma Ackermann gesprochen hatte. Pauline fuhr fort:

„Meine Schwester haßt mich nicht mehr. Sie gehört zu Denen, die überwunden haben. Weiß sie doch, daß unter dem Raub ihres Kindes Niemand mehr gelitten hat als ich. Ich hatte das Leben wieder und das Licht meines Lebens war ausgelöscht. Was war mir die Welt ohne Rodewald? Und er war dahin, für ewig! Das Gefühl, das mich ergriff, war nicht das der innern Vernichtung, der Zerschmetterung und Ohnmacht. Wie konnt' ich auch? Ich war gesund! War dem Leben wiedergegeben! Nun raste ich. Ich hatte keine Besinnung mehr. Ich glaubte, im Strudel der Welt meinen Schmerz betäuben zu können. Ich warf mich in diesen Strudel und beging Thorheit über Thorheit; die Menschen sollten nur sehen, daß ich lachen konnte. Alle Welt kannte den Vorfall mit Selma, meiner Nichte, die ich zu meiner eigenen Mörderin erzogen hatte. Anna, Wittwe, ihres Kindes beraubt, vermied mich und trauert noch in diesem Augenblick. Zehn Jahre mocht' ich so gegen mich selbst gewüthet und die Freude gesucht haben, um nur nicht zu hören, daß man lachte und meine Thränen sah, als ich endlich ermattet niedersank und Einkehr halten wollte. Amanda, Anna, alle meine Freundinnen hatten schon seit Jahren diese Einkehr begonnen. Sie hatten sich Alle Irrthümer vorzuwerfen, Alle waren sie ergriffen vom damaligen großen wogenden Frühlingsreichthum, das Blut hatte ihnen in den Adern gerollt, wie aus Sympathie mit dem großen Wachsthum der Zeit und der Geister. Prinz, ich gestehe Ihnen, daß ich die Art von Läuterungen, die damals Sitte waren, nicht begreifen konnte. Beten, hinter gemalten Glasfenstern knieen, Orgelspielen lernen, dies irae vierstimmig singen helfen — diese Läuterungen waren die Wiederkehr der alten Eitelkeit, nur in andern Formen Ich wurde bitter über die Vergangenheit, über mich, über Andre. Ich heirathete zum zweiten Male. Ich schriftstellerte. Ich schrieb „Amanrantha." — „Eine Satyre auf meine Mutter!" — „Sagen Sie nicht, auf Ihre Mutter! Sagen

Sie, eine Satyre — nein, auch Das ist nicht das rechte Wort — eine Anklageschrift, ein Zorngericht über die Seelen, die Alle, Alle gesündigt hatten und nun durch Heuchelei die Vergebung des Himmels anticipiren wollten." — „Meine Mutter war schwach, aber sie heuchelte nicht!" antwortete Egon. — „Sie war schwach, Das ist das Wort, Prinz! Schwach — Sie meinen doch wohl an Charakter? Aber diese Schwäche an Geist gaben diese Büßerinnen, diese Cantatensängerinnen für Stärke aus. Das forderte mich heraus. Ich warf ihnen den Handschuh hin, „Amarantha", die Allen galt, nicht allein Ihrer Mutter, auch meiner Schwester, Allen, die empfindsam wurden, weil sie nicht mehr empfinden konnten." Egon war zu scharfsichtig, dachte zu klar über seine Mutter, zu klar über Das, was er in Genf erlebt hatte, um Paulinen von Harder nicht Recht zu geben. Er sah eine leichtsinnige, aber starkbegabte Frau vor sich, die ihm schon in dieser aufrichtigen Buße, die sie sich durch ihre Geständnisse auferlegte, eine gewisse Achtung abgewann.

„Mein Prinz," sagte Pauline, „ich bin zu Ende. Eine andere Zeit ist gekommen, neue Anschauungen haben den Thron der alten umgestürzt. Wer noch glücklich sein will, schließt sich ab und macht sich Ruhe. Alle Welt sprach von den hinterlassenen Denkwürdigkeiten Ihrer Mutter. Ich wußte, daß sie mich gehaßt hatte. Ich mochte nicht, daß der letzte Rest meines Lebens der schon an sich an Reue und Verdruß überreich ist, verbittert würde durch die Enthüllung und Entweihung alles Begrabenen. Zehn Jahre nach Rodewald's Flucht heirathete ich Herrn von Harder, meinen Schwager. Ich war schon vierzig Jahre. Sie sehen, Prinz, wie aufrichtig ich in meiner Biographie bin. Mein Gemahl steht dem Hofe nahe. Es giebt der Rücksichten mancherlei. Ich will Ruhe haben und hasse alle gewaltsamen Erschütterungen. Die Denkwürdigkeiten Ihrer Mutter mußt' ich besitzen. Zeitlebens hab' ich dienende Hände gefunden, die gern für mich eintraten. Aus Liebe zu mir haben schon Manche viel gethan. Mehr als ich wollte, mehr, als ich oft mochte. Gott, Gott, es knüpft sich viel an meinen Namen, was nicht ganz aus meiner Seele floß!" Pauline wollte das Haupt senken, aber sie mußte aufhorchen. Es war ihr, als hustete im Nebenzimmer die Ludmer.

„Wir werden gestört," sagte Egon und faßte sich kurz. „Ich bin vollkommen auf dem Standpunkt, gnädige Frau, den Sie mir bezeichnet haben. Ich denke nicht kleinlich von Ihnen. Ich bin nicht befugt, der Richter Ihres Lebens zu sein. Einen schlimmen Gebrauch von diesen Denkwürdigkeiten werd' ich wahrhaftig nicht machen. Besorgen Sie das nicht —!" — „Sie

glauben, Amanda hätte mich angeklagt?" unterbrach Pauline. — „O ich ahne es," rief Egon mit aufwallender leichter Rührung. „Sie waren beschämt, als Sie diese Blätter lasen und nichts, nichts von einem rachedürstenden Herzen fanden — Räumen Sie Ihrer Feindin die Gerechtigkeit ein! Sagen Sie, daß meine Mutter großmüthig war! Sie schweigen? Nun, dann geben Sie die Blätter! Noch diese Nacht will ich sie auf meinem Lager mit Thränen benetzen."

„Prinz," sagte Pauline jetzt mit entschiedener Wendung, „diese Blätter! Ich gebe Sie Ihnen nicht."

„Wie? Das wäre das Ende Ihrer Mittheilungen?" rief Egon. — „Wenn ich nun doch diese Denkwürdigkeiten vernichtet hätte?" — „Das haben Sie nicht! Nein, nein! Oder doch? Doch?" Die großherzige Liebe meiner Mutter beschämte Sie? Sie vernichteten ein Denkmal Ihrer Scham, Ihres Neides? Sprechen Sie!" — „Nein! Die Blätter existiren. Aber Sie sollen, Sie dürfen sie nicht lesen!" — „Welche Ausflüchte!" — „Ueberstürzen Sie sich nicht! Ich meine es gut mit Ihnen, Feuerkopf! Die Blätter lesen Sie nicht!" — „Geben Sie mir das Testament meiner Mutter!" — „Sie sind ein Ungestüm!" — „Endigen Sie diese Ausflüchte, diese Verstellungen — ha, diese Lügen, Madame!" rief jetzt Egon knirschend vor Aerger über solche Weitläufigkeiten. „Sie haben mich zähmen, rühren wollen —" — O mein Gott!" stöhnte Pauline. „Noch denken Sie niedrig von mir! Ich flehe Sie an! Begehren Sie diese Geständnisse einer Frau nicht, die die Welt verachtete, nur Gott liebte und Niemanden, Niemanden sonst — nicht einmal Sie!" — „Nicht ihren Sohn? Nicht mich? Sie lügen!" — „Prinz!"

In diesem kritischen Augenblick ertönte die Glocke des Hauses. Ha! athmete Pauline auf. Es war ihr, als wäre sie ganz verlassen gewesen, ganz der Wildheit dieses jungen Mannes, der keine Rücksichten kannte, anheimgegeben. „Ich weiche nicht von dieser Stelle," rief Egon, „bis ich diesen Spuk, diesen Eingriff in mein Leben nicht beseitigt habe. Ich bin vor Ihnen gewarnt. Der Vater, die Mutter bezeichneten mir Ihren Namen als den einer Schlange, die sich um mein Leben ringeln wird, um mir das Herzblut auszusaugen."

Pauline horchte eine Weile, wer kam. Man hörte die Thür öffnen. Vielleicht ist es Franz! dachte sie erleichtert. Es war so still, so dunkel draußen. Sie hörte die Ludmer nicht. Ihre Diener waren nicht alle zugegen. Es regnete draußen in Strömen. Sie war diesem Ungestümen hier preisgegeben. Noch einmal sagte sie fest und entschieden zu Egon: „Prinz, wenn Sie diese Blätter lesen, droht Ihnen Etwas, was Ihnen nach einem

solchen Glauben über mich allerdings die Hölle sein müßte —" — „Das wäre?" — „Die Qual — mein Freund zu werden!" Egon lachte bitter auf und bat um Aufklärung über eine solche Möglichkeit, die allerdings, wie er grausam hinzufügte, ihr Bedenkliches hätte. „Erlassen Sie mir," sagte Pauline tief verletzt, aber mit immer mehr sich beherrschender Ruhe, „die nähere Auseinandersetzung. Genug, Sie würden mein Freund werden, ja vielleicht," setzte sie scharf betonend hinzu — „mein Sklave! Also, wohlan! Prinz! Ich verbrenne die Blätter. Gute Nacht!" — Damit erhob sie sich, um zu gehen. Egon aber hielt sie mit gewaltsamem Entschluß an der Hand zurück, führte sie ans Fenster und riß das Fenster auf. Es stürmte, es regnete. Die Bäume krachten. Pauline bebte. Sie wollte sich losreißen, sie wollte schreien. Da intonirte von dem Garten eine jugendliche Männerstimme ein kurzes Lied. „Hören Sie diesen Gesang?" rief Egon in wilder Aufregung. Pauline, von der Kälte der Nacht durchschauert, sah ihn mit Entsetzen an und rang sich von seinen Händen los.

„Es ist das Zeichen eines Wächters!" sprach Egon, indem er das Fenster schloß. „Meine Freunde, drei an der Zahl, sind entschlossen, in dieser Stunde mit mir die Fäden gewaltsam zu zerreißen, die mein Leben umspinnen!" — „Was bezwecken Sie, Prinz? Um's Himmelswillen!" rief Pauline und wollte mit einer raschen Wendung entfliehen. Egon aber warf sie mit einer Armbewegung zurück und behielt die Thür im Rücken. „Ich dringe mit meinen Freunden, die hier in das Fenster steigen, sofort in Ihr Arbeitszimmer und verlasse es nicht eher, als bis wir besitzen, was mein ist. Ein Wink und ich habe die Freunde, die mich unterstützen, hier zur Seite! In Ihrem geheimsten Zimmer, das ich mir habe bezeichnen lassen, bleiben wir so lange, bis wir diesen Intriguen ein Ende gemacht haben."

Das war zuviel. Ein Attentat auf ihre Häuslichkeit —! Wer hätte hier die Untersuchung aller ihrer Schränke hindern sollen? Die feigen Bedienten? Die sich schon versteckt zu haben schienen? Wer hätte sonst beispringen sollen in diesen einsamen Gartenhäusern? Aber Pauline lächelte ruhig und sagte: „Wohlan, mein Prinz, so kommen Sie! Wir können es auch anders beschließen. Ich gebe Ihnen die letzten Geständnisse Ihrer Mutter. In Gottes Namen!"

Damit gab sie Egon das Zeichen voranzugehen. Als er öffnen wollte, war die Thür verriegelt. „Aha!" sagte Pauline. „Ihr Ueberfall stößt auf Vorsichtsmaßregeln. Eine Horcherin hat die Gefahr abwenden wollen und ich bin nicht so verlassen, wie Sie denken! Kommen Sie also von dieser Seite, Durchlaucht!"

Pauline nahm einen Armleuchter und ging durch eine zweite Thür, durch finstere Zimmer, durch einen Gang. Egon folgte, vorsichtig um sich spähend. Die Ludmer stand mit Franz und einem Gärtner auf dem Gange im Dunkeln. Diese Ludmer mußte ihm wie eine der Dienerinnen Hekate's bei ihren Zauberkünsten, eine der Hexen Macbeth's erscheinen. Es war ihm, als sollte er in seine Zukunft sehen und jenen Zauberspiegel in die Hand nehmen, der ihm die Geschichte seines Hauses offenbarte. Pauline ignorirte die zu Tode geängstigte Freundin und führte Egon in ihr zweites Boudoir, das geheime, ein. Hier schloß sie einen Schrank auf und übergab nach mehrfacher Zögerung und erneuertem Andringen Egon's dem Prinzen endlich die Blätter. Dieser erkannte die Handschrift seiner Mutter, küßte sie und sagte zur Geheimräthin: „Also auf die Gefahr hin — Ihr Freund zu werden! Gute Nacht!" Die Geheimräthin wiederholte lächelnd: „Auf die für mich noch viel angenehmere Gefahr hin — daß Sie sogar mein Sklave werden! Gute Nacht!" Der Prinz verschwand. Bald hörte man Flüstern von Stimmen vor dem Stacket, das Uebersteigen der ungeduldigen Freunde, das Bellen angeketteter Hunde, das Sprechen, sich Verständigen Egon's mit den Freunden, Lachen, Spotten, zuletzt das Rollen eines Wagens im feuchten Kieselsande.

„O," sagte die Ludmer, die nicht früher eintrat, bis der Wagen nicht mehr hörbar war, „welche Scene! Welche Verblendung, Pauline! Welche Geständnisse! Welche Gefahren! Das Haus war von allen Seiten umringt! Wir müssen in die Stadt ziehen. Man könnte uns hier geradezu ermorden." — „Laß mich," antwortete Pauline und sank erschöpft auf eine Ottomane. Nach einer Weile fügte sie hinzu: „Nie traf es sich, daß ich Egon sah. Als ich den ersten Blick auf ihn geworfen hatte, o Gott! welche Erinnerungen hatt' ich da —!" Mehr vermochte sie nicht hervorzubringen. Die Ludmer verstand, was sie hatte sagen wollen und versuchte, sie auf andere Gedanken zu bringen. „Ich riegelte zu, als ich Franz kommen hörte," sagte sie. „Er war bei Augusten und hat mir Schreckliches erzählt. Er kam dort gerade zur rechten Zeit —" — „Ehe das Mädchen am gebrochenen Herzen starb, aus Verzweiflung, sich von einem Ehrenmann verschmäht zu sehen?" sagte Pauline mit einem Ausdruck, der die ganze Schwere der Gedanken bezeichnete, die auf ihrer Brust lasteten, und ihr etwas wirklich Prophetisches gab. „Ehe sie in's Narrenhaus gebracht wurde!" sagte die Ludmer ruhig. — „Großer Gott!" rief Pauline theilnehmend. „Charlotte, Charlotte! Wie ruhig Du Das sagen kannst!" Die Ludmer erzählte, wie Franz gekommen wäre, hätte er schon im Hause gehört, daß

vorgestern Abend der Fremde, mit welchem Auguste seitdem öfters ausgegangen war, laut und heftig gezankt und dann sich entfernt hätte. Oben hätte Franz den sogenannten Engländer mit der schwarzen Binde gefunden, um Augusten beschäftigt, die auf dem Bette lag. Der Engländer wäre sehr ergrimmt gegen Franz gewesen. Auguste hätte aber Franzen nicht erkannt. Franz wäre so gescheidt gewesen, sich für einen Andern als Den auszugeben, der sie mit Mangold bekannt gemacht hätte. Als Mangold vorgestern gegangen wäre, erfuhr Franz, hatte Auguste nicht ein Wort gesagt, sondern in einem todtähnlichen Starrkrampf dagelegen bis nächsten Morgen. Murray wäre nicht von ihrem Bett gewichen. Am Morgen wäre sie etwas aufgestanden und hätte in aller Stille das Fenster geöffnet, um sich, ohne einen Laut von sich zu geben, auf den Hof zu werfen. Murray, überrascht von diesem plötzlichen Gedanken, den Niemand geahnt hätte, hätte sie mit Riesenkraft ergriffen und zurückgehalten. Dann hätte sie, erzählte Franz, bis zum Abend wieder im Starrkrampf gelegen. Endlich hätte sie Speisen genommen und einige Worte, doch verworren, gesprochen; sie hätte fortgewollt, man hätte sie gehalten. Murray verließ sie keinen Augenblick. Man hätte den Arzt gerufen und dieser eine Beruhigung verschrieben, worauf sie einschlief. Seit heute früh spräche sie still, aber verwirrt, dann hätte sie geweint, sich gesammelt, aber den ganzen Abend wäre sie so gefährlich irr gewesen, daß man sich hätte entschließen müssen, sie in's Narrenhaus zu schaffen. Franz wäre gerade angekommen, als man einen Wagen holte, und Murray sie mit schönen kostbaren Kleidern, die er irgendwo hätte holen lassen, mit Gold und Silber kirrte, in einen Fiaker schaffte und sie selbst begleitete. Er hätte ihr gesagt: Es ginge auf den Fortunaball! Da hätte sie gethan, als ging' es zum Tanze. Ihre Kleider musterte sie lachend im Spiegel, alle die Ringe, die Brochen, die Armbänder, die sie plötzlich vor Wochen trug, wären wieder zum Vorschein gekommen und so wäre sie lachend und als ging es zum Ball oder zu einer Hochzeit, mit Murray ins Irrenhaus gefahren. „Franz," schloß die Ludmer, „hat mir die Geschichte so erzählt, daß es mich selbst kalt überlief. Und nun hier noch diese Scene! Dieser Ueberfall wie von Räubern und Mördern!" — „Du bist schauerlich, Charlotte," sagte Pauline entsetzt. „Gute Nacht, Charlotte!" — „Es ist erst neun Uhr," bemerkte die Ludmer. — „Ich gehe zu Bett! Ich bin krank, Charlotte!"

Die Ludmer kannte gewisse determinirte Stimmungen ihrer Herrin. Sie ersparte alle Erörterungen auf morgen und fragte, ob sie das Kammermädchen rufen sollte. Pauline schüttelte den Kopf. Die Ludmer, die jetzt mit einem Mal die lästige Nichte

losgeworden war, mit einem Mal auch die Spannung zu dem Prinzen Egon sich lösen sah, ging ziemlich erleichtert zu Franz zurück, der ihr das Vorgefallene wiederholt erzählen sollte.

Pauline aber riegelte sich ein, entkleidete sich rasch und warf sich erschöpft auf ihr Lager. Als sie im Dunkeln war, trat ihr im Halbschlaf Egon's Gestalt entgegen. Sie seufzte schwer und hätte ihn ans Herz ziehen mögen, weil er ihr Erinnerungen wachrief, die zu ihren theuersten und schmerzlichsten gehörten. Ihr unruhiges Blut ließ sie nicht schlafen. Sie mußte aufstehen, mußte wieder Licht machen. Zuviel, zuviel der Vergangenheit trat ihr gespenstisch entgegen! Es war ihr, als wenn die alten Brustkrämpfe wiederkämen. Röchelnd erhob sie sich, als läge auf ihr ein Alp. Sie wollte klingeln, unterließ es aber, da sie hörte, daß man noch im Hause wachte. Der Geheimrath kam eben aus dem Theater. Sie hörte die Schüsseln seines Nachtessens klappern, das man oben in sein Zimmer hinauftrug. Das beruhigte sie wieder. Sie dachte an Schlaf. Doch der floh sie. Bilder aus Italien, aus der Schweiz traten ihr entgegen. Eben lieblich und schön, dann verzerrt und beängstigend. Eine Gestalt schien sie besonders zu ängstigen. Sie erinnerte sich durch eine seltsame Gedankenreihe an Wasser, an einen übergetretenen hohen Fluß. Hülfe! Hülfe! glaubte sie gerufen zu haben. Dann fuhr sie auf und sah sich um, fand Alles ruhig und legte sich auf die andere Seite. Aber nun kam ihr Auguste Ludmer vor die Augen. Sie sah sie im Ballstaat mit geschminkten Wangen — sah Kerzen — Kronenleuchter — alle Tanzenden waren wahnsinnig — der Mann mit der schwarzen Binde, den sie so oft hatte nennen hören, führte Augusten in ihre Nähe und diese knixte vor ihr und sagte ihr in wahnwitziger Rede: Schöne Dame, gieb meinem Baron seinen Sohn! Dann war es wieder, als wäre Mangold Der, der dies Mädchen führte, und ebenso rasch gaukelte ihr ein Bild vor die Augen, wo Auguste zerschmettert auf dem Straßenpflaster lag und Franz mit einem Licht drüberher leuchtete, und als sie nachsahen, war es eine Gestalt, die wie ein Engel schlummerte, verklärt, verändert. Sie sagte sich: Das ist ja Selma, aber mit Engelsflügeln! Ach! Sie schläft still und ruht sich von einem Leben aus, das ein ewiges Opfer war!

Deutlich hörte Pauline von den Stadtthürmen herüber zehn, elf schlagen. Aber es schlug schon halb zwölf und sie schlief noch nicht. Sie stand ungeduldig auf, machte wieder Licht, nahm Brausepulver, wollte lesen und kleidete sich an. Kaum hatte sie eine Weile in das erste naheliegende Buch geblickt, als es heftig an jener Thür schellte, die von der Straße in den Vorgarten führte. Die Glocke war groß und es tönte mächtig. Pauline

ging an das Fenster und sah einen Mann an der Thür, der eben zum zweiten Mal schellte. Um zu sehen, ob noch ihre Bedienung wach war, zog sie ihre Glocke. Lange dumpfe Stille. Der Mann, den sie durch eine Ritze ihres halbgeöffneten innern Fensterladens unterscheiden konnte, schellte zum dritten Male. Sie zog wieder ihre Glocke. Endlich regte sich Etwas im Hause. Man ging und fragte vom Fenster, was es noch so spät gäbe?

Sie hörte, daß eine fremdartig klingende, das Deutsche etwas gebrochen mit polnischem Accent sprechende Stimme sagte, hier wäre ein Billet vom Prinzen Egon, das man der gnädigen Frau morgen in der Frühe beim Erwachen geben sollte. Wie schlug Paulinen das Herz, als sie diese Worte vernahm! Man nahm das Billet durch das Gitter. Der Fremde, der kein Bedienter war, ging.

Es wird Louis Armand gewesen sein! dachte sie. Sie kannte von Helenen die Umgebungen Egon's. Es wird der Sänger sein, der dem Prinzen durch seinen Gesang verrieth, daß die Freunde wachten! Sie klingelte wiederholt. Franz kam. „Eben wurde ein Brief vom Prinzen Egon abgegeben?" sagte sie. „Ich will ihn lesen." Franz kehrte um und nahm Ernsten erstaunt das eben empfangene Billet ab. Sie erbrach es hastig, wandte sich von den verschlafenen, zurücktretenden Dienern ab und las:

„Gnädige Frau, erst eine Stunde lang hab' ich in den Blättern meiner Mutter gelesen und den Rest überflogen. Dennoch bin ich schon überzeugt, daß ich Sie morgen in aller Frühe, um neun Uhr, wenn ich bitten darf, sprechen muß. Ich erkenne, was Sie sagten: Die Selige liebte nur Gott und sich! Vergeben Sie mir, daß ich so stürmisch, so wahnsinnig war! Ich fühle, daß ich des Rathes einer weisen, vom Schicksal geprüften Frau bedarf, einer Frau, die über die gewöhnlichen Standpunkte des Lebens erhaben ist!"

Pauline nickte, als sie geendet hatte, einige Male voll tiefster Genugthuung mit dem Kopf. „Fühlst Du's nun, Prinz Egon Waldemar von Hohenberg?" rief sie, der Bedienten nicht achtend, triumphirend aus. „Krümmst Du Dich nun vor Paulinen von Harder, stolzer Jüngling, den die Schönheit Helenen's nicht so fesseln wird wie hinfort der alten Pauline Geisteskraft? Zittere nicht, Egon! Ich bedarf Deiner auch, sowie Du meiner bedarfst, und wenn Du weise bist und mir Deine starke Hand zur Stütze für den Rest meines Lebens leihst, so will ich Dir zeigen, daß ich Dich mehr liebe, als Helene d'Azimont, und mehr, mehr als Amanda, Deine eigene Mutter!"

Franz stand in der Ferne und harrte noch auf einen Befehl. „Um sieben Uhr wecken!" sagte Pauline, erschreckend, daß sie nicht allein gewesen. Franz ging. Pauline verriegelte die Thür, las das rasch hingeworfene Blatt beseligt noch einmal und noch einmal, entkleidete sich und warf sich heiter und beruhigt auf ihr Lager. Sie entschlief unter reizenden Bildern eines für sie neu beginnenden Lebens.

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Der Jesuit.

Helene d'Azimont bewohnte in einem sogenannten Hôtel garni das erste Stockwerk. Nie gewöhnt an Beschränkung, bedurfte sie nicht nur aus angebornen Rücksichten ihres Standes, sondern gleichsam zur Ausdehnung ihrer ganzen eigenen Natur großer Räumlichkeiten. Diener und Wagen hatte sie mitgebracht.

In den sechs Wochen, daß Egon krank, von andern gehütet, ihrer Sorgfalt vorenthalten wurde, litt sie unsäglich. Sie hatte das nie rastende Bedürfniß der Aufopferung. Sie wäre im Stande gewesen, wie eine um Lohn gedungene Krankenwärterin Egon zu pflegen. Kümmerte sich während dieser Trauerwochen Helene um niemanden, als wer sie aufsuchte, verschloß sie sich jeder Beziehung, auch zu ihrer Schwester Adele, die sie ihres „kleinen und engen Herzens" wegen verachtete, zu Rudhard, der ihr ein lästiger, gefühlstrockener Pendant war, so mußte es auffallen, daß sie Sylvestre Rafflard nicht sogleich das erste Mal, daß er sich bei ihr melden ließ, abwies.

Helene hatte sonst geglaubt, keinen größern Feind zu haben. Durch Zufall war Sylvestre Rafflard, ihr ehemaliger Erzieher, der alten Gräfin d'Azimont, ihrer Schwiegermutter, näher gekommen und der Vertraute ihrer Wünsche geworden. Die alte Dame hatte immer einen solchen zuverlässigen Hausfreund nöthig gehabt und hielt treu zu ihm, falls er sich bewährte. Seit einer Reihe von dreißig Jahren waren es Jesuiten gewesen, Priester oder Affiliirte, die ihr nahe standen. Der letzte ihrer Vertrauten, Abbé St.-Dor, ein Priester aus dem Convict der Gesellschaft Jesu in der Rue Jean Jacques Rousseau, starb und empfahl ihr Sylvestre Rafflard, einen Genfer, der in Turin gläubig, aber nicht Priester geworden war und sich nur als ein in weltlichen

Dingen dienender Bruder zu den ehrwürdigen Vätern hielt, die ihm seine Existenz machten.

Rafflard war nicht mehr jung, aber von einer unverwüstlichen Regsamkeit seiner fast thierisch gebauten Constitution. Der große affenartige Kopf mit dem gewaltigen hervorstehenden Unterkiefer saß wie auf dem Nacken eines Stiers. Die Schultern waren breit wie die eines Lastträgers. Die Beine waren lang und weitausholend, die Arme fast über die Proportion ausgreifend und mit Händen begabt, die sich wie die ausgespreizten Füße eines Wasservogels machten. Dieser Mensch verband die Giraffe mit dem Rhinoceros. Die ganze Natur Rafflard's war die Sinnlichkeit nicht nur des Magens und des Herzens, sondern auch die Sinnlichkeit der Augen, der Ohren, der Hände, des ganzen Menschen. Sein Wesen war wie das Schnalzen des Fisches. Er war die Aufdringlichkeit selbst. Seine großen Hände reichte er jedem zum Gruße; er umarmte, er küßte jeden, er floß in einem Strom von salbungsvollen Liebesworten über und bot jedem seine Freundschaft an. Er hatte sich von einer gewöhnlichen Herkunft allmälig emporgeschwungen durch das Prinzip, die ganze Menschheit wäre zu gewinnen durch Schmeicheleien an unsere Phantasie, durch die Süßigkeit der Vorstellungen, die in jedem das Gegentheil seiner Existenz zu wecken vermöchte. Er näherte sich den jungen Mädchen und sprach mit ihnen von der Ehe; den Frauen und sprach mit ihnen von dem gebundenen Schicksal ihrer unabänderlichen Wahl. Jungen Männern malte er die süßesten Träume des Glückes aus, den Alten spiegelte er den Glauben vor, man hielte sie noch für jung. Jedem aber, den er leiden, unbefriedigt sah, nahte er sich mit der Versicherung, er erriethe sein verfehltes Geschick, er ahnte seine wahre Bestimmung. Die Frauen gewann er durch die sie überraschende Entdeckung, daß ihr Geist gebunden, gefesselt, an Gemeines entwürdigt wäre. Die Männer belauschte er in der geheimsten Sehnsucht ihres Ehrgeizes und beglückte die Strebenden mit glänzenden Bekanntschaften, die er in der That wie Visitenkarten aus der Westentasche zog. Sylvestre Rafflard war der lebendige Versucher. Ewig legte er denen, die er umstricken wollte, die Schätze Jerusalems zu Füßen und verschenkte sie an den, der sich ihm ergeben würde. Er bot alles an, Würden, Aemter, Ehrenzeichen, Geldmittel, Erfolge, schöne Frauen, je nachdem er das weltliche Streben einer Geisteskraft vorfand oder das träumerische Sehnen eines Gemüths oder einer Phantasie.

Und wenn man fragen wollte, wozu sich Sylvestre Rafflard einer so unermüdlichen Verführung ergab, so ist nicht erwiesen, daß er geradezu schaden wollte. Er würde sich in diesem Falle

bei seiner unausgesetzten Betriebsamkeit großen Gefahren ausgesetzt haben. Ja, er wollte nicht einmal verwirren. Er wollte nur existiren, sich behaupten, im großen Stil existiren. Dazu bedurfte er hundert Beziehungen. Er mußte eine Beziehung auf die andere bauen, einen Trumpf gegen den andern ausspielen. Sonst war eigentlich seine geheimste satanische Freude die, jeden Menschen im Zustande der Natürlichkeit zu sehen. Wir wissen, wie Rafflard als Erzieher wirkte, wie ihn reizte, schon das Gelüsten der ersten Knabenzeit zu beobachten. Wir wissen, daß Egon's frühere Lebensverstimmung, seine Verzweiflung am Dasein, die ihn von Genf nach Lyon, fort von allen Beziehungen seines Standes trieb, eine Folge der Verführung seines eigenen Lehrers war. So aber wie Egon wollte Rafflard jeden auf die Nacktheit seiner natürlichsten Schwäche zurückführen. Da, wo der Mensch klein wird, setzte er den Hebel an; da, wo der größte Mann zuweilen seine Größe vergißt, wußt' ihn Rafflard sicherlich zu überraschen und hatte ihn dann für alle seine Pläne in der Hand. Im gewöhnlichen Verkehr war er liebenswürdig, gefällig und noch immer gern gesehen, wenn man ihm auch seinen asthmatischen Husten vergeben mußte. Diesen tückischen Dämpfer seiner guten Laune, diesen Störenfried seiner schleichenden Intriguen hatte ihm ein strafendes Geschick seit einigen Jahren mit auf den Weg gegeben. Dieser „Katarrh“ hatte ihm schon, wie das so in der großen Welt geht, Freunde entfremdet, ja seinen liebsten Freund, den eigenen Magen. Der alte Gourmand kaute stündlich Pastillen und verdarb sich damit eine Verdauung, die seiner herculischen Natur sonst immer entsprochen hatte.

Ein solcher Charakter, ohne Halt, ein reiner Lebensvirtuose, ein Künstler auf dem Tanzseil des gefährlichsten Egoismus, mußte durch innere Nothwendigkeit Jesuit werden. Seine Kenntniß der Zeit und der handelnden Personen überraschte die, die ihn zu diesem Schritt ermunterten. Er hatte Verbindungen wie ein zweiter Graf St. Germain. Selbst wo man ihm schon die Thür gewiesen hatte, wagte er wiederzukommen. Er wagte, Andere sogar an Menschen zu empfehlen, die ihn verachteten. Gelehrte Kenntnisse besaß er nur oberflächlich. Aber vortrefflich sprach er über Sachen, die oft dem Gelehrtesten unentwirrbar blieben, über Lebensverhältnisse, Sitten-, Staatsbeziehungen. Da ihm Deutschland, die Schweiz, selbst Rußland bekannte Terrains waren, so imponirte er in Frankreich. Als Abbé St. Dor starb, ergriff er mit Freuden die Gelegenheit, seine fortwährend bettelnde Existenz zu sichern, die ihm seit seinem asthmatischen Husten vollends Bedenken erregte. Er hatte schwören müssen, die Ideen St. Dor's zu verwirklichen. Es waren dies mancherlei Aufgaben

größerer oder geringerer Bedeutung. Eine derselben lautete: Die Heirath zwischen Helene von Osteggen und dem Grafen Desiré d'Azimont zu lösen, das bedeutende Vermögen des Grafen zum Rückfall an die Mutter zu bringen und von dieser es somit zuletzt dem Orden zuzuwenden. Dieser Aufgabe unterzog sich Rafflard mit dem Aufgebot seiner ganzen Energie. Es war seine Mission, sein Unterhalt. Die übrigen Einwirkungen, die er da und dort und auch bei seiner Sprachgewandtheit in fernen Ländern auszuführen hatte, kamen zur Lösung dieser Hauptaufgabe ergänzend, doch unwesentlicher hinzu. War Rafflard schon in Paris und Enghien thätig, um Helenen und den Grafen zu entzweien, so setzte er nach der Flucht der jungen Frau diese ihm gestellte Aufgabe mit Gewissenhaftigkeit fort. Egon warnte Helenen vor Rafflard schon in Frankreich. Sie glaubte Spuren zu haben, daß Louis Armand damals in Enghien nicht ohne Vermittelung Rafflard's so grausam störend in ihr Glück eintrat. Sie fuhr schaudernd und ergrimmt auf, als man ihr nach ihrer Ankunft in Deutschland diesen Namen nannte, der in der Residenz anwesend, ohne Zweifel ihr gefolgt war und sie nach allem Vorgefallenen eines Tages zu sprechen wünschen konnte. Wie aber gutmüthige Naturen — und eine solche war Helene bis auf einen gewissen Punkt im höchsten Grade — einmal sind, sie fassen die Menschen immer nach ihrem augenblicklichen Bedürfniß. Klagen sie mit den Klagenden, so heißt es: Ich habe mich geirrt, er ist gut, er ist wenigstens besser als ich dachte! Helene d'Azimont hatte auch die Eigenschaft gutmüthiger Charaktere, daß ihr jedes Wiedersehen etwas Verschönerndes bot. Einem Menschen, den man in der Heimath haßte, wird man in der Fremde nicht begegnen, ohne sich zu denken: Wenn er Dir hier unter diesem schönen Himmelsstrich, unter diesen herrlichen Statuen, unter diesen duftenden Gewächsen, die Hand böte, Du würdest sie nicht zurückweisen! Bringt er nicht Heimathsluft mit? Geht er nicht wieder dahin, wohin Du gern einen solchen Gruß aus lebendem Munde übersenden möchtest! Rafflard benutzte diese Stimmung, die er bei Helenen offen genug vorfand. Er war noch klüger. Er machte sogleich reinen Tisch. Er sagte: „Gräfin, warum hassen wir uns? Er ergriff damit gleichsam das Gewand, das seine geheimsten Absichten barg, und zog die tausend Falten desselben glatt in eine Fläche, in die Fläche der Aufrichtigkeit und Bonhommie. Er sprach so natürlich, so sich selbst ironisirend, daß Helene schon lächelte. Er verspottete die alte Dame vom Faubourg St. Germain, er ahmte der Gräfin so treffend nach, daß Helene sie völlig wiedererkannte und mit zu lachen anfing. Seine grauen Augen wurden kindlich; ja als ihn sein böser Husten

überfiel, griff Helene in die Schubfächer ihres Schreibtisches und bot ihm, mitleidig wie sie war, von jener „Pâte Regnauld aus Orleans" an, die er schon täglich kaute, aber doch hier wie etwas ihm unbekanntes annahm, nur um dabei über das schöne Paris sentimental werden zu können und Helenen zu rühren. Und vollends umstrickte er Helenen durch das offene Vertrauen, das er ihr zeigte, als sie ihm seine Verbindung mit den Jesuiten vorwarf. Er bekannte offen, mit den ehrwürdigen Vätern in Verbindung zu stehen. „Sie sind Priester?" hatte sie gesagt. — „Nein," antwortete er, „ich gehöre zu jenem amphibischen Theil des Bundes, der in- und außerhalb der Kirche steht. Ich bin zu weltlichen Dingen affiliirt." — „Und Sie gestehen mir das so offen?" hatte Helene erstaunt gefragt. „Warum sollt' ich verhehlen, was Sie schon wissen," war seine Antwort gewesen; „verhehlen," setzte er hinzu, „was Sie verschweigen werden! Die Vorsicht, die ich brauche, daß ich in philanthropischen Zwecken, zur Verbesserung der sittlichen Gefangenenpflege, reise, öffnet mir viele Thüren: selbst die Thüren der Gefängnisse sind nicht unwichtig. Man entdeckt dort Menschen, die gewandt und brauchbar sind." Helene wies diese Moral zurück; aber er hatte ihr damals in französischer Sprache gesagt: „Liebe Comtesse! Sie müssen diese Welt betrachten wie ein großes Chaos, in das die Vernunft, die Philosophie, die tausendfach verzweigte gute Absicht der Menschen Licht und Frieden bringen wollen. Ich habe früher als Protestant, als Erzieher zu diesem Zweck der vernünftigen Verständigung mitzuwirken gesucht, und meine Ueberzeugung war zuletzt die, daß ich das Uebel zur eigenen Qual nur vermehrte. Da lernt' ich Jesuiten kennen und fand sehr eigenthümliche, am Dasein merkwürdig erfreute Menschen. Sie reisten und wandelten da und dort. Hier kannte man sie, dort nicht. Sie hatten Zwecke, deren Nothwendigkeit sie nicht untersuchten, deren Durchführung sie unterhielt und sie im Zusammenhang mit einer großen geschlossenen Kette kluger Mitverbundener persönlich stärkte und erheiterte. Ich finde in den Jesuiten die Apostel des reinsten Menschenthums. Was wollen sie denn anders, diese Vielverschmähten, als die Menschen von einem Staat, der sie quält, von einer Kirche, die sie verdüstert, locken und lösen? Was wollen sie denn herstellen? Nur die große, bequeme Ordnung der römischen Religion, die am Ende, wenn man aufrichtig sein will, nichts als ein freundlicher Verkehr zwischen dem Laien und dem Priester und eine Art von Gewissensarkadien ist. Arkadien ist überall, wo es keine Gewissensbisse giebt. Die Jesuiten können, was sie bezwecken, kaum sagen. Es sind die eigentlichen Triebkräfte der Welt, die da Freunde

des gedrückten Volks mehr heißen dürfen, als alle Demagogen im Purpur und in der Blouse. Was ist denn das groß für Sklaverei, zum römischen Stuhl zu gehören? Die leichteste, die lindeste von der Welt! Eine viel lindere, als der weltlichen Obrigkeit ganz und gar verfallen zu sein, wie dies durchaus nun der Gang der Geschichte werden soll. Gegen diesen Gang allein stemmen wir uns. Wir wollen nicht Rom retten, sondern den Menschen, der Niemanden, nur Gott zu gehorchen braucht. Wir müssen die absolutistischen Ideen der Könige verfolgen, weil sie den Begriff der Theokratie, d. h. der großen Gottesrepublick der Welt vernichten; aber wir müssen auch die Revolution bekämpfen, nicht weil sie den Königen schadet, sondern weil sie ihnen zu viel nützt, weil sie immer und immer auf Centralisation dringt, weil sie die Menschen zu Maschinen eines großen Staatszwecks macht, von welchem die Priester, d. h. die Anwalte des reinen Menschenthums, ausgeschlossen bleiben. Lieber Himmel, man spricht von Verdummung, die wir beförderten! Wir finden nur, daß die Menschen selbst nicht wissen, was das Salz der Erde ist. Absolute Staatszwecke, ob die der Republiken oder der Monarchieen, sind nicht das Salz der Erde, und wenn wir sagen, von Rom gehen die Adern dieses Salzlagers aus, so kämpfen wir ja nicht für den Papst, sondern durch den Papst für die ewige Macht Gottes, die größer ist, als die der irdischen Gewalten. Unser Orden denkt viel über die Zeit nach. Es giebt in ihm eine rechte und eine linke Seite. Die rechte verdirbt, was die linke gut gemacht hat. Es ist so schlimm, daß man den Namen Gottes nicht nennen kann, ohne sogleich zu sehen, daß die Menschen darunter die Aufforderung zur Bigotterie verstehen. Unsere Bundesgenossin ist leider die fanatische Religiosität, leider die Verfolgung des rationalistischen Lichtes; allein wir verfolgen das Licht nicht um des Lichtes, sondern um des Leuchters willen, worauf es gemeiniglich steht, und um der Wände willen, die das Licht gemeiniglich erhellen soll. Eine Aufklärung, die uns verderben will, müssen wir verfolgen, und wir verfolgen sie nicht um unsertwillen, sondern zu Gunsten der Menschheit, denn alle Aufklärung bringt wieder neue Anmaßungen, neue Fesseln. Das ewig sich Gleichgebliebene ist Rom. Das mildeste Joch, das die Menschen tragen können, bleibt die Theokratie, und ich gebe die Versicherung, wie die Demokratie erst ins Volk griff, als ein römischer Priester, Lammenais, sie im kirchlichen Stil populär machte, so wird auch der Socialismus, von dem Sie, liebe Gräfin, die Grundprincipien kennen, dann erst siegreich für die jetzige Gesellschaft anbrechen, wenn ein so hohler Commis-Voyageur-Kopf wie der des Herrn Proudhon von Lyon seine

Ideen einem Priester abgiebt, der über die Menschheit als Seher, nicht als mercantilischer Buchhalter spricht.“

Helene hatte nicht umhin können, dieser Aeußerung des Jesuiten Beifall zu zollen. Sie war in der Literatur und in den Zeitfragen bewandert. Ihr Salon war in Paris artistisch-literarisch. Ihr Tisch wurde von aufgeschnittenen und mit Lesezeichen versehenen Schriften nicht frei. Weitläufig ließ sie sich freilich auf eine Prüfung nicht ein und erwiderte auch hier von dem Standpunkt, der ihr näher lag: „Was wollen Sie denn aber in diesem Norden? Was giebt es denn hier für Sie zu thun?“

Rafflard hatte darauf geantwortet: „Wo fände ein Jesuit nicht ein Feld seiner Thätigkeit? Schicken Sie ihn nach Ceylon, nach Tombuktu, er findet Menschen, Priester, Religionen, Staaten. Wo man lehrt, wo man glaubt, hat auch ein Jesuit zu thun. Wir wissen bei jedem Verhältniß sogleich, wo wir Partei zu ergreifen haben, für wen, für was? Deutschland fängt an, wieder wie im Mittelalter der Schwerpunkt Europa's zu werden. Es ist das Land, wo sich beide Principien, das römische und das protestantische, die Waage halten. Die Verwirrung ist groß. Es will sich das protestantische Princip, das im dreißigjährigen Krieg wenn nicht besiegt, doch erschöpft wurde, aufs neue erheben, nicht rein als Princip der Feindschaft gegen das katholische, aber doch in den eigenthümlichsten Versetzungen mit allerhand andern Stoffen. Unsere Obern sind Politiker und denken weiter als die erbärmlichen Minister, die jetzt bei uns und auch hier auftauchen, morgen versunken sind und vergessen. Die Fragen der Zeit gehen weiter als bis zur Herstellung einiger trügerischen, constitutionellen Scheinformen. Auch die Jagd auf Demokraten erscheint uns in der Rue Jean-Jacques Rousseau lächerlich; denn Republiken oder Monarchieen sind uns gleichgültig, wenn die große Frage wegen der Kirche und des Staats, d. h. des freien oder des gebundenen Menschen auftaucht.“

Einer so offenen, auf Discretion vertrauenden Sprache — wie konnte Helene ihr widerstehen? Sie hatte zwar keine Neigung zu solcher Bewährung ihrer Geisteskraft wie Pauline, die von dergleichen Enthüllungen elektrisirt worden wäre, aber eine gutmüthige Hingebung Rafflard's glaubte sie vollständig zu erkennen, und da sie eine edle Natur war und Vertrauen zu schätzen wußte, so ließ sie den schleichenden Weltmann, der die vertraulichen Manieren eines Beichtigers geltend machte und alle Dinge vom Zugeständniß einmal nicht zu ändernder menschlicher Schwäche auffaßte, gewähren, nahm ihn zuweilen an, dankte ihm für die Bekanntschaften, die er ihr zuführte, und hielt seine schonende Sprache über Egon und ihre Liebe für den Beweis eines wirk-

lichen Interesses. Und wenn sie nun auch errathen hätte, daß Rafflard nur die Trennung von ihrem Gatten betrieb, was lag ihr daran? Gut und Geld hatten keinen Werth für Helenen. Einiges mütterliches Vermögen besaß sie. Sich um anderes, was noch fehlen konnte, zu sorgen, lag nicht in ihrer Natur.

Inzwischen rückte Egon's Genesung näher. Helene jubelte ihr entgegen wie dem erwachenden Frühling. Jeder, der ihr ein grünes Blättchen der Hoffnung vom Palast Hohenberg brachte, wurde belohnt. Die Bedienten, die Wandstablers alle durften geradezu zu ihr hereintreten, wenn sie nur zu melden hatten, daß der Prinz eine Stunde gut geschlafen, eine Speise mit Appetit verzehrt hatte. Es war October. Wohl vierzehn Tage waren dahingegangen in den Wonnen des von Drommeldey und Rafflard allmälig vorbereiteten, sogar phantastisch vorbereiteten Wiedersehens. Das Wetter war gleich nach der Partie von Solitüde, auf die Helenens Glück folgte, rauh, stürmisch, dann regnerisch geworden. Wo weilte man da traulicher als im Arm der Liebe? Wo war es heimischer als hinter geschlossenen Fenstern, in schönen gefälligen Zimmern, in denen schon abends ein leichtes erwärmendes Feuer knisterte? Da wurde gelacht, gescherzt, geschmollt, das Vergangene durchgesprochen Da wurden Pläne ersonnen von künftigen Vergnügungen, Reisen, Villeggiaturen des nächsten Jahres, Rom, Neapel! Egon und Helene, Helene und Egon! So träumte sie. Freilich in diesen Kelch der Freude mischten sich zwei Wermuthstropfen. Der eine hieß: Die Freunde Egon's. Der andere: Der Ehrgeiz des Geliebten. Beide Tropfen flossen aus derselben Schale, die Helene oft in aufgeregter Phantasie wie eine Giftphiole vor sich schweben sah. Diesen Becher wirst Du austrinken müssen und sterben! rief es ihr oft wie von Geisterstimmen. Kalt packte sie dann eine Hand mitten in's Herz. Sie mußte aufschreien, weinen — Egon wußte nicht, was ihr geschah, und mußte lächeln über Befürchtungen, die ihm grundlos erschienen. Aber sie sah sogar Menschen mit ihrem Geliebten in Berührung, die sie achten mußte. Dankmar vollends, den sie einigemal sah, machte auf sie Eindruck. Aber das war eine Schärfe im Blick, eine Ironie um die Mundwinkel, eine so sichere Art im Aparten, daß sie darüber nachdachte: Wie gewinnst Du Dir diese bedeutenden jungen Männer? Ob wohl Dankmar's spröde Schale einen zarten Kern birgt? Sie neckte Egon mit Dankmars Zurückhaltung und fragte ihn, ob der schöne junge Mann absichtlich von ihr ferngehalten würde? Sein Proceß diente zur Entschuldigung. Aber der alleinige Grund, warum sich Dankmar zurückzog, lag darin, daß er mit den drei andern Freunden Farbe halten wollte. Sie bauten so viel auf Egon und sahen

ihn nun umstrickt von einer entnervenden Liebe! Sie wirkten, sie liefen, sie arbeiteten für ihn, und wenn sie ihn für die Wahlen, für die Kammern, ihre idealen Pläne zu sprechen wünschten, so hieß es: Er ist bei der Gräfin, oder: Die Gräfin ist bei ihm. Rafflard hatte den Gedanken an eine dauernde Vereinigung in Helenens Herz gepflanzt, und so wenig eigentlich dieser Plan ihrer Natur entsprach, so ungern sie den armen kranken philosophischen Gatten in Paris zu äußersten Entschließungen veranlassen wollte und lieber auf seinen von den Aerzten für gewiß vorausgesagten Tod wartete, so griff sie doch diese Idee ohne Rücksicht auf ihre Zukunft eben darum so lebhaft auf, um diesen sogenannten Freunden ihres Freundes als Alleinherrscherin über Egon zu imponiren und sie sich durch einen Machtspruch entweder als Untergebene zu gewinnen oder sie als die Fürstin von Hohenberg ganz entfernen zu können.

Diese vier Männer waren es, die in Egon diejenige Flamme schürten, auf welche Helene, wie auf die Gunstbezeugungen der schönsten Frau der Erde förmlich eifersüchtig war, die Flamme des Ehrgeizes. Ein Weib, das unter solchen Verhältnissen liebt, wie Helene d'Azimont, wird nie ertragen können, daß sich der Gegenstand ihrer Liebe theilt. Nur die von der Sitte geheiligte Liebe erträgt im Manne den Aufblick zu einem großen Beruf und jene getheilte Stimmung, die im Gefolge eines Wirkens für die Welt eintreten muß. Die sittenreine Liebe erfaßt den ganzen Menschen, nicht den sinnlichen allein. Sie wächst mit ihm empor. Sie schmiegt sich wie der Epheu zu den Aesten des Baumes hinan und folgt ihm bis in die Krone seiner Triebkraft. Der Ruhm ist gewiß eine schöne Zugabe zu jedem Verhältnisse zwischen Mann und Weib, aber der Ruhm will erworben, behauptet sein. Und an die stille Werkstatt des Geistes soll da die Liebe zur unrichtigen Stunde anpochen? Egon war auch in der That nicht der Mann, der seinen Ideen entsagt hätte um einer Liebe willen. Zwar lächelte er zu Helenens Befürchtungen und sagte ihr manchmal: Du fürchtest nur mein graues Haar, das sich schon durch mein Fieber lichtete, fürchtest die Nachtwachen, denkst an die Staatsmänner, die Du kennst, die zwar nach ihrer ersten Rede, wenn sie gut aufgenommen wurde, zehn Jahre jünger, nach einer minder gut anfgenommenen zweiten zehn Jahre älter wurden! Dazu schüttelte Helene den Kopf. Sie sagte, Egon würde immer schön sein, aber sie müßte ihn allein besitzen. Wie litt sie schon jetzt unter diesen Vorbereitungen zur Wahl in die Kammer! Welche Verhandlungen, welche Zeitverluste, welcher Aerger, welche Absorption! Sie wollte Egon nach Italien entführen. Er dachte nicht daran ihr zu folgen. Ja,

er gönnte sich nicht einmal Zeit, in Hohenberg, wie er gewollt, Ackermann zu besuchen, von dessen Wirken er so viel Treffliches und Beruhigendes erfahren hatte.

Seit einigen Tagen erlebte sie vollends noch, daß Egon, der schon von den vier Männern genug in Anspruch genommen war, sogar mit Pauline von Harder in eine Beziehung kam, die sie nicht verstand. Rafflard sagte ihr zwar: „Der Fürst ist gewählt, er ist in die Kammer getreten, Pauline spielt eine neue politische Rolle, es sammeln sich Männer von Ruf und Einfluß in ihrem Salon —" — „Nein, nein," hatte sie ihm erwidert. „Das kann es nicht sein? Er nannte sie sonst die Todfeindin seines Hauses und sie beklagte, daß ich einen Mann liebe, der ihre beste Freundin aus Familieninstinct verfolgen würde! Nun sind sie einig. Jeden Abend haben sie ein Tête-à-Tête! Was ist das —?" — „Doch nicht etwa ein Tête-à-Tête, an dem Heinrichson nicht theilnimmt?" hatte Rafflard mit Lachen dazwischen geworfen. Er wollte damit sagen, daß Heinrichson öfter bei Helenen als noch bei Paulinen war und der Gräfin eine große Aufmerksamkeit widmete. Helene hatte dagegen nichts eingewendet, als daß sie flüchtig von einem jungen Mädchen, von einer wahren Schönheit sprach, die seit einiger Zeit von Egon erwähnt würde als Verschönerung der Cirkel der Geheimräthin, Melanie Schlurck. Rafflard hatte darauf nichts erwidert als einfach den Vorschlag gemacht: Helene sollte, da nun doch die Verhältnisse dringend und schwierig würden, gegen Egon mit offener Sprache heraustreten und von ihm eine Erklärung über ihre beiderseitige Zukunft verlangen! Helene, gereizt durch die Erinnerung an Melanie Schlurck, fand diesen Rath weise, hatte ihn in der That befolgt und harrte nun an einem Octobermorgen, der sich freundlicher anließ als die bisher vorübergegangenen Wochen, auf den Besuch des Vertrauten, dem sie die Ergebnisse einer gestrigen Unterredung mit Egon mittheilen und vielleicht schon den Auftrag zu einer Scheidung geben wollte zwischen ihr und dem Grafen d'Azimont.

Zweites Kapitel.

Eine Intrigue.

Die liebliche junge Frau lag in einem gefälligen Schlafrock von weißem Kaschmir, bunt gefüttert und mit Bordüren besetzt, auf dem Sopha und blätterte in Briefen und Sendungen, die sie von Paris erhalten hatte. Die Herbstsonne hatte sich wieder

eingestellt und fiel noch so erwärmend durch die Fenster, daß man von den Rosetten die Vorhänge lösen mußte, deren gelber Schein dem weißen Teint Helenens einen magischen Ueberhauch gab. Auf dem Tisch vor ihr stand eine Vase mit Blumen, die sie sehr liebte. Mit Ungeduld blickte sie auf eine Pendüle, die über dem geöffneten Schreibbüreau stand und schon auf eilf zeigte.

Eilig trat Rafflard ein, nachdem ihn sein Husten schon im Vorzimmer angekündigt hatte. Rafflard war es in seinem langen, plumpen, ungeschlachten, tappigen Wesen. Die weiße Binde um den Hals, der schwarze Frack, die weiße Weste, die weißen Handschuhe milderten etwas die hartknochige Physiognomie. Von der Seite aus gesehen, würde man ihn, wenn er etwas corpulenter gewesen wäre, für einen verkleideten Kapuziner haben halten können.

Er küßte Helenen die Hand und überreichte ihr einen Strauß frischgeschnittener Orangenblüthen. „O," rief sie, „das haben Sie gut getroffen, Professor! Diese Blüthen versetzen mich nach Italien. Den nächsten Carneval mach' ich in Rom mit." — „Mit —?" fragte Rafflard gedehnt. — „Mit? Mit wem anders, als Egon? Sie haben ihn verleumdet, Professor! Ja, er liebt mich und kann mir jedes Opfer bringen. Wie heiter, wie glücklich schloß die gestrige Stunde, als ich mich ihm anschmiegte und sich die schwierige Aufgabe vom beklommenen Herzen trennte! Alles ist erörtert, besprochen, entschieden. Setzen Sie sich, Professor. Trinken Sie Chocolade?" — „Danke, meine Freundin! Erzählen Sie," sagte Rafflard und spitzte die Ohren. — „Ich schelle. Cacao?" — „Meine beste Gönnerin, ich habe heute schon einige Gefängnisse besucht und mir die Morgensuppen der Verbrecher zu kosten erlaubt. Sie können sich denken —" — „Also Maraschino!" Helenens Gutmüthigkeit war schon in Bewegung zu schellen. Der Bediente kam. Sie gab ihm einen Wink. Er verstand. Rafflard lächelte. Die Verbindung mit Egon war das Werk, das er um jeden Preis zu Stande zu bringen hatte.

„Sie sollen überrascht werden," sagte Helene; ich will nicht, daß Sie einen schlimmen Tausch gemacht haben, als Sie statt mit der Mama mit mir vorlieb nehmen mußten!" Der Bediente brachte ein Kästchen, das sie öffnete. Rafflard war überrascht. Gerade ein solches Kästchen stellte jeden Morgen die alte Gräfin d'Azimont auf ihren Tisch, wenn Rafflard seine erste Visite auf dem Quai d'Orsay machte und sie gemeinschaftlich kleine Pasteten aßen. Es befand sich darin ein halb Dutzend Krystallflaschen mit Liqueuren, kleinen Gläschen, einem silbernen Teller, alles zierlich und portativ eingerichtet.

Rafflard hustete sich aus, dann aber küßte er der jungen

Gräfin die Hand und fand die Idee allerliebst, einen Comfort der alten Schwiegermama hierher zu verpflanzen. Der Bediente credenzte. Rafflard stärkte sich an Maraschino und klagte dabei über den verdammten Geschmack, den er noch von der Gefängniß-suppe im Munde hätte. Die Zunahme seines Hustens erklärte er folgendermaßen: „Ich war vorgestern in der benachbarten Festung Bielau in einem Loch, daß man vor dreißig Jahren in dieser doch schon damals sehr aufgeklärten Verwaltung noch ein Gefängniß nannte. Denken Sie sich, meine Gnädige, eine Höhle unter dem Niveau eines übelriechenden Flusses. Man zeigte mir eine gegenwärtig vermauerte Nische, durch welche sich ein gefährlicher Verbrecher, der verurtheilt war, in einer solchen Kloake zu leben, in den Fluß hinein durchgebrochen hatte. Er soll, da das Wasser auf ihn einströmte, ertrunken sein. Die feuchte Atmosphäre liegt mir noch auf der Brust. Doch, liebe Helene, erzählen Sie nun!"

Helene nahm auf ihrem Sofa Platz und schickte sich an, dem ehemaligen Lehrer, dessen vertrauter Ton ihr jetzt nur eine angenehme Erinnerung an die Jugendtage von Osteggen war, von dem gestrigen Abend Bericht zu erstatten. „Mein Entschluß stand gestern fest," sagte sie. „Es hatte mich zu tief verletzt, daß mich Egon vorgestern hatte warten lassen können, während er zu Paulinen fuhr und dort wie ich höre en petit comité mit ihr und dem schmutzigen Schriftsteller — wie heißt er?" — „Guido Stromer —" — „Zu Nacht aß —" — „Sie vergessen Fräulein Melanie Schlurck." Helene erröthete und unterbrach Rafflard mit aristokratischer Aufwallung: „Was weiß ich, wer sich alles mit gemeiner Berührung an den Prinzen klettet! Genug ich hatte Ihren Rath und meine eigene Eingebung für gestern zusammengenommen und beschloß, ihm den ganzen Zustand meiner Seele zu enthüllen. Vormittag war er in der Kammersitzung" — „Nachmittag im volkswirthschaftlichen Ausschuß, für welchen er einstimmmig als Präsident gewählt worden ist —" — „Erst um acht Uhr kam er nach Hause, wo ich ihn erwartete. Er kam, begleitet von seinen Freunden, die nicht übel Lust zu haben schienen, zu bleiben. Ich sagte ihm entschieden: Lieber Freund, ich bitte Dich, sei heute der meine! Außerordentlich liebenswürdig küßt' er mir die Hand und entließ die Aufdringlichen, Unausstehlichen, Widerwärtigen! Egon war verstimmt. Egon, sagt' ich, Du hast Kummer. Ja, antwortete er. Entdecke Dich mir! Was hast Du seit acht, seit vierzehn Tagen? Du bist mein Egon nicht mehr. Ich weiß es, man will Dich mir rauben, Egon? Egon reichte mir die Hand. Ja, Rafflard, glauben Sie mir's, er war dem Weinen nahe." — „Egon?" — Triumphirend fuhr Helene fort:

„Mein Egon sagte: Helene, ich bin nicht glücklich. Denken Sie sich meinen Schmerz über dies Geständniß, Rafflard! Ich sank ihm zu Füßen, ich bedeckte seine Hände mit Küssen. Egon sagt' ich, Du leidest! Warum leidest Du? Weil Du andere Quellen des Glückes suchst als im Arm Deiner Geliebten! Warum diese politische Laufbahn? Sich gleichstellen mit dem Pöbel? Ich habe der ersten Sitzung beigewohnt, habe Dich gesehen unter Bauern, Pächtern, Gastwirthen — ach, mein Freund, welche Verirrung!" — „Ich bin gespannt. Sie sind hier aristokratischer, Helene, als Sie in Paris waren." — „Er gab mir recht, Rafflard!" — „In der That? Er ist doch Socialist, denk' ich?" — „Egon sagte: Helene! Ich fühle wie Du! Ich bin nun acht Tage in der Kammer. Was ist geschehen? Nichts! Man streitet über die erbärmlichsten Förmlichkeiten. Jeder ringt nach Einfluß, nach Geltendmachung seiner geringfügigen Persönlichkeit, und so bedeutend manche Intelligenz ist, ich habe gefunden, daß sie in den Schatten tritt gegen denjenigen, der eine starke Lunge hat und seine Trivialitäten mit einer Stimme, die durchdringt, geltend machen kann." — „Er kommt zur Erkenntniß —" — „Ich sagte ihm: Egon, Du wirst Deine Ruhe, Deine Heiterkeit verlieren, wenn Du Dich nicht von diesen fruchtlosen Kämpfen losringst. Seit Du Paulinen kennst und Dich mit ihrem gefährlichen, unternehmenden Geist ausgesöhnt hast, ist der Friede Deiner Seele gewichen. Er seufzte und sah mich schmerzlich an, mit einem Blick, Rafflard, so voll Rührung, so voll Vernichtung, daß mir die Stimme erstickte und ich alle meine Vorsätze vergaß —" — „Aber —" — „Was verlangst Du von mir, Helene, sagte er nachdenkend. Egon, das erste, was ich verlange, ist, daß Du mich liebst! Und dann, fügte ich lächelnd hinzu, daß Du Dich entschließest diese Stadt zu verlassen, mit mir nach Italien zu gehen und dort, wenn mein Bund mit d'Azimont gelöst ist, unsere Liebe legitimirst." — „Ich höre mit hundert Ohren —" sagte Rafflard und lauerte auf die entscheidende Antwort des Prinzen, um sie noch heute an den Quai d'Orsay nach Paris zu berichten.

Helene wiegte sich in völliger Sicherheit und setzte bei Rafflard nur die Theilnahme für ihr Glück voraus. Sie fuhr fort: „Egon nahm diese Worte nicht stürmisch, aber auch nicht kalt auf, Rafflard, und ich fand dies für mich ermuthigend. Es ist, meinen Sie nicht auch, Professor, es ist doch ein Entschluß fürs Leben, den ich von ihm verlangte? Du stellst mir Alternativen! sagte Egon ruhig lächelnd und fügte hinzu: Helene, das ist eigentlich nicht schön von Dir und Deiner nicht würdig, nicht Helenisch! Egon, rief ich, ich stelle Dir keine Alternativen! Ich werde Dich lieben, das weißt Du, auch wenn Du mich mit Füßen trittst. Lei-

der kennst Du meine Schwäche. Aber ich will Dein eigenes Glück. Ich ehre Dein sittliches Gefühl, es quält Dich, mich nicht durch die Bande der Ehe an Deine theuere geliebte Person gekettet zu sehen. Oder willst Du die Ehe selbst nicht, dann laß' uns wenigstens nach Italien gehen und unter milderen Voraussetzungen, als die hier üblich sind, glücklich leben. Dieser Boden kann nie die Heimat meines Glückes werden — das fühl' ich, Egon! Ich konnte nicht weiter! denn Thränen erstickten meine Stimme." — „Sie sind noch jetzt gerührt, Helene! fassen Sie sich!" sprach Rafflard in größter Spannung. Er war Menschenkenner genug, um Egon's Antworten keineswegs so beruhigend zu finden, wie sie sich Helene gedacht hatte. — „Egon war sehr lieb, sehr gut, Rafflard! Wirklich, er zog mich an sein Herz und sah mir so kindlich ins Auge, so gut, wie in unsern Tagen am See von Enghien. Helene, sagte er, wie ich Dich liebe, das weißt Du! Ich mache mir Vorwürfe, daß mein Herz getheilt ist. Ich bin nicht so sehr Egoist, daß ich Dir nicht nachempfände, wie es Dich schmerzen muß, mich in so vielen Beziehungen zu wissen, die in keiner Verbindung mit den zarten Fäden stehen, in denen sich Dein Herz einzuspinnen liebt. Auch die Beziehung zu Paulinen erfreut Dich nicht. Ich bin aus mancherlei Rücksichten verpflichtet, wenn nicht die Freundschaft, doch die Schonung dieser Frau zu wünschen. Sie hat sich mir mit großer Hingebung anvertraut." — „Sie wird ihn benutzen, so lange er gilt," schaltete Rafflard ein, um Helenens Befremden über das, was sie selbst erzählte, zu mildern; „sie wirft ihn weg, wenn er sich überlebt hat, was in unserer Zeit und bei jener Gattung von Politik, die jetzt auf dem offenen Schauplatze getrieben wird, das Werk eines halben Jahres ist." — „Er selbst," fuhr Helene fort, „räumte mir die gleiche Bemerkung, die ich machte, gern ein und verwünschte den Einfluß, unter den er so plötzlich gerathen wäre. Ich sprach von seinen Freunden. Mit Energie, mit Zornesworten flammt' ich auf. Ja, Rafflard, ich glaube, daß sie anfangen ihm lästig zu werden." — Rafflard horchte ungläubig. — „Doch! Doch! Er sprach von Verschiedenheit der Ansichten, von chimärischen Auffassungen, die auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse nicht standhielten. Er hatte sich doch, Sie kennen diese Pläne, vorgenommen, beinahe alle seine Leute zu entlassen, sein Hauswesen bis zur Entsagung eines Diogenes zu vereinfachen. Alle diese Pläne sind aufgegeben. Er gedenkt seinem Stande gemäß zu leben und wird sich sogar nicht scheuen, in Hoffnung auf seinen umsichtigen Generalpächter, Ackermann, mit Bankier Reichmeyer ein neues Geldgeschäft zu machen —" Rafflard hörte und hustete. — „Ich gebe Ihnen mein Wort, Rafflard, er sprach so

vernünftig, so klar, so seinem Stande angemessen —" „Und die Heirath?" unterbrach der Späher. — „Freund, ich möchte doch nun auf das Thema nicht wieder gewaltsam zurückkommen! Er vermied es nicht. Nein! Aber ich begnügte mich, ihm nur meinen Refrain: Italien! zu wiederholen. Und da versprach er mir, allen diesen Beziehungen, die ihn hier fesseln, hier zerstreuen, meiner Liebe entziehen, sobald es irgend mit seiner Ehre vereinbar wäre, zu entsagen und mit mir über die Alpen zu ziehen. Ist das nicht himmlisch?"

Rafflard stand auf. Er war mit diesem Ergebniß nicht im geringsten zufrieden. Er sah, wie leicht Helene zu täuschen war. Doch hütete er sich wohl, ihren Verdacht zu erwecken und seine Zweifel zu laut auszusprechen. Er räusperte sich, hustete und wiederholte nur: „Sehr schön! Sehr schön! Helene wird so glücklich werden, wie sie es verdient. Ja, sehen Sie Italien! Ich wünschte, ich dürfte sie begleiten und mit Ihnen Abends auf dem Corso von Rom spazieren fahren." Mit einem raschen Uebergang kam Rafflard auf Briefe, die vor Helenen ausgebreitet lagen und pariser Poststempel trugen. Er wußte, daß der Graf todtkrank war. Seine Mutter hatte ihm geschrieben und die dringendste Eile für die Verbindung Helenen's mit Egon angerathen. So stellte er sich unwissend und fragte, was sie von Paris Neues hätte. Helene bestätigte ihres Gatten bevorstehende Auflösung und weinte. Da runzelte Rafflard die Stirn und trat nun, wo die äußerste Gefahr sichtbar wurde und Helenen's selbstberechtigtes Eintreten in die Erbschaft ihres Mannes, machtvoll und mit der entschiedensten Ungläubigkeit hervor. „Guter Engel!" sagte er mit schneidender Schärfe, „Sie sind wie ich Sie immer gekannt habe. Ich habe Ihnen in Osteggen Märchen erzählt von Menschen, die so groß sind, daß sie in einem Fingerhut wie in einem prächtigen Palast wohnen können, von Riesen wieder, die so groß sind, daß sie über den Arc de l'Etoile hinweg den Tuilerien Guten Tag! sagen könnten. Sie haben an die Zwerge geglaubt und haben an die Riesen geglaubt. Wissen Sie, daß, so lange Egon in den Händen Paulinens, Guido Stromer's, Rudhard's, der Gebrüder Wildungen und dieses melancholischen Brutus Louis Armand ist, für Sie keine Hoffnung blüht, kein Glück, keine sichere Stunde der Zärtlichkeit, keine Minute jener phantastischen Idyllen, die jeder empfindenden Frau vom Glück der Liebe unzertrennlich scheinen? Egon sagt, die Politik ekelte ihn schon an? Ich war einen Augenblick, als ich aus den Gefängnissen kam, in der Kammer. Wissen Sie, daß alles gespannt ist auf eine Rede, die er heute oder morgen halten wird? Er ist Berichterstatter des volkswirthschaftlichen

Ausschusses und wird über Dinge, die er versteht, seine Meinung sagen. Alles ist Ohr, der Hof wartet mit Sehnsucht, wie sich ein von ihm so ausgezeichneter Kopf entwickeln wird. Glauben Sie, er wird Triumphe erleben und vom Weihrauch der Parteiengunst bald so betäubt sein, daß er aus diesen Absorptionen nicht mehr herauskann, wenn er auch wollte. Arme Helene!"

Helene d'Azimont verzog ihre Mienen, als hätte sie den Schmerz der Kleopatra gefühlt, als die Schlange unter Blumen in ihre entblößte Brust stach. „Sie sind furchtbar!" schrie sie auf und hauchte dann wie hinsterbend: „Sie tödten mich!" Dann aber regte sich die Wallung des Stolzes. Ihre leidenschaftliche Natur empörte sich, sie sprang auf. Ihre Brust wogte, ihre Augen funkelten. So sanft sie sein konnte, wenn ihr alles nach Wunsch ging, so gläubig sie sich beschwichtigen ließ, so leidenschaftlich konnte ihr Unmuth hervorbrechen, wenn sich nur das geringste Hinderniß ihrem verwöhnten Willen entgegenstellte. Hier handelte es sich um etwas, was ihr die Aufgabe ihres Lebens schien. In tobender Ungeduld, die Briefe, die Zeitungen zerknitternd, wegwerfend, im Zimmer auf- und abschreitend, brach sie los und rief: „Bin ich denn der unglücklichen Priesterinnen des Alterthums eine, die die Flamme am Altar der Liebe in ewiger Gluth erhalten sollen und von dem, der ihre Sehnsucht ist, ihr Leben, ihr Tod, ihr Verbrechen, ihr alles, betrogen werden? Ich wüßte keinen Felsen am Meer, der zu hoch wäre, daß ich mich nicht von ihm aus Verzweiflung hinunterstürzte! Wehe mir, was hab' ich dieser Liebe geopfert! Losgerissen hab' ich mich vom Sterbebett eines guten Menschen, der in seinen letzten Stunden auf die liebende Sorgfalt meiner pflegenden Hand angewiesen ist. Urtheil, Achtung der Menschen hab' ich in die Schanze geschlagen — was sind sie mir denn alle, die auf der Erde sind, außer dem einen, den ich liebe wie meinen Herrn und Gott! Hätte mir der Himmel ein Kind gegeben, ich würde doch wissen, wohin ich diese Regungen der Liebe und Zärtlichkeit niederlegte, wie auf einen Altar. Ich würde es pflegen, ans Herz drücken, über seinem Athem wachen und nur in ihm leben, in seinem Lallen, in seinem lachenden Auge. Nun hab' ich aber auf dieser ganzen Gotteserde nur Egon — nur ihn! Egon! Egon! Und der verräth mich!" Das heftigste Schluchzen unterbrach diese Verzweiflung und erstickte Helenens Stimme. Die Liebe war allmälig wieder stärker geworden als ihr Zorn. Uebermannt von ihrer Empfindung warf sie sich auf das Sofa und drückte ihr weinendes Antlitz an die Polster, die sich davon feuchteten.

Rafflard wußte keinen andern Rath, als daß sich Helene mit dem Ehrgeiz, der Ruhmsucht Egons verbinden, dabei aber in

aller Stille sorgen sollte, von Egon seine demokratischen Freunde zu trennen. „Sitzen diese Menschen nicht wie die Kletten an ihm? Das sind seine Arme, das sind seine Hände! Mit denen wirkt er; die heben ihn, die tragen ihn. Egon weiß, es giebt heute keine Erfolge ohne Faiseurs, ohne Gallopins! Aber man muß Scheidekünstler sein, chemische Dinge erfinden, Dinge, die Egon plötzlich isoliren — er steigt dann auch ohne diese Menschen. Zum Beispiel —" Rafflards Züge wurden faunisch — „wenn man es dahin bringen könnte, daß die ganze Wäsämskoi'sche Familie mit dem blonden Siegbert über die Alpen zöge und noch viel früher in Rom wäre, als von der Engelsburg herab die große Girandola aufprasselt! Da wäre Einer sogleich fort!"

Helene empfand den bittersten Neid auf dies ihr vorgeführte Bild: Ein junger Maler, der ihre Schwester nach Italien begleitet! „Sie wollen mich tödten," sagte sie. „Sie wären Jesuit genug. mich durch das Glück einer andern zu foltern!" — „Beruhigen sie sich, Helene," antwortete Rafflard. „Rudhard ist für diese Art von Poesie zu sehr im alten classischen Geschmack. Wir wollen zufrieden sein, wenn sich Siegbert und Dankmar von Rudhard entfernen und ein Zwiespalt unter den Freunden selbst eintritt." Sylvestre Rafflard dämpfte die Stimme und trat mit seinen verschmitzten Absichten deutlicher hervor. „Rudhard empfängt," sagte er, „heute, wo man, wie ich höre, ein kleines Gartenfest bei den Wäsämskois feiern wird, wenn sich das Wetter hält, vielleicht schon um diese gegenwärtige Stunde ein Billet natürlich anonym und von einer Hand, die er nie enträthselt, worin er aufmerksam gemacht wird, daß die Gesellschaft erstaunen müßte über Dinge, die sich unter seinen Augen zwischen einer Mutter, einer Tochter und einem jungen Maler ereigneten." — „Wirklich Olga und die Mutter? Ist dem so, Rafflard?" — „Die nächste Folge dieser Mahnung —" — „Das arme Kind ist unglücklich, sich den Gegenstand ihrer Neigung von ihrer Mutter geraubt zu sehen?" — „Die nächste Folge dieser Mahnung —" — „Diese Olga! Ich möchte sie kennen lernen, meine Nichte! Was ich von dem Kinde höre, interessirt mich – ich fühle, daß ich einem charaktervollen Mädchen eine zärtliche Mutter sein könnte." — „Die nächste Folge dieser Mahnung sind ohne Zweifel große Scenen zwischen Rudhard und der Fürstin oder der Fürstin und Olga oder Olga und Siegbert — man wird einsehen, daß man sich Opfer zu bringen hätte. Siegbert wird sich von Rudhard und den Wäsämskois zurückziehen." — „Falsch, falsch gerechnet, wenn Olga ihrer Tante gleicht!" — „Dann entflieht sie! Dann muß ihr Rudhard folgen, der trifft das Mädchen — wo denken Sie, Helene? In der neugebauten Kirche — zu Schönau, einem

hohenbergischen kleinen Städtchen, wo Probst Gelbsattel eine große leere, weißgetünchte Wand entdeckt hat, die der Kunstverein beschlossen hat, mit einem Frescobilde zu zieren, dessen Ausführung man Siegbert Wildungen überträgt." — „Ich erschrecke vor Ihnen, Rafflard," rief Helene erstaunt über den schon in der Ausführung begriffenen Plan, den Bund, der sich um Egon gebildet hatte, zu sprengen. — „Man hat in dem Album der Frau von Trompetta eine Skizze des Nikodemus, der bei Nacht zum Herrn kommt, allgemein so schön gefunden, daß Siegbert sein Freskobild nach dieser Zeichnung ausführen soll. Diese Arbeit nimmt ihn den ganzen nächsten Sommer in Anspruch. Einstweilen reist er nach Schönau und besichtigt die Localität, bleibt aber, mannigfach gebunden, so lange dort, bis er etwa noch drei oder vier alte bei einem Brande gerettete Bilder restaurirt hat, die bis zum Einweihungstage jener Kirche fertig sein sollen, den man spätestens am Luthertage, Martini, also den 13. November, anzusetzen wünscht." Helene schüttelte den Kopf. — „Dankmar Wildungen zu entfernen ist schwieriger. Sein großer Proceß liegt niemandem schwerer auf dem Herzen als wiederum meinem Freunde Gelbsattel. In erster Instanz wird die Zulässigkeit dieses Processes schon heute oder morgen entschieden sein. Wie auch die Entscheidung ausfallen möge, man weiß schon jetzt mit Bestimmtheit, die Familientraditionen des kühnen Waghalses werden angezweifelt werden. Vierundzwanzig Stunden nach Mittheilung der Sentenz sitzt Dankmar Wildungen im Dampfwagen und eilt nach dem Harzgebirge, wo er theils in einem Dorfe Namens Thaldüren, theils in der alten Stadt Angerode eine vollständigere Herstellung seines Stammbaumes versuchen wird. Man kann leicht rechnen, daß diese Untersuchung so lange dauert, um bei seiner guten, in Angerode lebenden Mutter gleichfalls noch nach deutscher Sitte wenigstens die Martinsgans verspeisen zu können." Helene war so überrascht, daß sich bei ihr sogar ein ihr sonst nicht eigener Humor einstellte und sie ausrief: „Renegat! Wollen Sie Ihren Spott lassen über Dinge, die mir heilig sind! Ich bin Lutheranerin! Lassen Sie mir die Martinsgänse ungerupft!" — „So wäre denn," sagte Rafflard, dem einige kleine Schläge mit einem nahe liegenden Fächer von Helenens Hand wenig wehe thaten, „so wäre denn auch Dankmar Wildungen entfernt. Es früge sich jetzt, wie ist der schwierigste von allen zu beseitigen, Louis Armand?" — „Das ist unmöglich," sagte Helene. „Louis ist an Egon gebunden wie sein Schatten. Egon würde ruhelos werden, vielleicht kalt, vielleicht lieblos gegen mich, wenn er je zu bereuen hätte, diesen Louis aus seiner Nähe meinetwegen entfernt zu haben." — „Wer sagt, daß Er ihn ent=

fernen solle?" — „Und Louis selbst läßt nicht von ihm. Er kann nicht einmal von Egon gedemüthigt werden. Denn wenn ihn Egon in der Lage wäre wie einen Diener zu behandeln, so giebt sich Louis wie ein Diener. Ich hörte, daß er hier bleibt, sich eingerichtet hat, Bestellungen annimmt. Dies ist ein Bund, der gerade deshalb, weil er anomal ist und Louis in seiner Sphäre bleibt, nicht zu trennen ist." — „Will ich denn," sagte Rafflard, „einen Bund trennen? Ich will nur vorläufig die Kette dieser Vereinigung für einige Wochen sprengen. Wenn ich erreichen könnte, daß Louis nur auf eiuige Wochen, wie Siegbert und Dankmar Wildungen, aus diesem tollen Freundschaftscirkel fern gehalten wird —"

In diesem Augenblick klopfte ein Diener und trat sogleich ein. „Was ist?" fragte Helene. Der Diener meldete, daß ein wunderlicher alter Mann im Vorzimmer stünde und den Herrn Professor zu sprechen wünschte. Er wäre hierher bestellt. „Ah!" sagte Rafflard. „Er nennt sich —" — „Murray!" — „Gestatten Sie, Gräfin," wandte sich Rafflard zu Helenen, „gestatten Sie, daß ich drüben in ihrem Zimmer einen Mann empfange, den ich hierher bestellt habe, weil er zu unsern Plänen gehört und meine Zeit dermaßen zersplittert ist, daß ich meine Gänge zusammenziehen muß. Doch muß ich ihn allein sprechen." — „Drüben im gelben Zimmer!" sagte die Gräfin. Der Diener ging, um Murray in das gelbe Zimmer zu führen.

Als sie allein waren, sagte Rafflard: „Helene, dieser Murray gehört zu dem Experiment, den Ring, der sich um Egon zieht, zu sprengen. Benutzen Sie aber diese Zeit und fassen auch Sie nun einen ernsten Entschluß, um sich vor Qualen, wie die sind, die Sie jetzt foltern, in Zukunft zu sichern. Sammeln Sie sich zur endlichen Energie gegen Egon!"

„Wohlan," sagte Helene, „ich will versuchen, ob die Liebe denn so ganz dasjenige, was man sonst Charakter nennt, ausschließt. Zurücksetzung da, wo man sein ganzes Dasein zur Verfügung hingegeben, alles geopfert hat, das ist der Tod. Ich ertrage diese Halbheit nicht länger. Ist Egon auf diese neue Laufbahn des Ehrgeizes angewiesen, hat Pauline recht, als sie mir sagte, die alten Zeiten sind vorüber, die Gesetze der freien Selbstbestimmung hätten hier nirgends mehr einen Platz, soll es wirklich eine Ehe sein, so muß ich dem armen Desiré kurz vor seinem Tode schon die Hand zum Lebewohl reichen. Was Sie aber auch beginnen, Rafflard, um mich glücklich zu machen, ich kann nichts billigen, was gewaltsam ist oder eine Verantwortlichkeit erfordert. Wollen Sie durch die Gewandtheit Ihrer Erfindung Zufälligkeiten herbeiführen, so lassen Sie mich nichts mit ansehen

von der Maschinerie, die alles das kostet. Es ist demüthigend genug, wenn man das Glück der Liebe nicht als ein freies Geschenk, sondern als ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen empfängt. Ich kann Ihnen sagen, Rafflard, daß ich unglücklich bin, doch Egon behalten will, und ihn auf sein Versprechen, in die Ehe zu willigen, noch heute zurückbringe." — „Einstweilen werden Sie Toilette machen," sagte Rafflard, ihr die Hand küssend und den nackten runden Arm wiegend, der unter den großen offenen Aermeln des Schlafrockes hervorsah. — „Ja, ich will Toilette machen!" sagte Helene traurig und muthlos. Rafflard aber hustete sich noch einige Augenblicke aus und ging durch einen großen mit Blumen geschmückten Salon hinüber in das gelbe Zimmer.

Drittes Kapitel.

Der Meister des Meisters.

Als sich Murray an jenem Samstag Abend, den wir von der Erzählung der Harder'schen Diener kennen, überzeugt hatte, daß der traurige Zustand der Tochter seines Wohlthäters, des Gefangenwärters in Bielau, nur durch eine geregelte psychische Behandlung in einem Irrenhause geheilt werden konnte, machte er sich die bittersten Vorwürfe, daß er den Seelenzustand des verzweifelten jungen Mädchens zu heftig geweckt, die Ohnmacht ihres Gewissens zu gewaltig aufgerüttelt hatte. Auch die Reue bedarf der milden Uebergänge. Kein menschliches Herz ist wie ein eisernes Gefäß, das bald eiskaltes, bald siedendheißes Wasser in rascher Abwechselung ertragen kann.

Auguste hatte Murray nicht mehr als den Freund ihrer Seele wiedererkannt; sie behielt nur die Vorstellung seines Alters, seiner scheinbaren Schwäche, seiner Freigebigkeit. Sie putzte sich unter den Irren mit jedem Lappen, den sie erhaschen konnte. Stolz, Gefallsucht, Tanzlust, Liebe waren die bösen Geister, die auf dem gesprengten Boden ihres Geistes das Feld behaupteten. Kein Wort des Zuspruches mehr konnte sie auf andere Gedanken als auf die der alten Richtung führen.

Als Murray an jenem Donnerstag nach Hause gekommen war, schlief die Eisold'sche Familie schon. Am Freitag lehnte er den Ring ab, den ihm Luise wiedergeben wollte. Am Samstag, als Luise wieder mit dem Ringe kam, wurde er fast zornig über die erneuerte Rückgabe. Am Sonntag, als er schon früh aus-

gegangen, um zu sehen, wie Auguste in ihrer neuen Lage die erste Nacht zugebracht hatte, war er weicher gestimmt und bat Luisen seine heftigen Worte ab, die auf nichts anderes hinausgingen, als daß er ihr zugerufen hatte: „Halten Sie mich denn für einen Betrüger? Ich bin ja ein reicher Mann! Ich habe nur meine Ursachen für arm zu gelten.“ Er setzte sich zu seiner Nachbarin und fragte, warum sie traurig wäre? Sie zeigte auf den Regen, der in Strömen an die Fenster schlug, und erzählte ihm die getäuschte Hoffnung auf eine ländliche Erholung. Daraus war manches Wort hinüber und herüber entstanden. Man hatte Erfahrungen und Ansichten ausgetauscht. Als Luise unter den Theilnehmerinnen der vereitelten Partie auch Franziska Heunisch nannte, war ihm dieser Name aufgefallen, und Luise hatte nichts Arges darin gefunden, daß er sich genauer nach den Verhältnissen dieses Mädchens erkundigte. Sie hing mit Heunisch dem Förster, mit dem Jägerhause im Walde von Hohenberg, mit Ursula Marzahn zusammen, und schon einige Male hatte er Luisen gefragt, ob sie von diesem gewiß artigen Kinde keinen Besuch empfinge. Luise sagte, im Volke liebte man sich und sähe sich doch nur selten. Von ihrem Lieblingsschriftsteller Guido Stromer citirte sie aus dem „Jahrhundert“: „O wer kennt die geheimen Wege der wunderbaren Natur, die den kleinen See auf dem Sanct Gotthard mit dem großen Weltmeer verbindet! Wer ahnt den Zusammenhang der Geister, die sich nie sahen, nie kannten, und die dennoch an dem gemeinsamen Ziel der Menschenerlösung mitarbeiten.“ Murray mußte lächeln über die Anwendung dieser Worte auf Luise Eisold und ihre kleinen Verhältnisse. Bald darauf erhielt er ein Billet, worin ihm Sylvestre Rafflard — so hieß jener Philanthrop, den er aus dem Gefängniß her kannte — schrieb, er nähme an ihm so viel Interesse, daß er ihn aufforderte, ihn morgen, am 8. October, in der Wohnung der Gräfin d'Azimont im Hôtel garni am großen Markt, gegen zwölf Uhr, zu besuchen. Aus Neugier, oder richtiger gesagt, einem gewissen Fanatismus, der ihn bestimmte, keinem ihm vom Schicksal zugeworfenen Wink aus dem Wege zu gehen, entschloß sich Murray, das ihm bezeichnete Hôtel garni aufzusuchen. In seiner ruhigen bedächtigen Weise, unter dem Schutz der schwarzen Binde, die ihm erlaubte, von unten herauf scharf zu spähen, folgte er dem Bedienten, der ihn durch den großen Salon rechts in ein geschmackvoll möblirtes gelbes Zimmer führte. Ein gewisses Vorgefühl sagte ihm, daß auf dem Antlitz jenes Philanthropen etwas gelegen hatte, was ihm eine große Behutsamkeit zur Bedingung machen mußte. Jedenfalls, sagte er sich, hält Dich dieser Menschenfreund für einen Verbrecher. Wenn er beschloß, dem Phi-

lanthropen sich im Charakter eines gewissen Cretinismus zu zeigen, so war es deshalb, weil er am Tage vorher Franziska Heunisch hatte aufsuchen wollen und jenem Philanthropen im Vorderhause ihrer Wohnung begegnete und erfuhr, daß er daselbst unter dem Namen „Barberini“ wohnte. Oder was sollte er von dieser täuschenden Aehnlichkeit denken? Er verbeugte sich höflich und schüchtern und that fast, als wüßte er nicht, in welcher Hand er seinen Hut halten sollte.

Rafflard, durch diese Zaghaftigkeit sogleich ermuntert, bedeutete ihn, Platz zu nehmen. Murray sah sich ängstlich nach einem Stuhle um und zögerte. „Ei, so setzt Euch doch,“ sagte Rafflard mit ziemlich geläufigem Deutsch und rückte ihm mit dem langausgestreckten Fuß einen Sessel hin, während er selbst ihm gegenüber Platz nahm. Murray nahm den Sessel, putzte ihn sorgfältig ab, zog sein carrirtes Taschentuch, schwenkte es aus und breitete es auf das gelbseidene Polster, das er sich Mühe gab, ja nicht verunzieren zu wollen.

„Ihr kennt mich?“ fragte Rafflard. — „O Herr,“ sagte Murray, — „von da!“ Er machte eine Miene, als wenn seine Arme übereinandergeschlossen wären, und deutete das Gefängniß an. „Ihr kennt mich also. Ihr habt mich seitdem nicht wiedergesehen?“ Murray schüttelte getrost den Kopf — „Ich war schon einmal bei Euch, Murray!“ — „Danke, Herr. War nicht zu Hause.“ — „Ich weiß es.“ Ihr wohnt in einem elenden Käfig. Ich habe Euch eine halbe Stunde suchen müssen.“ — „Danke, Herr!“ — „Ich wollt' Euch Glück wünschen, daß Ihr so rasch wieder los gekommen seid —“ — „Danke, Herr!“ — „Das weiß man nun schon, daß Ihr kein Engländer seid.“ — „Nein, Herr!“ — „Ihr seid ein ehrlicher Deutscher und reist zu Eurem Vergnügen als Gentleman.“ Murray lachte fast stumpfsinnig. „Habt Euch gewiß von Euern Geschäften zurückgezogen und wollt Euere Tage in Ruhe beschließen?“ Murray lachte mit gleichem Ausdruck. „Wie kann man, wenn man incognito leben will, auf Bälle gehen und am Putz seines Frauenzimmers verrathen, daß man viel Gold zu versilbern hat?“ Murray that verschämt, als wollte er sagen: Was macht nicht aus dem Menschen die Liebe! Rafflard hatte so rasch gesprochen, daß er ins Husten gerieth und sich erst ausruhen mußte.

„Es ist unverantwortlich,“ sagte Rafflard und nahm eine Prise, was er selten that und hier als Beweis seines behaglichen Vertrauens einschaltete, „es ist unverantwortlich, daß man die unglücklichen Opfer schlechter Erziehung, die unsere Gefängnisse bevölkern müssen, weil sie der allgemeinen Sicherheit und Ordnung schädlich sind, nach ihrer Entlassung nie frägt: Was be-

ginnst Du nun? Was thust Du, um Dich mit der Gesellschaft, die Dich fürchtet, auszusöhnen? Man stellt die entlassenen Sträflinge unter polizeiliche Aufsicht und lauert nur gleichsam auf den Augenblick, sich ihrer so rasch wie möglich wieder zu bemächtigen." — Mit einem aufwallenden Gefühl der Uebereinstimmung und der innerlichsten Ueberzeugung sagte Murray: „O das ist wahr!" — Rafflard erschrak vor dem eigenthümlichen edlen Ausdruck, womit Murray diese Worte aus tiefster Seele sprach. Murray bemerkte dies und überhörte fast die Frage, die nun Rafflard an ihn richtete: „Man hat auch Euch, Murray, unter Aufsicht gestellt?" Rafflard mußte diese Frage wiederholen. Murray zog jetzt die Achseln, machte eine komisch verlegene Miene und deutete mit den Händen gleichsam an: „Was weiß ich? Das sagt man einem ja nicht!" — „Ich weiß es, Murray," sagte Rafflard, der nun fast gewiß war, einen geheimen, schlauen Verbrecher vor sich zu haben; „ich erfuhr es bei Obercommissar Pax. Ein gewisser Hackert, der bei ihm arbeitet, sagte mir, als ich nach Euch fragte, daß man Euch für gefährlich hält." Murray zuckte wieder die Achseln mit gleicher Miene, mit gleicher Zweideutigkeit.

Es nahte sich jetzt der schwierige Augenblick, wo Rafflard in der Nothwendigkeit war, durch eine geschickte Wendung den Uebergang zu gewinnen, um über das, was er mit Murray vorhatte, die Maske zu lüften. „Ihr werdet wohl schon gemerkt haben, Meister Murray," sagte er, „daß mich reine Menschenliebe, nicht Frömmelei oder sonst ein pedantischer Beweggrund in die Gefängnisse führt. Ich suche dort Menschen, die mir nicht einfällt, sofort in Engel verwandeln zu wollen. Ich kenne unsere Natur. Ich weiß, wieviel dazu gehört, um ein praktischer Mensch zu sein, reell, zuverlässig, gehorsam, verschwiegen. Die Tugenden, die den Engel ausmachen, mag der Himmel in uns einst ausbilden. Für diese Erde ist schon viel gewonnen, wenn wir in den gebesserten Verbrechern thätige Menschen wiederbekommen, unschädliche, nützliche Glieder der Gesellschaft, wie sie einmal ist. Seid Ihr nicht gleicher Meinung, Murray?" — Murray lachte und meinte: „Herr, wenn einer herauskommt und gleich etwas zu arbeiten, zu verdienen findet, so nimmt er sich wohl in Acht, daß sie ihn sobald wiederbekommen." — Diese Ausdrucksweise ermuthigte Rafflard. „Das ist's, was ich meine," sagte er. „Etwas verdienen! Arbeit! Arbeit! Irgend eine Beschäftigung finden, die ihren Mann nährt! Und da will ich Euch etwas sagen, Murray! Glaubt Ihr, daß ich Euch zum Bußepredigen hergerufen habe? — „Die Kirchen sind Sonntags offen," antwortete Murray trocken. — „Sehr wahr! Und nun, Murray, wenn

Ihr mir vertrauen wollt, will ich Euch Gelegenheit geben, etwas zu verdienen.“ — „Danke, Herr! Danke!“

„Ich bin,“ begann Rafflard mit schlauer Miene, forschend nach dem Eindruck, den er auf sein Gegenüber hervorbringen würde, „ich bin in ein schwieriges, wichtiges Familienverhältniß verwickelt. Eine glückliche Lösung desselben wird durch einen abscheulichen, schlimmen Menschen verhindert, der auf jede erdenkliche Weise diese Lösung zu unterbrechen sucht. Diesen Menschen aus der Nähe der edlen Wesen, die er quält, belästigt, zu entfernen, ist mir heilige Pflicht. Mit Gewalt ist da nichts auszurichten, Aufsehen darf es nicht geben, und so bin ich von der Nothwendigkeit durchdrungen, die Entfernung dieses schlimmen Burschen auf eine stille, besonnene und doch zum Ziele führende Art zu bewerkstelligen.“ Murray horchte mit unverstellter Spannung hoch auf. „Dieser Mensch,“ fuhr Rafflard fort — — „Wie heißt er, Herr?“ sagte Murray rasch mit dem Ausdruck der bereitwilligsten Ergebenheit. — „Der Name thut vorläufig nichts zur Sache —“ — „Vielleicht kennt ihn unsereins —“ — „Nein, nein, er ist sehr gefährlich, aber es ist, da auf ihn nicht gewirkt werden kann, nicht nothwendig, daß sein Name genannt wird.“

Rafflard sprach von einem Mittel, diesen Menschen zu entfernen. Er wäre in ein Mädchen verliebt. Könnte man machen, daß es plötzlich hieße: Jenes Mädchen ist nach Hamburg verschwunden, oder man hat seine Spur am Rhein verloren, oder man glaubt, sagte der Intriguant, „daß sie ein gewisser Murray, oder ein gewisser Sylvestre, wählt jeden beliebigen Namen, nach London entführte, genug, so würde dieser Mensch sofort nachreisen und die edle Familie von dem lästigen Störer gerade beim Abschluß einer wichtigen Verhandlung befreit sein. Ein solcher Dienst, mit einer gefüllten Börse belohnt — was sagt Ihr dazu, Murray?“

In Murray kochte der Zorn. Alle zurückgehaltene Gluth drang ihm in die Brust. Er war nahe daran, aufzuspringen, den Heuchler bei der Brust zu packen und ihn zu schütteln mit den Worten: Elender, wofür hältst Du mich? In seiner ihm fast die Rede erstickenden Aufregung konnte er nichts hervorbringen, als die Frage: „Wer ist das Mädchen?“ — „Eine unbedeutende, arme Nähterin,“ sagte Rafflard. „Ein Mädchen, ohne allen Anhang, ohne alle Verwandte. Ich kann Euch den Namen sagen und muß es, da Ihr Euch nach ihren Verhältnissen doch erst erkundigen müßt. Sie heißt Franziska Heunisch. Kennt Ihr sie?“ — Murray mußte sich bekämpfen. Gerade dies Mädchen war ihm für gewisse Pläne, die er verfolgte, schon längst von Wichtigkeit geworden. Und nun galt ihr die Berechnung eines, wie er

durchschaute, abscheulichen Plans. Nun sollte er sie mit Gewalt überfallen, entführen! Denn das war es allein, was gefordert wurde. Jetzt galt es die letzte Kraft seiner Verstellung zusammenzuraffen und mit dem Schein der größten Ruhe und dienstfertigsten Ergebenheit zu sagen: „Herr! Das ist ein Stück Arbeit! Ich will's wagen; aber wie greif' ich's an?" — „Das, Murray, müßte eben Euere Sorge sein!" — „Hm! Hm!" simulirte Murray und schlug sich an die Stirn. „Meine Fäuste, Herr, sind nicht mehr die stärksten. Wenn es gelten sollte, einen zu knebeln und mit verbundenem Mund Abends vor den Thoren in einen Wagen zu schleppen —" — „Ihr müßtet Unterstützung haben." — „Das wäre nicht gut, Herr." — „Bedenkt, ein schwaches Mädchen!" — „Ein schwaches Mädchen! Franziska Heunisch. Wo wohnt sie?" — „In der Wallstraße Nr. 14 im Hinterhofe." — „Darf ich mir's aufschreiben?" — „Ich rathe Euch das. Merkt Euch jeden Umstand. Sie wohnt bei einem Tischler, hat Verwandte im Fürstenthum Hohenberg, ein Förster des Prinzen von Hohenberg ist ihr Onkel, sie näht bald hier, bald dort, bald zu Hause, bald auswärts. Verschwände sie plötzlich, so ließe sich, wenn Ihr zugleich auch Euch verborgen hieltet, die Vermuthung, daß sie nach Hamburg, von da nach England entführt wäre, jenem Menschen mittheilen, der sie augenblicklich verfolgen würde. Alter, auf dem Fortunaball habt Ihr Euch verrathen! Der Kummer, den Ihr empfinden würdet, die Unannehmlichkeit, diese schöne Stadt zu meiden, würde sich leicht verschmerzen lassen, und eine große Schuld ladet Ihr nicht auf Euch. In drei Tagen könnt Ihr das Mädchen wieder freigeben, wenn sie nur bewacht, an der Rückkehr, am Schreiben verhindert wird."

Murray hatte das Portefeuille auf seinen Knieen und schrieb mit einer Hand, die vor Erregung zitterte. Als er mit seinen Notizen fertig war, fragte Rafflard: „Also Ihr übernehmt es, Murray?" — „Ich brauche drei Tage," sagte dieser, „um mir doch zu überlegen, wie so einem Fange beizukommen ist. Mädchen sind Forellen." Rafflard stutzte und horchte auf. Doch war er von einer größeren Bildung, die sich jetzt bei dem ihm anfangs stumpfsinnig erschienenen Murray zu erkennen gab, noch mehr befriedigt. Lieber ein Helfershelfer von Verstand. „Das ist mir recht," sagte er, „ich brauche ebenso viel Zeit, um die Vorkehrungen zu treffen, daß der Verfolger erst nach Hamburg und von da nach England dirigirt wird." — „Teufel, Herr! Wie stellt Ihr das alles an?" — „Durch Freunde, die sich gern geneigt zeigen, eine edle Unternehmung zu unterstützen," sagte Rafflard. — „Und wo find' ich Sie wieder, Herr? — „Am liebsten sprech' ich Euch hier! —" — „Fürchtet Ihr für die Leuchter da nichts, Herr?" —

„Ich denke, Ihr behandelt uns anständig! Besonders wenn wir uns einstweilen gleichfalls so zeigen.“ Damit überreichte Rafflard Murray ein schon vorbereitetes Papier, in welchem einige Goldstücke hin- und herglitten. Murray nahm sie ohne Bedenken und mit erkünstelter Gier. Er versprach schon morgen um diese Zeit, an dieser Stelle Bericht zu erstatten. Rafflard schlug ihm auf die Schulter und begleitete ihn durch den Salon, wartete aber wohlweislich, bis Murray die Thürklinke ergriffen hatte und hinaus war. Dann harrte er noch einige Sekunden, um zu lauschen, ob der Bandit wirklich ging und die Drohung mit den Leuchtern nicht wahr machte. Hierauf wandte er sich, um zur Gräfin zu gehen; denn der Bediente begegnete ihm und sagte, er hätte eben Herrn Heinrichson angemeldet. Heinrichson mußte im Vorzimmer sein. Unangenehm berührt von diesem Namen, doch befriedigt von dem glücklichen Erfolg des Kaufes, den er an dem Entführer eines jungen Mädchens gemacht zu haben glaubte, trat Rafflard wieder zur Gräfin ein.

Murray jedoch, noch verwirrt von dem Erlebten, stand eine Weile im Vorzimmer. Sollte er die Maske fallen lassen und mit hohnlachendem Ingrimm über Sylvestre Rafflard, den Philanthropen, in ein Strafgericht ausbrechen? Wie er noch stand, ging ein Herr vorüber, um in den Salon zu treten. Er hatte seine Kleider gestreift. Murray blickte auf und erkannte Heinrichson, den er beim Maler Reichmeyer angetroffen hatte, als er diesen besuchte, um einen Versuch zu machen, ob man nicht durch eine Malersitzung die wahnsinnige Auguste heilen könnte, da Auguste unaufhörlich von ihrem Bilde phantasirte. „Ha! Ha!“ rief er mit einem wilden Anfall bitterster Ironie. „Sie hier? Giebt es hier auch Modelle, Herr?“ Heinrichson wandte sich und sah zu dem Sprecher verächtlich zurück.

Murray hatte bei Reichmeyer nur seinen Namen erfahren, und Heinrichson war gegangen, als er merkte, daß dieser wunderliche alte Mann mit seinem Kunstgenossen allein zu sprechen wünschte. Schön und gefällig wie Heinrichson war, hatte er Murray's Interesse erregt und damals nach ihm die Frage veranlaßt.

„Sie kennen mich nicht!“ sagte Murray. „Aber Herr, wie hieß die Prinzessin, die ich in London auf dem Theater sah? Sagen Sie mir, wie das Mädchen mit einem Strohkranze um den Kopf, mit Maßliebchen im Haar, geheißen hat?“ — „Ophelia wahrscheinlich!“ sagte Heinrichson und riß sich von dem unheimlichen Manne los, der ihn am Rocke zerrte. Murray stand und grinste ihm zornfunkelnd nach.

Der Bediente schien, als Heinrichson zur Gräfin eingetreten

war, nicht zu wissen, ob er mit diesem kecken Alten höflich sprechen oder ihn wegen seiner Unverschämtheit zur Thür hinauswerfen sollte. Nur der Gedanke, daß Professor Rafflard sich mit ihm so lange unterhalten hatte, mäßigte seine Voraussetzungen.

Murray ging. Er dachte bei sich: „Diese Welt ist nicht für die Ehrlichkeit! Jedes Geheimniß hat seinen eigenen Schlüssel! Die Weisheit soll die Klugheit zu ihrer Dienerin haben! Jene thront, diese regiert! Zwar darf man das Flammenschwert der Wahrheit, das mit einem Hieb alle Truggespinnste durchschneidet, nicht aus der Hand geben, aber man soll es auch nicht ewig schwingen, man soll es auch nicht brauchen gegen jeden. Mit diesem Elenden willst Du gehen, bis Du ihn entlarvt hast!"

Viertes Kapitel.

Mutter und Tochter.

Zur Freude der kleinen Wäsämskois hielt sich das Wetter und über Mittag stand am Himmel keine Wolke mehr. Ein tiefdunkles Blau überzog den ganzen Horizont. Die hier und da sich schon entlaubenden Bäume ließ die letzte Fülle der hochgewachsenen Herbstblumen vergessen. Den gelb gewordenen Schmuck der Gärten entfernte die geschäftige Hand des Gärtners. Man hatte noch Grün, hatte noch Blumen die Fülle. Niemand konnte glauben, daß es schon zum Winter ging.

Der große Garten, der sich an die auch für den Winter behaltene Wohnung der Fürstin Wäsämskoi lehnte, war an Blumen nicht minder wie an edeln Früchten reich. Das große Rebenspalier mit seinem gewölbten Dache, unter dem man im Sommer kühlenden Schatten, ja Schutz vor dem Regen gefunden hatte, wir kennen es bereits. Schon im September hatte der Gärtner die reiche Traubenernte für reif zum Abnehmen erklärt, und die Kinder hatten ihn in dieser Meinung handgreiflich unterstützt, da sie selbst abbrachen, was sie nur erreichen konnten. Die letzte Hand aber anzulegen, verhinderte das darauf eingetretene Regenwetter. Nun ist's aber Zeit, die Trauben verderben! hieß es. Da mußte ein Tag zur Lese bestimmt werden. Die Kinder hatten so viel von einer Traubenlese, von den Festlichkeiten, dem Gebäck, dem Feuerwerk hören müssen, daß sie nun auch trotz des Wetters darauf bestanden, daß es Festlichkeiten, Kuchen und Feuerwerk geben sollte. Man lud auf einen bestimmten Nachmittag einen Kreis von Freunden des Hauses ein, gleichviel, ob

sie drinnen oder draußen dem Jubel der Kinder zusehen wollten. Und nun geschah das Unerwartete. Der Himmel spannte einen sonnigen Baldachin über diese Freude aus, gab Wärme, trocknete die Wege, die Bänke und lachte um die Wette mit der Lust der Menschen.

Helenens Schwester Adele, die Fürstin, zeigte ein gewisses Anordnungstalent. War doch schon überhaupt ihre Bequemlichkeit, ihr Phlegma seit einiger Zeit gewichen. Sie nahm sich der Ordnung des Hauses mehr an, als sie sonst gewohnt gewesen. Veranlassung genug, dabei fortwährend mit Olga in Conflict zu gerathen. Wie lebhaft hatten sie nicht den ganzen Vormittag gestritten über die Anordnungen, die zu dem kleinen Fest getroffen werden sollten! An der Stelle, wo in den schönen Tagen Abends der Thee genommen worden war, sollte ein großes Parket von Brettern gelegt werden, um den Füßen die feuchte Erde nicht fühlbar zu machen. Darüber war Mutter und Tochter einig. Nun aber wollte die Fürstin ein Zelt geschlagen wissen, das sich vom Parket aus erheben und die Gäste vor jeder Laune der Witterung schützen sollte. Olga protestirte gegen das Zelt und berief sich auf das schöne Wetter und die erquickende Gewalt der freien Luft. Man stritt, ob das Wetter Bestand haben würde. Olga behauptete, es fest „verbürgen" zu können. Die Mutter fand diese „Bürgschaft" abgeschmackt; sie erhitzten sich Beide darüber so sehr, daß Rudhard dazwischen kam und von seinem Zimmer hinunterrief, der Sensenmann an seiner Uhr, der lange gestockt hätte, wäre von selbst in Thätigkeit gekommen, das bedeutete schönes Wetter. Aergerlich über diese Entscheidung entfernte sich die Fürstin und sagte, sie wollte Olga ganz allein gewähren lassen. „Laß Du mich nur!" sagte diese ruhig und traf ihre Anstalten. Das Parket war geschlagen und mit Teppichen belegt. An der einen Seite wurde ein Tisch aufgestellt für die Erfrischungen, die genommen werden sollten. Auf der andern ließ Olga einen großen Fruchttisch aufrichten. Sie hatte gestern den ganzen Tag Blumengehänge flechten und verbinden lassen. Diese wurden am Hause und den nächsten Bäumen befestigt und hier und da noch von grünen Stäben unterstützt. So gab das ein freundliches Dach, unter dem sich der große Fruchttisch malerisch ausnahm. Sie hatte ihn mit bunten Decken belegt und mit allen im Garten gewonnenen Früchten geziert. In Porzellankörben, in krystallenen Schalen, in zierlichen Körben lagen hoch aufgethürmt Aepfel, Birnen, Zwetschen, im höhern Centrum Pfirsiche, Aprikosen, eine Melone bildete den höchsten Mittelpunkt. Dazwischen lagen Weinblätter, womit die Gefäße garnirt waren. Man konnte diesen Tisch nicht mit dem Verlangen betrachten, davon essen zu

wollen, sondern nur wünschen, daß dies schöne Ensemble ungestört bliebe. Die Mutter würdigte die ganze Veranstalung kaum eines Blickes, war dann aber wieder so eifersüchtig, daß sie Olga anwies, sich um das Weitere, was die Weinlese selbst betraf, nicht zu bekümmern.

Aber auch da ging es ihrer Autorität übel. Die Fürstin verlangte, daß alle gewonnenen Trauben von den Dienern und Mägden auf einen großen Tisch, wo jeder nach Belieben davon nehmen könnte, in der Mitte des Gartens aufgehäuft würden, und rückte an diesem Tische und ließ ihn da- und dorthin transportiren. Olga fand diese Einrichtung einer Weinlese nicht im mindesten entsprechend. Sie sagte das in aller Ruhe, reizte aber gerade durch diese Ruhe die Mutter mehr, als durch Heftigkeit. Was konnte dem Kinde mehr Ruhe geben als ihr? „Wie denkst Du Dir's denn, Olga?“ fragte Rudhard vermittelnd. Olga sagte: Es müßte sogleich in die Stadt auf den Markt geschickt und ein Dutzend kleiner Handkörbe gekauft werden und ein Dutzend kleiner Gartenmesser von krummer Gestalt. Diese Körbe und diese Messer müßte die Hausfrau jedem Gaste, der helfen wollte, mit höflicher Bitte überreichen, und so müßte zu gleicher Zeit der Wein von allen geschnitten werden. Rudhard konnte auch diesen Vorschlag nur billigen und mußte der Fürstin, so peinlich es ihm war, wieder Unrecht geben. Diese rief dann auch, aber höchst verdrießlich, einen ihrer Diener und schickte ihn in die Stadt, um sogleich zwölf kleine längliche Handkörbe und zwölf krumme Messer zu kaufen. Der Diener ging, nachdem er vorher Rudhard einen soeben für ihn vom Postboten gebrachten Brief überreicht hatte.

Sergei und Käthinka hatten, wie das bei solchen Anlässen immer ist, eine so überselige Erwartung, daß ihr keine Wirklichkeit hätte gleichkommen können. Bei Tisch entspann sich ein neuer Zwiespalt zwischen Mutter und Tochter. Ausnahmsweise, weil die Gäste um drei Uhr erwartet wurden, aß man sehr früh. Die Fürstin wollte, daß sich die Kinder wie gewöhnlich satt aßen, damit sie von den spätern Torten, Früchten und dem Eise nicht zu viel naschten und ihrer Erziehung Schande machten. Olga verlangte im Gegentheil, daß sie wenig äßen und sich nachher desto unschädlicher an den Näschereien erfreuen könnten, die doch nicht unterbleiben würden. Rudhard hörte nicht auf den Streit. Er legte mechanisch die Speisen vor. Schien er doch zerstreut; der Brief, den er empfangen, hatte ihn übellaunig gemacht. Fast mechanisch, fast gedankenlos gab er zuletzt wieder Olga Recht, worüber sich die Mutter dermaßen erzürnte, daß sie aufsprang und weinte. Rudhard folgte ihr und bat sie, sich zu beruhigen. Er verwies Olga dies ewige Streiten und Rechthabenwollen. Worauf

Olga kalt, beinahe trotzend erwiderte: „Ja, es ist sehr unrecht, Recht zu haben!“

Dieser gereizte Ton zwischen Mutter und Tochter war seit jener eigenmächtigen Partie Olga's nach Solitüde eingerissen. Die Fürstin hatte damals nicht Worte genug finden können, um ihre Mißbilligung über diesen kecken Einfall zu erkennen zu geben. Nichts von den Erzählungen der Kinder konnte sie beruhigen. Der Gruß der Königin schien ihr sogar compromittirend, wenn sie sich sagen müßte, also zankte sie, daß diese drei Kinder ohne Aufsicht am Schlosse zu Solitüde gesehen würden. Olga antwortete keine Silbe, bis sie plötzlich hinwarf: „Hätten wir nur Siegbert nicht getroffen, so würdest Du uns ausgelacht haben. Da wir ihn aber trafen, haben wir ein Verbrechen begangen!“ Es lag in dieser scharfen Entgegnung eine Wahrheit, die auf die Fürstin entwaffnend wirkte. Ihre Niederlage dauerte aber nur einen Augenblick. Von Stund' an begann sie an Olga zu tadeln, sie eitel, verkehrt, nachlässig zu nennen, während Olga schwieg und sich nur zuweilen durch irgend ein kurz hingeworfenes Wort gegen die Anklagen der Mutter zu vertheidigen suchte. Rudhard, zu sehr in Anspruch genommen von seiner wieder angeknüpften Freundschaft für Egon, von seiner Entdeckung einer mit dem Bilde der Fürstin Amanda vorgenommenen Gewaltthätigkeit, ließ diese Störungen des häuslichen Friedens hingehen und bemerkte sie anfangs kaum, da wenigstens dann, wenn Siegbert kam, Waffenstillstand eintrat. Dann schwiegen Mutter und Tochter und zeigten sich in dem natürlichen Verhältnisse, daß die eine befahl, die andere gehorchte.

Die Fürstin war ihrer Absicht, zurückgezogen zu leben, treu geblieben. Sie hatte nur wenige Namen der großen Welt besucht und sich auf die Menschen beschränkt, die sich sozusagen selbst bei ihr einführten. Die Oberhofmeisterin konnte nur selten kommen. Anhänglicher war Anna von Harder, die sich oft die Kinder nach Tempelheide berief und sich an der Thierwelt des alten Schwiegervaters ergötzen ließ. Es lag so viel Mütterliches in ihrer ganzen Art, daß sie die Kinder Tante Anna nannten und sich freuten, einmal einen vollen Sonntag oder gar eine Nacht in jenem kleinen Schlosse und beim Tannenpark bleiben zu dürfen, wo so viele kleine chinesische, mit Geflügel bevölkerte Pavillons, so viel Ställe und Hürden waren und wo es bei allem Geblök und Geschnatter doch so melodische Windharfen gab. Anna von Harder hatte auch versprochen, zur Weinlese zu kommen. Sie kam mit einem prächtigen, vom Bedienten aus dem alten Wagen nachgetragenen Kranze von Georginen, den sie sich nach dem Willen der Kinder über die Schulter werfen sollte, den sie aber bescheiden

ablehnend nur auf das Gewinde an dem sinnig geordneten Fruchttisch wie ihre bescheidene Opferspende zum Feste hängte.

Natürlich fehlte auch die unvermeidliche Frau von Trompetta mit ihrem ebenso unvermeidlichen Inseparable Fräulein von Flottwitz nicht. Jene war seit einiger Zeit verstimmt. Der Hof hatte den Ankauf des Gethsemane abgelehnt. Er hatte sich nur zu einigen Actien oder Loosen bereit erklärt. Darüber war sie in eine doppelt begründete Betrübniß verfallen. Einmal schmerzte sie's der nun gehinderten rascheren Beförderung des Ertrages wegen, anderntheils war sie in Besorgniß, nicht mehr bei Hofe in Gunst zu stehen. Die Altenwyl, die so strenge Richterin der Sitte, sollte, wie ihr „gesteckt" worden war, in den „kleinen Cirkeln" etwas von „ruhmsüchtiger Wohlthätigkeit" gesagt haben. Man hatte, erfuhr sie, Anekdoten von ihren Zwangsmaßregeln, um ihre Sammlungen den Künstlern, ein ander Mal den Dichtern abpressen zu können, erzählt, und wie gern man das herrliche Werk, dies bunte, fromme Gethsemane, bei Hofe gehabt hätte, man gab sich doch wieder jener besorgten Rücksicht hin, ob nicht an so hoher Stelle eine Unterstützung dieser Zwangs- und Ruhmsuchtswohlthätigkeit ein schlimmes Gerede geben und Anstoß erregen könnte. Die Trompetta fand ihr Unglück noch in hundert andern Ursachen. Sie sah Feinde, Verläumdungen, sie projectirte einen Fußfall bei der Königin und wurde vor Kummer und Nachgrübeln über ihr „Malheur" um einige Linien magerer. Sie mißtraute ihren besten Freunden. Von Pauline von Harder glaubte sie sich zuerst zurückziehen zu müssen, was ihr schwer, beinahe unmöglich wurde bei der so plötzlich gestiegenen Bedeutung jener Frau. Und für Anna von Harder, die bei Hofe in so hohem Ansehen stand, wurde sie darüber eine unerträgliche Plage. Sie ruhte nicht, bis eine Aufführung des Judas Makkabäus „innerhalb der Gesellschaft" zur Unterstützung einer Kleinkinderbewahranstalt angebahnt war. Sie sang geistlich, wo sie nur konnte, und hatte auch für diesen Weinlesenachmittag einige Osterlamentationen aus der römischen Peterskirche für's Klavier mitgebracht. Auch Probst Gelbsattel hatte eine Einladung empfangen und mit nicht geringer Spannung angenommen. Hätte er gewußt, daß er seinen scharfen Antagonisten, den demokratischen Maler Max Leidenfrost, gleichfalls finden sollte, er wäre vielleicht nicht gekommen. Leidenfrost war recht eigentlich die Hauptperson des Festes; er hatte versprochen, es durch Kunstfeuerwerkerei, seine „Force", zu verschönen und auf das Brillanteste zu beschließen. Leidenfrost war es, der schon am Tage zuvor von einigen Arbeitern der Willing'schen Maschinenfabrik einen stattlichen kleinen Böller, natürlich verdeckt in einem großen Kasten, hatte in den Garten fahren lassen. Er war es, der mit der

Dämmerung Heusrück, Alberti, und den hochgeschulten Danebrand erwartete, um mit ihnen gemeinschaftlich unter dem klaren Sternenhimmel des Herbstes Pulver und Arsenik in den mannichfachsten Formen und Verbindungen in Brand zu setzen.

Gegen vier Uhr saß die ganze Gesellschaft beim schönsten Sonnenschein auf dem Gartenparket in der Runde und schlürfte vorzüglichen Mokka. An Süßigkeiten gab es einen Ueberfluß. Neben den gebetenen waren Bienen und Käfer die ungebetenen Gäste. Alles athmete Lust und Behagen. Es war ein heiterer Anblick, dieser blaue Himmel, dieser grüne Rasen, die vollen Obstbäume, die Blumen, die festlichen Anordnungen, die geschmückte Gesellschaft. Und die Trompetta führte das Wort! Das machte die Gesellschaft vollends lebendig! Auch Anna war angeregt. Sie fühlte sich immer glücklich, wenn sie einmal von den Pflichten in Tempelheide, so gern sie diese übte, erlöst war. Gelbsattel gab manche gewichtige Meinung anzuhören. Seine Gattin, die Pröbstin, war stumm; die drei Töchter aber, sonderbarerweise sitzengebliebene, doch angeregte junge Damen, schossen mitredend auf Alles zu, was nur erörterl nnd berührt wurde. Leidenfrost, wie man erwarten konnte, im Ueberrock ohne alle Festestoilette, mit dem bekannten grauen Hut, ohne Handschuhe, hielt sich glossirend zurückgezogen. Siegbert machte fast den Wirth, um so mehr als Rudhard etwas auf dem Herzen hatte und nicht recht aufthauen mochte. Die Flottwitz schien ungeduldig und Dankmar fehlte noch. Sein Bruder entschuldigte ihn durch die vielen Mühen, die ihm sein Prozeß kostete, wobei er einen abbittenden Blick auf den Probst warf, der seinerseits das Wort ergriff und sogleich mitten in jene Stimmungen hineinfuhr, die diese inzwischen immer mehr vorgeschrittene Angelegenheit in ihm wecken mußte. Seine älteste Tochter Emmy warf ihm einen verweisenden Blick zu, als er beinahe zu poltern anfing.

Fünftes Kapitel.

Gegensätze.

„Es ist erstaunlich," begann Gelbsattel, „wie tief diese Sache in Fleisch und Blut der wichtigsten Interessen eingreift! Ich will von einigen kleinen Stiftungen nicht sprechen, die selbst in dem Fall, daß der Staat den Prozeß gewönne, verloren wären —" — „Davon nicht sprechen!" unterbrach den Probst sogleich voll Eifers Frau von Trompetta. „Von frommen Stiftungen nicht

sprechen?" — „Zu denen Du doch", fiel Rudhard ein, „hier nicht etwa die Sonnabendspredigt rechnen wirst, die regelmäßig in der kleinen Dreieinigkeitskapelle ein Candidat zur Judenbekehrung halten muß?"

„Lieber Freund," antwortete Gelbsattel seinem alten Schulkameraden, „ich theile ganz Dein Bedenken gegen diese hundertjährige Veranstaltung, der allein es noch nicht gelungen ist, nur einen einzigen Juden zu bekehren; allein es ist die äußere Form eines Stipendiums für einen jungen Candidaten, der sich auf diese Art homiletisch übt und unter dem Schirm eines christlichen Zwecks die noch christlichere Wirkung einer Wohlthat genießt —" — „Bester," sagte Rudhard lachend, „das ist sehr hübsch gesagt für den Candidaten Oleander, der gegenwärtig diese Predigten hält und Dein Schwiegersohn werden soll. Allein, nimm mir nicht übel, diese Art von Ueberlieferungen taugt nichts. Geht's nicht mit dem ganzen Christenthum so, daß man es gleichsam für ein Vermächtniß hinnimmt, das Niemand untersucht und das nur für den Deckmantel eines völlig heterogenen, ihm untergelegten Begriffs dient?"

Anna von Harder blickte bei Erwähnung des Schwiegersohns theilnehmend auf Emmy Gelbsattel, die sich verfärbte und über den Namen Oleander in Verlegenheit gerathen war. Anna wollte mit holdem Blick der ältesten Tochter Gelbsattels, der sich schon viele Partieen zerschlagen hatten, zu dieser neuen Hoffnung Glück wünschen. Dann wagte sie eine bescheidene Aeußerung, die sie schüchtern und beklommen genug vortrug. „Ich will die Verstellung nicht in Schutz nehmen," sagte sie, „ebensowenig wie eine gleichsam für gültig erklärte Täuschung. Aber ist es nicht wirklich mit dem Glauben so, daß sich das angeborene und durch schmerzliche oder dankbar aufgenommene freudige Lebensschicksale in uns entwickelte gläubige Bedürfniß an die Wahrheiten des Christenthums anschmiegt und ohne *viel* zu prüfen, was sich davon beweisen läßt, so viel in sich aufnimmt, als eben beseligend auf uns einwirkt?" — „Natürlich!" sagte die Trompetta mit verklärtem, stolzem und verächtlichem Blick. „So ist es! Nicht anders. Schleiermacher hat das jeden Sonntag gepredigt." Und gleichsam, als wollte sie fernere vorwitzige Erörterungen heiliger Fragen abschneiden, setzte sie hinzu: „Würden denn auch Wittwen und Waisen unter der Entscheidung dieses merkwürdigen Rechtsfalles leiden, Herr Propst?" — „Dies zwar unmittelbar nicht," sagte der Gefragte, seine Tasse mit Würde haltend; „allein wo fließen in dieser Welt außergewöhnliche Hülfsquellen, die nicht auch irgendwie mit den Bedürfnissen der Wittwen und Waisen zusammenhingen?" — Max Leidenfrost verzog seine immer sar-

kastischen Mienen zu einem entschiedenen Lächeln und platzte hervor: „Nun, das muß ich gestehen, ich wollte eben eine Mücke todtschlagen, als mir einfiel, daß sie auch vielleicht einen alten Vater zu ernähren hat!"

Propst Gelbsattel, der das Bild von der Accademia della Crusca, das Leidenfrost einst bei Louis Armand mit Anspielung auf Gelbsattels Kunstansichten angegeben, nicht vergessen hatte, warf einen strengen Blick auf den Sprecher, der sich in dem Bewußtsein, die Gesellschaft heute noch als Polytechniker unterhalten zu dürfen, behaglich auf seinem Gartensessel wiegte und mit den Kindern allerlei Kurzweil trieb und Siegberten auch dadurch neckte, daß er sich stellte, als wenn er nicht wüßte, wie man in solcher Gesellschaft Kaffee tränke und Gebackenes äße. Er faßte den Theelöffel manchmal verkehrt oder gab sich die Miene, als wollte er sein Getränk in die Untertasse gießen und aus dieser schlürfen, worüber Siegbert, der gleichsam hier für ihn wie für ein wildes Thier gutstand, von einem wahren Schrecken befallen wurde, Leidenfrost machte sogar, als er seine Tasse auf den Tisch zurückstellte, Miene, als wenn er den Tassenkopf, wie die Bauern thun, nun umwenden wollte. Siegbert merkte, daß ihn Leidenfrost nur neckte; aber er dachte sich doch die Möglichkeit, daß die Fürstin es für Ernst nähme. Daß er seinen Ueberrock und den Slowakenhut hatte entschuldigen müssen, ärgerte ihn schon genug.

„Ich habe mich," fuhr Leidenfrost fort, „ganz genau nach allen wohlthätigen Dependenzen jener Erbschaft erkundigt. Was ist nun da zum Vorschein gekommen? Nichts, was ein Gewissen beunruhigen könnte. Die alten Häuser werden luxuriös verwaltet und verfallen doch in Trümmer. Wo man Familienwohnungen für die Armuth hätte bauen sollen, duldet man den Fortbestand von Höhlen des Lasters und des Elends, deren Ertrag zu Zwecken verwendet wird, die keine innere Nothwendigkeit haben. Diese Häuser, diese Liegenschaften und Grundzinsen bringen enorme Summen. Wozu werden sie verwendet? Zur Herstellung eines Ueberflusses neben dem Nothwendigen, für das schon von anderer Seite gesorgt ist. Gründlichen Besitz wagte die Stadt nie von jener Verlassenschaft zu nehmen. Schulen, Wittwen, Waisen sind nicht darauf angewiesen, wohl aber frivole, überflüssige Zwecke: Judenbekehrungspredigten, Missionsbeiträge, Bibelgesellschaftsunterstützungen und dergleichen mehr. Das einzige Praktische sind die bedeutenden Vergrößerungen der Emolumente des hohen Raths der Stadt, der Geistlichkeit, derjenigen Kirchen, über welche der Magistrat das Patronat hat, eine Kutsche für jeden der vier Syndici, eine Kutsche für — ich bedaure, es sagen zu müssen — für die Propstei, und damit ich nichts verschweige, allerdings der

sehr ehrenwerthe Fond für diejenigen Geistlichen, die an den drei Hauptkirchen der Stadt angestellt sind und Töchter haben, um deren Ausstattung sie in Verlegenheit sind. Denn jede Pfarrers-tochter, die ein drittes Aufgebot nachweist, bekommt eine Aussteuer von tausend Thalern. An dieser philantropischen Institution ver-sündigen sich allerdings, wenn sie den Prozeß gewinnen sollten, die Brüder Wildungen sehr." Leidenfrost unterbrach sich hier selbst und bat um Entschuldigung, da ihm in angemessener Entfernung der Gärtner wegen einiger Vorbereitungen zum Feuerwerk winkte. Er erhob sich rasch und ging.

Kathinka und Sergei sprangen ihm nach und verließen die Gesellschaft, die durch die bittern Worte des schroffen Mannes verletzt war. Es währte geraume Zeit, bis sich wieder eine harmlose Stimmung einfand. Man wollte das Thema der Erb-schaft verlassen, fing über zufällige andere Veranlassungen eines lauten Urtheils zu sprechen an, aber die Trompetta konnte sich nicht mäßigen. Man hatte die heiligsten Dinge, jene Stiftungen, jene Zweckvereine frivol genannt. Da half nun nichts, sie mußte die Hände zusammenschlagen und mit einem Blick hinter dem in den Gängen des Gartens mit den Kindern verschwindenden Leidenfrost ausrufen: „Großer Gott! Was man nicht alles zu hören bekommt in dieser Zeit! Die Bibelgesellschaften frivol!" Die Fürstin wollte Leidenfrost entschuldigen. Siegbert sprach von dieser seiner rücksichtslosen Art, als etwas Gewöhn-lichem. Aber die Trompetta verlangte von den Männern ein Urtheil, ein Verdammungsurtheil, eine entrüstete Aeußerung, In-dignation, Anathem. Und Gelbsattel wollte nicht mit der Farbe heraus! Er pries die Bibel, nannte sie das Buch der Bücher, rühmte die Thätigkeit der Bibelgesellschaften, gab statistische An-gaben über die Zahl der von England herübergekommenen und vertheilten Exemplare — aber das war es alles nicht, was die Trompetta begehrte. Sie beruhigte sich nicht und forderte nun vollends den etwas unwirrschen und verdrießlichen Rudhard heraus zu der Aeußerung: „Meine gnädige Frau! Die Bibel ist ein ganz herrliches Buch! Sie ist eigentlich gar kein Buch, sondern ein Stück Geschichte! Sie ist das Leben selbst und gewiß von Gott eingegeben, wie alle Zeugnisse seiner Größe, seiner Allmacht, wie alle Wunder, wo man die Züge seines Athems zu hören glaubt. Aber, beste gnädigste Frau, die Bibel will gelesen, richtig ver-standen sein. Ich bin dieser Tage einmal in den Fall gekommen, einem Menschen, der mich fragte, ob er die Bibel lesen sollte, zu sagen: Freund, hier habt Ihr ein Buch! Lest darin! Es ist nicht die Bibel, aber meins ist besser für Euch! Es war der Don Quixote!" — „Großer Gott!" schrie die Trompetta auf,

und auch Anna von Harder fühlte sich wie von einer kalten Hand ergriffen. „Die Bibel und der Don Quixote!“ Alle Töchter des Propstes waren vor Erstaunen sprachlos. „O, das ist ja ganz einfach,“ sagte Rudhard sehr gelassen. „Unser Kutscher Peters verfiel kürzlich in eine Art Trübsinn und fing in sonderbarster Weise an über Leben und Sterben zu sprechen. Den Namen Gottes führte er sogar beim Striegeln seiner Pferde im Munde und unterließ die herzhaften Flüche, die diese Thiere früher von ihm gehört hatten und an die sie gewöhnt waren. Sie zogen viel schlechter. Peters, fragte ich ihn eines Tages, du bist so trübsinnig, was fehlt dir? Herr Pfarrer, antwortete er, schon lange wollt' ich mit Ihnen sprechen und mein Gemüth stärken. Was hast du, Peters? fragt' ich. Er erzählte mir eine sehr traurige Geschichte von häuslichen Leiden. Seine Frau wäre weltlich gesinnt, lebte unter Spöttern und Ehebrechern, und es verlangte ihn recht, die Bibel zu lesen. Warum willst Du die Bibel lesen? fragte ich. Um mich vorzubereiten, mich von meiner Frau scheiden zu lassen, sagte er —“ — Anna von Harder unterbrach Rudhard und nannte eine solche noch im Volk wurzelnde Empfindung eine Seltenheit, da man sich gerade jetzt auf die leichtsinnigste Art verbände und wieder trennte. „Gut,“ gestand Rudhard zu, „ich hätte auch nichts gegen eine solche Vorbereitung einzuwenden gehabt. Ich erkundigte mich aber genauer nach den Verhältnissen des Mannes, nach dem Charakter und der gegenwärtigen Hantierung seiner Frau, und da merkt' ich wohl, daß unser guter Peters nur ein Hypochonder ist, die unschuldigsten Dinge schwarz sieht und auf seinem Kutscherbock Grillen fängt. Unter solchen Umständen hielt ich es für besser, ihm statt der Bibel eine heitere Lektüre anzurathen. Wir kauften ihm eine Ausgabe des Don Quixote mit Bildern. Er hat sich seitdem in die Heldenthaten des sinnreichen Junkers von La Mancha so verlesen und lacht noch hinterher auf dem Bock, wenn ihm plötzlich einfällt, was er Abends in seiner Stallkammer in sich aufgenommen hat. Die Pferde ziehen jetzt besser. Ich meine, das ist das Resultat, wie wir es durch die Bibel nicht erreicht hätten.“

Rudhard endete damit eine Erzählung, die Unbefangene, besonders Siegbert befriedigen mußte, nur Frau von Trompetta nicht. Diese schüttelte den Kopf und fand hier etwas, was nicht nach dem landesüblichen System war.

Der Blick nach dem Kutscher und die Erwähnung des Stallkämmerchens hatte die Augen auf den Eingang des Gartens gelenkt, durch welchen eben jetzt Dankmar Wildungen eintrat. Das Erscheinen des jungen Mannes, der von Tag zu

Tag an Kraft des Willens und edler Männlichkeit gewann, erregte das allgemeinste Interesse. Man fühlte, daß der Kreis jetzt erst vollständig wurde. Die Damen grüßten ihn durch eine leichte Erhebung; die Männer standen auf, um ihm die Hand zu reichen, selbst Probst Gelbsattel übte einen Act der antiken Heroenzeit; er ehrte sich selbst in seinem Gegner. Er erwähnte sogleich den Vater der Brüder, die alte Zeltkameradschaft von Schulpforta und spielte auf das zukünftige Glück der Söhne seines alten „Freundes" an, ohne jedoch die Mutter zu erwähnen, weil ihn dies Thema in Gegenwart seiner Familie zu weit geführt hätte. Die meiste Achtung zollte Dankmar'n die Fürstin, die ihn freundlich begrüßte und ihn der neben ihr sitzenden Anna von Harder vorstellte. So sah endlich auch Dankmar diese vielbesprochene und ihm selbst so werthvolle Frau zum ersten Mal in der Nähe. Anna betrachtete den jungen, für unternehmend und charakterfest bekannten Mann mit Wohlgefallen und konnte begreifen, daß die Flottwitz über und über erröthete, als ein kurzer, flüchtiger Blick aus Dankmar's Auge statt aller Begrüßung zu dieser hinüberflog.

Die Trompetta fragte, ob er sich erst so spät von seinem Freunde, dem Prinzen Egon, losgerissen hätte? — „Ich komme soeben," antwortete Dankmar, den Kaffee, den ihm der Bediente bot, rasch niederschlürfend, „von Hause, vor zwei Stunden aber aus der Kammer." — „Was ist vorgefallen?" fragte man allgemein. — „Eine eigentliche Herausstellung der Parteien," antwortete Dankmar, „wird sich erst heute Abend in der Berathung eines Paragraphen zur Geschäftsordnung ergeben." — „Also eine Abendsitzung?" schaltete die Trompetta ein und überlegte, ob sie einen Versuch machen sollte, sich an constitutionelles Leben zu gewöhnen, und ob sie den Abend freihatte. — „Man will das Beispiel einer großen Beflissenheit geben," fuhr Dankmar fort. „Man will Abendsitzungen halten, und niemand trug auf Zeitersparniß und Fleiß eifriger an als Fürst Hohenberg." — Im Stillen dachte die Fürstin Wäsämskoi etwas spöttisch: Die arme Helene! — „Die Gruppen," fuhr Dankmar fort, „werden sich erst scheiden bei dem Antrage der Regierung, daß die Minister das Recht haben sollen, zu jeder Stunde, und auch nach schon geschlossener Debatte, das Wort zu ergreifen. Dabei wird sich herausstellen, auf welche Majorität das Ministerium zu rechnen hat. Einstweilen hat die Bildung der Ausschüsse allein die Thätigkeit der Kammer in Anspruch genommen und bei dieser Gelegenheit war es, wo Egon eine Rede hielt, die einen Sturm von Beifall, die Bewunderung des Saales, den Jubel aller Tri-

bünen und die höchste Spannung selbst am Ministertisch hervorrief." — „Erzählen Sie doch davon!" hieß es allgemein.

Dankmar, voll innigster Theilnahme, rasch und feurig bewegt, fuhr fort: „Der Fürst war in den industriellen Ausschuß gewählt und trug darauf an, diesen aufzulösen und neu zu wählen. Man opponirte. Er sagte: Ich bin der Berichterstatter des Ausschusses: meine Gründe haben ihn bestimmt, sich selbst eine Auflösung zu erbitten. Ich referire für diese Bitte. Die Partei der Linken hatte in diesem Ausschusse das Uebergewicht gehabt und widersetzte sich der Neubildung. Darüber nahm Egon Veranlassung, vom Parteigeist überhaupt, von der Zerissenheit der staatsrechtlichen Prinzipien gegenüber den wahren Bedürfnissen der Völker, in so ergreifender Weise zu sprechen, daß in der That der Ausschuß neugebildet und durchaus nur von Männern zusammengesetzt werden wird, die über diese Gegenstände competent sind."

„Brav," rief Rudhard. „Ich gebe die Versicherung, daß Egon der Begründer einer neuen Politik, der der Unparteilichkeit und alleinigen Geltendmachung des wahren Volkswohls, sein wird." Aber die Trompetta, die Flottwitz, Gelbsattel verlangten noch nähern Aufschluß über die Parteifarbe und wollten ohne Parteifarbe in gegenwärtiger Zeit nichts gelten lassen. Auch Siegbert blickte den Bruder gespannt an und wollte von ihm hören, wie sich Egon, auf den die jungen Männer soviel Hoffnungen setzen, „gemacht" hätte. „Ich kann," antwortete Dankmar, „nur berichten, daß Egon gewandt und anziehend sprach. Er vermied jede Verletzung der Parteien. Er bat sie, höhere Gesichtspunkte zu gewinnen. Die Rede floß ihm so gewandt von den Lippen, man sah ihm so die lange Beobachtung eines vorzugsweise rednerischen Volks, der Franzosen, an, daß es mir manchmal war, als hätte er das, was er deutsch sprach, erst französisch gedacht. Gewisse Schlagworte, gewisse Antithesen brachte er so wohl angelegt, daß sie ihm stürmische Unterbrechungen seiner Rede zu Wege brachten." — „Daß ich das versäumte!" meinte die Trompetta mit Melancholie und stiller Gewöhnung an die Neuzeit.

„Man kann sich denken," bemerkte die Fürstin etwas verstimmt über diese lange Apotheose des Freundes ihrer Schwester; „man kann sich denken, wie pikant es der Galerie gewesen sein muß, sich zu sagen: Dieser Redner trug in Frankreich die Blouse und führte den Hobel eines Tischlers!" — „Ja, Durchlaucht, das ist es auch!" sagte Dankmar. „Als Egon auftrat, murmelte der ganze Saal vor Spannung. Es war, als hörte man, wie jeder den Andern anstieß und flüsterte: Das ist der entartete

Sohn des berühmten Kriegers! Das ist der junge Hohenberg, der in Lyon Communist war und als Handwerker auf der Landstraße „fechten" ging. Denn natürlich! Das Gerücht übertreibt. Ein einziger abenteuerlicher Zug wird die Veranlassung eines ganzen Märchens." — „Die unglückliche Amanda!" schaltete Anna ein; „wenn sie das noch erlebt hätte! Für so viel grausame Schläge, die das Schicksal nach ihrem Herzen führte!"

Probst Gelbsattel, der wieder voll Unmuth sah, daß so außerordentlich viel jetzt in der Welt geschah ohne sein Zuthun, ohne bei ihm angefragt zu haben, ohne gleichsam sein Gutachten, wie es sonst in den heterogensten Dingen von ihm gefordert wurde, Gelbsattel wünschte etwas von dem zu hören, was Egon, besonders über die Gewerbe geäußert hätte. Dankmar sagte, die Zeitungen würden heute Abend ausführlich berichten. Egon hätte eine Vermehrung der Reichthümer einer Nation in der Gewerbspflege nachgewiesen. Die Pflege der Gewerbe könnte nur erblühen in einem freien, einem mächtigen Staate. Wenn unsere Monarchie in Deutschland erstarkte, so könnte mit England der Wettkampf gewagt werden — ich meine, rief er, jener unblutige Krieg der Arbeit mit der Arbeit, des Fleißes mit dem Fleiße, des Menschenberufs mit dem Menschenberufe — eine Stelle, die großen Beifall hervorrief." — Anna unterbrach Dankmar mit den Worten: „Ich gestehe, daß der Gedanke, wie in diesem jungen Mann so die edle Natur seiner Mutter hervorbricht, mich unendlich rührt." — „Von der Verfassung der Gewerbe," fuhr Dankmar fort, „sagte Egon, daß man sie schützen müßte, ohne die veraltete Form dieses Gesetzes beizubehalten. Bei Aufhebung des Zunftzwanges, rief er, hat sich der Zeitgeist, der es liebt, sich zu überstürzen —" — „Sagte er das?" fragte schnell die Flottwitz angenehm überrascht. — „Ja, mein Fräulein," antwortete Dankmar mit Galanterie, „er sagte das kurz vor einem Angriff auf die Vermehrung der Armee —" — „Halten Sie das für mein einziges Prinzip?" fragte das junge Mädchen den Kopf mit Grazie erhebend, so daß die Locken förmlich wie Glocken in Bewegung kamen. — „Bei Aufhebung des Zunftzwanges, sagte Egon," fuhr Dankmar fort, „hat sich der Zeitgeist, der es liebt, sich zu überstürzen, darin geirrt, daß er das Kind sogleich mit dem Bade verschüttete. Das Gute im Zunftzwange hätte bleiben sollen. Unser damaliger Staat jedoch, der Militärstaat, rief er, wie tief stand er! Wie oberflächlich waren seine Neuerungen! Wie verbrecherisch seine Bestrebungen, sich auf Kosten der innern Kraft äußerlich auszudehnen! Er gab die Gewerbe frei, nicht um der Gewerbe willen, sondern um seiner Armee willen! Er sagte: Ruinirt euch, wenn ihr mir nur mit dem gescheiterten

Versuch, glücklich zu werden, die Patente, die Freiheiten des Gewerbes bezahlt habt! Dieser schlechte Staat von damals, rief er, derselbe Staat, den die blinde Reue bündlerisch wiederherstellen will —" — „Ah!" rief die Trompetta. „Das ist stark!" — „Aus dem Munde des Sohnes —" — „Eines Generalfeldmarschalls!" griff Dankmar die letztere Rüge, die vom Fräulein von Flottwitz kam, auf. „Die Galerieen waren außer sich darüber, nicht etwa vor Zorn, sondern vor Jubel. Der Präsident mußte die Glocke ziehen und den Zuhörern alle Zeichen des Antheils und der Misbilligung untersagen —" — „Das war seine Schuldigkeit!" bemerkte die Trompetta, die sich constitutionell zu bilden anfing. „Aber wie weiter?" — „Dieser schlechte Staat," fuhr Dankmar fort, Egon's Worte zu wiederholen, „den jetzt die blinde Reue bündlerisch wieder herstellen will, hatte zur Förderung einer unverhältnißmäßigen Kriegsmacht die üppige, wuchernde Fortpflanzung der Bevölkerung zum Ziele. Er vernichtete die Gewerbe, indem er sie der Willkür preisgab. Er erleichterte das Recht des Ansiedelns, des Meisterwerdens, des Heirathens. Er wollte Menschen, rasch gewonnene Einnahmen für den Fiscus. Kurz, Egon schilderte die Nothwendigkeit der ernstesten Erwägung dieser Verhältnisse mit so lebendigen Farben, daß man auf seinen Wunsch einging und den Gewerbeausschuß aus denjenigen Elementen der Kammer zusammensetzte, die über die Interessen der Arbeit competent sind. Zwar ergab sich, daß bei der Zusammensetzung dieses Ausschusses die Linke im Nachtheil war, sie verlor drei Stimmen und hatte die Majorität nicht mehr, aber man beachtete kaum dies Resultat, so wirkte der Zauber der Persönlichkeit des Prinzen und seiner aus der unmittelbaren Anschauung des Volkslebens gewonnenen Ueberzeugung."

Nun waren wenigstens die Trompetta, Fräulein Wilhelmine, die drei Gelbsattels, selbst Rudhard froh, daß die linke Seite in der Minorität geblieben war, und bezweifelten keineswegs die gewaltigen Talente des neuen Staatsmannes. Siegbert sah Dankmar'n bedenklich an. Dieser flüsterte ihm zu: „Ich habe viel mit Dir zu reden. Ich verlange entschieden, daß wir beide um acht Uhr heute frei sind."

Nun erhob sich die Fürstin und bat die Gesellschaft, ihr behülflich zu sein, die Trauben vom Stock zu lösen. Einer der Bedienten präsentirte die Körbchen mit den Messern. Die Damen fanden die Idee allerliebst. Alles folgte der Fürstin, um das Werk zu beginnen und dem Dienst des Bacchus in den holdesten Grenzen zu opfern. In der Ferne ertönte auf ein von Leidenfrost, der sich wieder genähert hatte, gegebenes Zeichen eine

Musik, die irgendwo in einem hintersten Winkel des Gartens versteckt sein mußte. Die Fürstin war aufs angenehmste davon überrascht, und als es sich herausstellte, daß hier eine Idee von Leidenfrost zur Ausführung gekommen war, so söhnte man sich mit dem wunderlichen Menschen, der alles durch seine Aeußerungen verletzt hatte, leidlich wieder aus und ging wohlgemuth, unter den sanften Accorden scherzend und neckend, an die spielende Arbeit.

Kathinka's und Sergei's Näschereien hatten nun freilich schon früher dafür gesorgt, daß diese „Weinlese" keine zu lange Dauer in Anspruch nahm. Unter mancherlei Scherzreden und Neckereien war man mit der „Ernte" bald fertig und überließ den Kindern, den helfenden Dienern und Mägden, hier und da die noch versteckten oder schwer zu erreichenden Trauben vom Stamm zu lösen. Man sollte nun die gefüllten Körbe bei sich behalten, ihren Inhalt entweder selbst verzehren oder mit sich nehmen. Das war die Antwort, die die Fürstin jedem gab, der einen Ort zu wissen wünschte, wo er seine Beute niederlegen sollte. Die Fräuleins Gelbsattel, die sehr langer Statur waren, kamen dabei gut weg. Sie hatten reichlich gesammelt.

Die eigenthümlichste Aufregung zeigte Olga. Sie hatte den Trieb, gleichsam die Honneurs des Festes zu machen, war hier und dort, half überall nach und befahl das in aller Stille, was ihr die Mutter zu laut zu befehlen schien oder wohl ganz vergessen hatte, und bei alledem zog sie sich von jedem zurück, blieb allein, hüpfte bald da- bald dorthin und schien nur von Einem Gedanken beseelt, dem, ihren geliebten Freund Siegbert einen kleinen Moment für sich allein zu besitzen. Die Mutter, die Flottwitz, die Fräuleins Gelbsattel, alle machten ihr den Verdruß, daß sie an Siegbert zu viel Gefallen fanden und ihn immer nur für sich behielten, während sie nicht ein Wort von ihm erhaschen konnte und nur zuweilen einen freundlichen Blick, der sie mehr verwundete als erfreute, denn in diesem Blick eben lag das nicht, was sie in seiner Seele suchte. Rudhard verbot ihr diese Isolirung und sagte ihr im Vorübergehen, sie sollte sich an die Mutter halten. „Wird sie mich denn wollen?" antwortete sie und warf die großen Augen sicher und fest auf Rudhard, der ihr keine Antwort darauf gab. Eine Weile sah sie ihm nach und wandte sich dann, gedankenlos hin- und herirrend und manchem, der mit ihr sprechen wollte, nicht einmal Rede stehend, wieder zu den Musikern.

Unter diesen war ein alter Mann mit weißem Barte, der das Waldhorn blies. „Wäre das ein Harfner," sagte eine Stimme hinter ihr, als sie an der Laube stand und die Noten-

blätter der Leute musterte, „so würde man an Mignon und den Alten erinnert werden." Es war Dankmar, der diese Aehnlichkeit fand, und alle Damen stimmten ein. Olga wußte nichts vom Harfner und Mignon. Was hatte sie überhaupt von dem Gespräch, das die weiter wandelnde Gesellschaft über Goethe und Wilhelm Meister und die Bekenntnisse einer schönen Seele begann! Sie folgte dem Zuge der Lustwandelnden, kaum am Aeußerlichen theilnehmend, noch weniger an dem Gegenstand des Streites, der sich zwischen Dankmar und der Trompetta erhoben hatte über Goethe, Wilhelm Meister, die Bekenntnisse einer schönen Seele. Anna von Harder faßte Olga's Arm und ließ sich von ihr führen.

„Liebe Trompetta," sagte die sanfte Frau, „verurtheilen Sie den großen Dichter nicht seiner Unchristlichkeit wegen! Sagen Sie auch nicht, er wäre unwürdig gewesen, durch die ohne Zweifel von ihm wörtlich aufgenommenen Geständnisse des Fräuleins von Klettenberg sein schlimmes, und wie Sie es nennen, unsittliches Buch zu schmücken. Daß Goethe in seine Dicht- und Denkweise diese glaubensstarke Natur eintreten ließ, ganz unverbunden, unzusammenhängend mit dem Werk, das er uns geboten hat, beweist nur, wie er einen tiefen Blick über alles Ursprüngliche im Menschen hatte und uns in den krausen und wirren Erlebnissen des jungen Meisters nur das Leben selbst geben wollte in seiner Rückwirkung auf die große Mannigfaltigkeit menschlicher Charaktere. Da ließ er denn auch jenes Fräulein gelten, nicht um der Frömmigkeit, sondern um ihrer Eigenheit willen. Ich fühle, daß man jenem Buch vom Standpunkt der Erfindung aus Schlimmes nachsagen kann, Menschen sind es aber doch, die da durcheinandergehen, Situationen sind es des wirklichen Lebens. Man sieht ordentlich alles und erlebt es mit. So paßte auch das fromme Fräulein hinein, diese wunderliche Seele, der ich eigentlich gar nicht zugethan bin." — „Wie?" rief die Trompetta, „Sie tadeln „die schöne Seele?" Das Kleinod aller nach innen gewandten Herzen seit einem halben Jahrhundert?" — „Tadeln?" sagte Anna, „welch hartes Wort! Ich sage nur, daß ich sie nicht von Herzen lieben kann." — „Das ist wunderlich!" erstaunte die Trompetta und bat um Aufklärung, indem sie fast die Hände faltete. Alle waren gespannt — „Ich finde," sagte Anna gesammelt und ruhig, „daß dies Fräulein eigentlich recht eigenwillig ist. Sie nimmt sich das so vor, in Gott ihren einzigen Freund zu suchen, und weist alle Zweifel, alle Sorge, alle Lehre der Menschen zurück, wobei sie mir innerlich kalt und gleichgültig vorkommt. Sie bricht mit ihrem Verlobten, wie er mit ihr bricht. Sie sagte ihm: Magst Du mich, so mag ich

Dich. Magst Du mich aber nicht, so mag ich Dich auch nicht. Ich gestehe Ihnen, daß eine solche Ergebenheit in die Wege des Schicksals ans Fahrlässige grenzt. Und weil ich aus ihrer Erzählung doch herausfühle, daß sie keineswegs in allen Dingen fahrlässig, sondern im Gegentheil eifrig, emsig ist, so kann ich mich nicht erwehren, sie sogar für ein klein wenig trotzig zu halten, und ich glaube, ihr alter Onkel schickt ihr sein Nichtchen deshalb so selten auf ihr einsam gelegenes Schlößchen, nicht weil er fürchtet, daß die kleinen Mädchen bei ihr herrenhuterisch werden, sondern weil die alte Dame ein recht reizbares und apartes altes Jüngferchen ist."

Die Männer billigten diese eigenthümlich vorgetragene, fast wie zwischen Zerbrechlichem mit verbundenen Augen behutsam auftretende Auffassung vollkommen, und Rudhard wollte sogar noch weiter gehen und wieder von seiner beliebten Muckerei anfangen. „Nein, nein," sagte jedoch da Anna mit freundlicher Drohung, „weiter nicht! Sie sollen auch gar nicht loben, Herr Pfarrer; ich bin Ihnen noch bös von Ihrem Don Quixote her!" Dankmar bekam von den andern über diese Erwähnung des Don Quixote die Aufklärung. „Daß ich recht habe, gnädige Frau," sagte Rudhard, „bestätige Ihnen da oben der Anblick!" Die Gesellschaft war an den Anfang des Gartens zurückgekehrt, dem zur Seite der Hof mit einem Wirthschaftsgebäude, einer Remise und dem Stall lag. Ueber dem Stall war ein kleines, zwar längliches, aber niedriges Mansardenfenster. Letzteres war offen. Ein Mann in weißer Piquéweste saß an dem Fensterbrett und las mit aufgestütztem Kopf tief in ein Buch verloren. Alle lachten, denn sie waren überzeugt, daß dies Peters war, der den Don Quixote las. Man plauderte zu ihm hinauf. Aber Peters lachte nur mit verklärtem, abwesendem Gesicht, bis er sich besann und grüßend aus seiner Lektüre wieder in den Zusammenhang mit der Welt zurückkehrte. Alle mußten dem Pfarrer bestätigen, daß er ein Mittel gefunden hatte, einen eifersüchtigen Mann von seinen Grillen abzubringen. Man kehrte auf das Parket zurück und folgte der Aufforderung, von dem Fruchttisch zu genießen, den man nicht genug bewundern konnte.

Olga entzog sich allen Lobeserhebungen über das, was Rudhard heute für ihre Idee und ihre Schöpfung erklärte. Das eigenthümliche Mädchen wurde allgemein schön und liebenswürdig gefunden. Man sagte, als sie sich entfernt hatte, der Mutter manche Artigkeiten über ein Kind, das sich so auffallend seit der kurzen Zeit ihrer Anwesenheit entwickelt hatte. Die Fürstin nahm diese Freundlichkeiten mit jenem Takt hin, der dem Gebildeten unter allen Umständen eigen ist und ihn trotz gereizter Stimmung

das treffen läßt, was sich nach den allgemeinen Gesetzen in solchen Fällen ziemt. Rudhard sah tiefer und blickte voll Unmuth zur Erde. Der Probst und die Trompetta schienen es auf Siegbert abgesehen zu haben. Sie nahmen ihn beiseite und begannen vom Gethsemane. Der Propst rühmte die ausgezeichneten Blätter des Albums, vorzugsweise die Farbenskizze Siegbert's. Einen Vorschlag, den er an sein Lob anknüpfen wollte, unterbrach die Trompetta mit dem Jammer über das Unglück, das ihr eine Laune des Hofes bereitet hätte. Sie wollte von den Männern Vorschläge hören, wie sie ihre Sammlung zum Besten eines wohlthätigen Zwecks veräußern könnte. Es blieb nichts übrig, als ihr eine Lotterie anzurathen. Sie schlug den Werth des Albums auf tausend Thaler an und zweifelte nicht, tausend Lose, jedes zu einem Thaler, absetzen zu können. Das Album sollte zum Zweck einer Einladung und Ermunterung in den Sälen des Kunstvereins aufgelegt werden. Nun aber handelte es sich um die Verwendung des eingegangenen Geldes. Frau von Trompetta hatte etwas Zeitgemäßes im Sinn. Sie sprach von den im Kampfe gegen die Demokratie hier und da gebliebenen oder verwundeten Kriegern oder von deren Angehörigen, fand jedoch sowohl bei Siegbert wie beim Probste Widerspruch. Jener erklärte eine solche Verwendung für eine politische Demonstration, gegen die sowohl er wie mancher seiner Freunde, die zu dem Album beigetragen hätten, protestiren würde. Dieser konnte nicht umhin, Siegbert recht zu geben. Er lehnte zwar jede Uebereinstimmung mit Siegbert's politischen Motiven ab, meinte aber doch, daß die Zeit nicht reif wäre, in einer solchen Verwendung des Albums jene Harmlosigkeit zu erblicken, die von den Künstlern, die diese Idee unterstützten, vorausgesetzt wurde. Zu diesem Streit gesellte sich Leidenfrost, der nach seinen Feuerwerksvorbereitungen sehen wollte. Der Probst wußte es geschickt zu wenden, daß er mit Siegbert plötzlich abbog und die Trompetta mit Leidenfrost allein ließ, von welchem diese noch, da er praktisch war, einige Winke über ihre Pläne zu gewinnen hoffte, so abgeneigt sie ihm seiner Richtung nach auch sein mußte. Man kann sich vorstellen, wie diese Unterhaltung ausfiel. Leidenfrost hielt den Ton der Ironie fest, den die Trompetta, erfüllt von ihrem Gegenstande, nicht bemerkte. Er rieth ihr die wunderlichsten Wege an, die sie einschlagen sollte, und machte die Frau noch verwirrter, als sie schon war.

Der Propst trat gegen Siegbert mit jenem Vorschlag hervor, den Rafflard Helenen als angenommen dargestellt hatte. Siegbert lehnte auch das Anerbieten nicht ab. Er erklärte sogar, daß ihm nichts erwünschter sein könnte, als die ersten Proben der

Technik, die er sich in Frischmalerei erworben hätte, an einem Ort zu versuchen, wo er die allzustrenge Kritik nicht herausforderte. „Das ist sehr weise gedacht," sagte der Propst. „Reisen Sie nach Schönau! Beginnen Sie Ihr Werk!" — „Sie vergessen, Herr Probst," antwortete Siegbert, „daß diese Unternehmung nur im warmen Sommer begonnen werden kann." — „Das ist wahr! Allein man macht vorläufig seinen Ueberschlag. Sie prüfen die Oertlichkeit, nehmen mit dem Vorstande der Gemeinde Rücksprache. Auch wüßt' ich sogleich eine Veranlassung, sich in Schönau den Leuten werthvoll und angenehm zu erweisen. Man wünscht bei der Einweihung der Kirche, die am Martinstage stattfinden soll, die Wiederherstellung einiger glücklicherweise aus dem Brande geretteten Bilder aus der altdeutschen Schule. Ich entsinne mich, bei frühern Inspectionsreisen in der schönauer Kirche zwei vortreffliche Cranachs und einige Bibelscenen gesehen zu haben, die, wenn nicht von Albrecht Dürer selbst, doch aus seiner Schule sind. Zu dem neuen frischen Anblick der wiedererrichteten Kirche wünscht man diese Bilder so lebhaft und anmuthig als möglich zu restauriren. Auch dafür, hab' ich gedacht, entschiede sich gewiß Ihre kundige Hand, und Sie nähmen die Entschädigungen mit, die man Ihnen dafür bieten würde. Denn bis zu dem Tage, wo Ihnen das Obertribunal in letzter Instanz eine Million zu Füßen legt, dürfte es noch ziemlich lange hin sein." Es entspannen sich einige kleine Reibungen über diesen letztern Gegenstand. Beim Rühmen eines Gemüths, das sich mit Wenigem als Abschlag auf Mehr begnügt, wurde Oleander genannt, der in der That nach Plessen als Stromers Vicar gehen wollte.

Darüber waren sie dem Hause wieder näher gekommen, als Siegbert am Gitter des Gartens im Hofe einen jungen Soldaten erblickte, der schüchtern die Thür öffnete und sich nach jemand, den er zu suchen schien, umsah. Siegbert ging zu dem jungen Soldaten hinüber, um ihn nach seinem Anliegen zu fragen. Dieser trat mit dem schönen Anstande, der einem gebildeten Krieger eigen ist, näher, faßte an seinen Tschako und wünschte Herrn Dankmar Wildungen zu sprechen. Er brachte ihm ein Billet vom Major Werdeck. Während Dankmar las, trat Fräulein Wilhelmine dem Sergeanten näher und examinirte ihn über sein Bataillon und seine Compagnie. Die Kinder sprangen herbei und betasteten seinen Säbel, die Aufschläge seiner Uniform, die Tressen, alles wie den Schmuck einer Figur. Olga war sogar so wohlwollend, ein Glas mit Wein füllen zu lassen, es auf ein lackirtes Brett zu stellen, ein Stück Kuchen hinzuzulegen und den Kindern zum Ueberbringen an den Soldaten mitzugeben. „Die

dritte Compagnie steht in keinem guten Rufe," sagte die Flottwitz. — „Wer sagt das?" antwortete Sandrart. „Die ganze Armee! Ein guter Soldat soll treu seinem Könige dienen, treu der Fahne, auf die er geschworen hat." Sandrart aß seinen Kuchen, trank seinen Wein und schwieg. „Die Ehre des Kriegers ist der Gehorsam. Wenn sich die Bande der Disciplin lockern, wird die Kraft eines Heers gelähmt. Das unserige hat seine Schlachten nicht dadurch gewonnen, daß ein jeder dazwischen redet und vom Volke fabelt, sondern dadurch, daß es für seinen König Blut und Leben dahingab und seinem Vorgesetzten selbst dann noch gehorchte, wenn eine Armee auch unthätig unter den Waffen steht und zusehen muß, was die Weisheit seines Fürsten so oder so beschließt." — Sandrart schwieg. „Krieger," fuhr die Jungfrau von Orleans fort, „Krieger, die sich von den Demokraten irremachen lassen in ihrer Pflicht, verdienen den Namen der Tapfern nicht. Sie schänden die glorreiche Uniform, die sie tragen. Sie verletzen ihren Eid, den sie dem Fürsten geschworen, und ein Eid ist heilig, heilig wie das Evangelium. Sagen Sie das der dritten Compagnie, die eine Fahne trägt, die von Kugeln zerfetzt ist in zwanzig Schlachten, eine Fahne, die eine Ahnin des Königlichen Hauses selbst gestickt hat!" Sandrart wischte sich den Mund, trat einen Schritt zurück, machte seine Honneurs und ging.

„Sie haben," sagte Dankmar, „diesen jungen Soldaten wie eine Puppe von Holz behandelt, und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß er trotz seines Schweigens ein recht gebildeter Mensch ist. Er bläst die Flöte, liebt die Empfindsamkeit, denkt schwärmerisch, macht leidliche Verse, hat Kenntnisse in allen Fächern und ist der Erbe eines bedeutenden Vermögens. Er nahm den Wein und Kuchen mit einem Anstand, den Sie hätten würdigen sollen. Er hätte gern gesagt: Ich bin kein Bettler, kein Bote, ich bin ein freier Mann, und ich schweige auch zu den Ermahnungen des Fräuleins nur, weil sie wunderschöne blonde Locken, einen reizenden Teint, sprechende dunkelblaue Augen, kirschrothe Lippen und Zähne wie von Elfenbein hat." — „Spotten Sie," rief Wilhelmine und warf einen ihrer schmelzenden Blicke vorwurfsvoll auf Dankmar, den sie infolge der Gesetze von der Popularität seit ihrer Begegnung an der Terrasse von Solitüde zu lieben schien. — „Ich spotte nicht, Fräulein," sagte Dankmar. „Ich kann mir keine reizendere Form der Bellona denken. Sie haben etwas von einer Hohenpriesterin! Ja aufrichtig gestanden, ich mißgönne unsern Lieutenants die Poesie, die in Ihrer enthusiastischen Vertheidigung der reactionären Staatsprincipien liegt." — „Es geht mir mit Ihnen fast ebenso," sagte das junge Mädchen beklommen, schüchtern und hocherröthend. „Ich gönne den Demo-

kraten nicht, daß Sie zu ihnen gehören." — Dankmar warf die Augen flüchtig in die Runde, ergriff ihre linke Hand und küßte sie rasch und erwiderte: „Bekehren Sie mich, Fräulein!"

Wilhelmine zuckte zusammen. Sie ließ die Hand in Dankmar's Rechten; er mußte fühlen, daß sie zitterte. „Trennen Sie sich von Ihren Umgebungen!" sagte sie drängend und mit Innigkeit. „Ueber Allen, die mit Werdeck verkehren, zieht sich eine mächtige dunkle Wolke zusammen. Und Ihr Prozeß — wüßten Sie nur, was man davon spricht!" — „Ich lausche mit Spannung —" — „Wolle der Himmel verhüten, daß Sie diese großen Reichthümer je gewännen! Sie würden sie nur dazu anwenden, die Revolutionen aller Staaten zu unterstützen."

Die Musik spielte in der Ferne! Die Kinder jagten sich. Die Paare wandelten auf und ab. Man mied das von seinen Früchten befreite Weinlaubdach. Dankmar, dem diese Unterhaltung von psychologischem Interesse war, und dem die Situation einer Verständigung zwischen zwei so verzweifelten Gegensätzen, wie sie von ihm und dem Fräulein vertreten wurden, fesselnd erschien, setzte sie fort und suchte das plötzlich befangene und ergriffene Mädchen zu bekehren. In ihrem stummen Blick lag zuletzt die Erklärung, daß es eins der schmerzlichsten Gefühle, das die Seelen unserer Zeit zerreißt, genannt werden muß, Menschen, die man liebt und verehrt, in Ansichten befangen zu sehen, die man nicht theilen kann. „Sagen Sie mir," sprach sie leise, „warum ergreift Sie nicht auch das Gefühl, Ihren König geehrt und mächtig zu sehen, seinen Herrscherblick vielleicht auch auf Sie selbst niederzulenken, die Fahnen unserer Krieger stolz entfaltet zu wissen, von unsern Schlachten zu lesen und sich gläubig, nichtig, ergeben zu fühlen in dem großen, gefeierten, heiligen, aber von Andern geleiteten Ganzen, das man den Staat nennt?" — „Das will ich Ihnen sagen, mein Fräulein," antwortete Dankmar ernst und voll Antheil. „Die Geschichte und das Leben haben mich gelehrt, daß die großen Ideen nur an der Wiege, als sie geboren wurden, unschuldig und heilig waren. Das Christenthum war unschuldig und heilig, als es in Galiläa gepredigt wurde. Als es heranwuchs, gedieh, erstarkte, mußte sich der Denker von ihm abwenden. So kann ich in politischen Dingen auch nur die Vasallentreue eines Bayard unschuldig und heilig nennen und für die Dichtkunst haben die Empfindungen, die in Ihnen, mein Fräulein, leben, einen auch mir bedeutenden Werth. Anders ist es aber mit der erstarkten Idee der Loyalität, wenn in ihr Institutionen wurzeln sollen, Systeme. Da seh' ich, daß zu viel Lüge, zu viel Egoismus von jenen Institutionen in Schutz genommen wird. Ich sehe, daß sich böser Wille, Unter-

drückung, Anmaßung zu gut bei jenen Systemen unterbringen läßt, und muß deshalb auch das Gute, das ihnen zu Grunde liegen mag, zerstören, der Schlupfwinkel wegen, die hier das Böse im Guten findet. Ich bin nicht blind für die Fehler der Revolution. Auch sie war an ihrer Wiege in Rousseau's Schriften ein keuscher Gedanke. Man kann nicht reiner und unschuldiger über den Staat denken, als damals gedacht wurde, damals, als im Enthusiasmus für die Freiheit und Gleichheit aller Menschen die Adligen Frankreichs ihre Privilegien auf den Altar des Vaterlandes legten. Aber auch die Revolution ist entartet. Da kann der Denker nur in der Mitte stehen und dahin seine Hand reichen, wo noch der meiste Rest von der Wiegenunschuld der Ideen übrig geblieben ist. Und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß das Zeitalter der Revolution jünger als Bayard ist. Die Pflicht der Menschen soll sich an das Gute in der Revolution anschließen, von nichts aber bei aller Nothwendigkeit der Mäßigung des langsamen Fortschreitens, des Abwägens der Uebergänge, von nichts sich entfernter halten als von einer rein vegetativen, alles Denken verbannenden instinctmäßigen Verehrung jener Institutionen, die das neue Zeitalter anzweifelt. Man kann diese Institutionen noch eine Weile stützen, man soll es; man versündigt sich aber an Gott, wenn man sie anbetet und z. B. mit einem Soldaten so spricht, wie Sie eben mit diesem Heinrich Sandrart gesprochen haben." — Friederike Wilhelmine blieb eine Weile nachdenkend und schwieg. Dann sagte sie: „Wir verständigen uns nicht!" und sammelte sich noch gerade zur rechten Zeit, als sie beide die ganze Gesellschaft auf einer einsamen Bank überraschte.

Es war nun fast sieben Uhr und schon ziemlich dunkel. Jeden Augenblick erwartete Leidenfrost seine Unterstützung zum Lösen des Böllers und zum Steigenlassen der Raketen. Die Musiker, die unermüdet fortfuhren, sanfte Harmonieen durch die Büsche zu entsenden, mußten bereits Licht haben. Auch in dem Salon, in den unmittelbar eine Thür des Hauses vom Garten führte, brannten Kerzen. Die Trompetta verlangte von Anna von Harder ein Musikstück auf dem Klavier. Die Schwester Paulinens hatte ihre Freude mit den Kindern und dachte daran, heimzukehren nach Tempelheide. Selbst Siegberten, der ihr sympathisch war, mochte sie in seinem Verkehr mit den jüngern weiblichen Anwesenden nicht stören. Man bat, man drängte in sie, noch zu bleiben, zu singen, zu spielen, wenigstens jedenfalls die Raketen abzuwarten. Sie konnte sich dieser Bitten nicht erwehren und willigte ein, auch am Piano das Duett zu begleiten, das die Trompetta und Wilhelmine singen wollten. Bald erscholl von

den zwei kräftigen Stimmen ein Duett aus dem Judas Makkabäus.

Ein krachender Böllerschuß unterbrach diesen Gesang und die Aufmerksamkeit der um den Flügel gescharten Zuhörer. Zu gleicher Zeit zischte unbekümmert um die Cadenzen der Trompetta eine Rakete in die Höhe. Die Musik wurde abgebrochen. Alles trat in Shawls und Mantillen gehüllt hinaus in den schon kühlen, jetzt vollständig dunkel gewordenen Garten. Leidenfrost's drei Gehülfen mußten also angekommen sein. Die Kinder rannten über die Beete, die Damen suchten den günstigsten Ort, um, sicher vor dem Niederschlag der abgebrannten Präparate, von dem Lichteffecte derselben sich nichts entgehen zu lassen. Ueberall in den umliegenden Gärten wurde es lebendig. Das Feuerwerk fand Zuschauer, die besonders am Hinterzaun, der schon in's Feld führte, bei gelungenen Effecten Beifall spendeten.

Der erste Böllerschuß und die Rakete war nur ein Signal. Es folgte nach einiger Pause ein zweiter und wieder eine Rakete. Dann ein dritter und jetzt eine Leuchtkugel. Ah! ertönte es in diesem ganzen Stadttheil ringsum. Anna von Harder, die Unruhe und Eile hatte, dachte, ob sich wohl auch drüben die Schwester ans Fenster stellen und an dem Scherze ihre Freude haben würde? Leidenfrost legte große Ehre ein. Er spielte in ununterbrochener Folge ein kleines Geplänkel von Leuchtkugeln aus. Es war wie das Spiel eines Equilibristen, der Fangbälle wirft und aufgreift, ohne daß die gewandte Hand einen verfehlt. Dann kam ein Pot à feu, der einen lebendigen Blumenkorb von Schwärmern vorstellte. Das war ein Zischeln, ein Züngeln, Platzen und Knallen in der Luft. Von diesem Momente hatten die Näherstehenden mehr Genuß als die Entfernten, denen nur die Leuchtkugeln volles Vergnügen gewährten. Es kamen deren auch wieder neue, nun mit bunten Lichteffecten, die sich blau und roth in der Höhe auflösten; andere entwickelten oben noch einen Schwärmer und ängstigten die im Feld Stehenden; der züngelnde Ausläufer der gestiegenen Rakete suchte gerade diese auf. Jetzt brannte Leidenfrost, der mit seinen drei Gesellen und mit dem einzigen Lichtchen, das sie auf ihrem dunklen Berge unterhielten, einen eigenthümlichen Eindruck machte (fast wie Seeleute, die sich in der Nacht heimlich ducken. um einen Brander anzuzünden), einen Tourbillon ab, der, wie eine herabfallende Fontaine gestaltet, schnurrend in die Höhe fuhr und einen Feuerregen in unzähligen blinkenden Tropfen niederrieseln ließ. Auch Feuerräder machten einen ähnlichen Effect. Zwei Sonnen, die dicht hintereinander in Rotation kamen, ergänzten sich in ihren Strahlen, so daß sie in der Ferne den Eindruck einer einzigen machten. Zuletzt brannte

das Bouquet in einer für den kleinen Raum unglaublichen Menge von Schwärmern, Raketen, Leuchtkugeln und Donnerschlägen durcheinander ab. Dann gab der Böller noch drei kräftige Schläge und die Herrlichkeit war unter einem unaufhörlichen Tuschblasen der Musikanten zu Ende.

Bravo! scholl es von allen Seiten, und in der That hatten sich die Feuerwerker mit Ruhm bedeckt. Leidenfrost's mannigfache Talente hatten sich auch hier wieder glorreich bewährt. Die Fürstin dankte ihm und ersuchte ihn, ja dafür zu sorgen, daß seine Genossen noch blieben und sich nach so anstrengender Arbeit an einer für sie bereit gehaltenen Collation stärkten. Alle kehrten in den Saal zurück, wo sie mit Backwerk und einer großen silbernen Vase voll gefrorenen Champagners, einer von Olga angegebenen Idee, empfangen wurden.

Siegbert, der hier und da wie der Wirth oder der Sohn vom Hause nach dem Rechten sah, hatte sich am Berge verspätet und besprach mit den Arbeitern das Abbrechen der Zurüstungen und den Transport des Böllers, den Danebrand wie ein Spielzeug auf die breiten Schultern hob und erklärte, ihn so nach der Willing'schen Maschinenfabrik zurücktragen zu wollen. „Wie ist es denn, Herr Wildungen," fragte Alberti bei dieser Gelegenheit, „wann kommt denn der Franzos in unsern Verein?" — „Und Sie selbst und Ihr Herr Bruder?" — fiel Heusrück ein. „Wollten Sie uns nicht einen Abend schenken?" — „Schon längst," antwortete Siegbert, „schon längst wären wir gekommen, wenn uns nicht mancherlei Sorgen in Anspruch genommen hätten. Auch gestehen wir Euch, Freunde, wir haben noch mit uns selbst in Zwiespalt gestanden —" — „Wir waren Ihnen nicht sauber genug," sagte Alberti. -- „Wo denkt Ihr hin! Unser Herz schlägt nur für die Sache des Volks. Wir hatten immer ein Ohr, um hören zu können, was in Eurer Brust für Zeugnisse über den höhern Werth der Menschen und die Möglichkeit einer Fortbildung der arbeitenden Klassen leben. Denen sollten wir nicht trauen? Sollten feige sein und mit unserer Meinung zurückhalten?" — „Aber Sie leben unter Fürsten und Fürstinnen —" ließ Heusrück schüchtern fallen. — „Und habt Euch heute doch überzeugen können, daß die Schranke zwischen denen und uns und Euch nicht gar zu hoch ist! Nein, Freunde, der Grund, warum Louis Armand, Dankmar und ich zögerten, ist ein anderer. Wir bezweckten —" — „Ihr Kohlenbrenner, geht nun zum Teufel", unterbrach Leidenfrost in seiner Art die Siegbert'schen Geständnisse und zündete sich eine Cigarre an. „Da habt Ihr Jeder noch eine Cigarre — auch Ihr, Danebrand — und nun examinirt uns nicht lange! Wir werden schon gackern, wenn unsere Eier gelegt sind."

Die Arbeiter nahmen die Cigarren und zündeten sie an Leidenfrost's brennendem Glimmstengel an. Danebrand geberdete sich dabei ungeschickt genug. Sie wollten gehen. „Nein, nein," sagte Siegbert, „die Fürstin läßt Niemanden von Euch jetzt fort, ehe nicht der Tisch, der in einem Entréezimmer gedeckt wurde, ganz geleert ist. Das sind unerläßliche Sachen, die von Olga so vorbereitet wurden und nun auch nach ihrem Willen ausgeführt werden müssen." — „Gut," sagte Danebrand, „aber stehen lassen wir den Böller hier nicht! Artillerie ist jetzt so verlockend wie Baumobst. Die kleine Pfefferbüchse könnte über den Zaun gestohlen werden." — „Danebrand," sagte Leidenfrost, „nehmt die Büchse mit zum Tisch und was Ihr nicht essen könnt, stopft in den Böller hinein und nehmt Ladung für morgen mit in die Fabrik!" Darauf gingen die Arbeiter ein und sagten, sie würden sogleich kommen. Siegbert wandte sich nach vorn.

Wie er rasch dahinsprang und im Dunkel an einer Gruppe von Hängeweiden vorüber mußte, sah er an einer derselben Olga an den Stamm gelehnt. Es war ein kleines Rund, fast abgeschlossen. Die Zweige der Weiden hingen so dicht und tief, daß sie fast um die Stämme herum eine Laube, ein Versteck bildeten. So halb eingehüllt, stand Olga an einem Baum, lehnte den Kopf träumerisch auf den Arm und den Arm an den Stamm. Siegbert erkannte sie nur an dem weißen Kleide. Vorübereilen, sie in diesem ihrem Bedürfniß nach Einsamkeit allein stehen lassen, vermochte er nicht. Er hielt seinen eilenden Schritt an, wandte sich zu ihr und sprach mit einem so weichen Tone, wie er auch nur von seinen Lippen kommen konnte: „Olga!" Das träumende Mädchen hatte ihn nicht erwartet und hätte überrascht sein sollen. Sie war es nicht. Sie gab ihm die linke Hand hinüber, während der rechte Arm als Stütze des unverwandt ruhenden, vom Sternenlicht erhellten Hauptes am Stamme liegen blieb. „Olga! Es ist kalt! Gehen Sie nicht zur Gesellschaft? Man musicirt wieder." — In diesem Augenblick änderte Olga ihre Stellung, wandte ihr Antlitz ab, und Siegberten war es, als hörte er sie schluchzen. Er ergriff ihre Hand. „Olga, was ist Ihnen?" fragte er sanft. Olga wandte sich und sah ihn mit großen, thränenerfüllten Augen an. „Sie erkälten sich in der Abendluft, Olga! Kommen Sie!" Olga schüttelte das Haupt und lehnte es wieder an den Stamm der Hängeweide. „War das Fest nicht nach Ihrem Wunsch? Es ging Alles so wohlgeordnet! Warum sind Sie nicht zufrieden?" Siegbert hatte wieder ihre Hand ergriffen und war so von dem Abend aufgeregt, daß er Olga leise an seine Brust zog und ihr ins Auge sehen wollte, um ihr Muth zuzusprechen und Freude, Heiterkeit, Theilnahme.

Wie sie seinem Herzen so nahe sich fühlte, schlug Olga die Arme um ihn und legte sich so in die seinigen, daß er sie halten mußte, wenn sie nicht zur Erde gleiten sollte. Unwillkürlich kam es Siegbert über die Lippen, in sanftem, zärtlichem Tone zu sagen: „Olga! Was thust Du?“ — „Liebst Du mich?“ sagte Olga zu ihm aufblickend. — „Olga! Olga! Laß uns gehen!“ rief Siegbert durchzuckt von Schrecken und Wonne. — „Nein, ich mag keinen Menschen mehr in der Welt sehen, außer Dir!“ — „Man wird uns vermissen! Olga, komm!“ — „Sie sollen mich in Deinen Armen sehen. Laß uns so!“ Dabei hielt sie sich so fest an Siegberts Halse, daß dieser, von innerster Empfindung durchbebt, nicht mehr wußte, wie er sich ihrer und — seiner selbst erwehren sollte. Er war zärtlich, er mußte es sein, er streichelte ihr Haar und drückte einen Kuß auf ihre Stirn, nur um sie zu beruhigen, nur um sie abzulehnen und zur Besinnung zu führen. Aber kaum fühlte Olga die warmen Lippen des angebeteten Freundes auf ihrer kalten Stirn, als sie ihm mit erneuter Wonne in's Auge blickte und durch ihre Zärtlichkeit, durch ihr Verlangen nach einer Versicherung auch seiner Liebe ihn verlockte, ihre Lippen mit warmem, weichem Mund zu berühren. Wie ihm das geschah besann er sich und hielt mit plötzlich erwachender männlicher Kraft das liebekranke Mädchen von sich zurück. „Olga,“ rief er, „was thun wir — sehen Sie die Mutter!“ Er zeigte auf die Thür des Saales, die geöffnet war. Geblendet von dem Licht eines Armleuchters, den sie in der Hand hielt, stand die Fürstin und suchte im Dunkeln Siegbert oder Olga und vielleicht Beide. Olga, wie von einer bacchantischen Lust, ja Schadenfreude ergriffen, lachte laut, schlang den Arm um Siegbert, zog ihn mit sich und behielt dabei seine rechte Hand, küßte sie und rief: „Du bist mein! Siegbert! Dich, Dich nur lieb' ich!“ Siegbert hatte die Besinnung verloren. Er wollte widerstehen und konnte nicht. Er drückte Olga an sein Herz, schlang den Arm um ihren Nacken und sprach bebend: „Meine Olga!“ So standen sie, geschützt vom Dunkel, noch eine Weile. Dann riß sich Olga los und rannte zu dem hellen Hause hin, wie ein flatternder Nachtvogel. Siegbert folgte langsam und sprach vor sich hin: „Verhieß Dir damals das die weiße Rose?“

Sechstes Kapitel.

Eine trübe Nacht.

Als Siegbert wieder zur Gesellschaft zurückgekehrt war, sprach er zur eifersüchtig forschenden Fürstin Worte, die er nicht bedachte, und erwiderte auf eine Anrede der Trompetta, ohne diese verstanden zu haben. Er schlürfte vom gefrorenen Champagner, ohne zu wissen, was man ihm bot. Er bereute schmerzlich, was geschehen; um so mehr, als er die Wirkung entdeckte, die diese Scene auf die wie umgewandelte Olga hervorbrachte Olga trällerte, hüpfte, schlug das Piano zu einem Tanz an, sang ein kurzes, rasches Volkslied aus der Ukraine, ein Kriegslied der Tscherkessen, sie umschlang Anna von Harder und bestellte hundert Grüße an die Perlhühner und türkischen Enten, an die Tauben und die Mäuse sogar und die Kaninchen, die zu Tempelheide in einem Käfig zusammen hausten. Ja, als die Gesellschaft aufbrach, als die Wagen vorfuhren, der Probst sich empfahl, die Pröbstin knixte, die Töchter für den übergenußreichen Abend dankten, als die Trompetta mit Umständlichkeit nach ihrem Shawl rief, die Flottwitz noch zerstreut und gefesselt mit Dankmar plauderte, da war sie bei Allem behend zugegen, half, schwatzte, lachte, so daß die Mutter mit strengem Blick ihr verbot, so ausgelassen die Honneurs zu machen.

Leidenfrost, der inzwischen auch noch, wie er's nannte, von dem gefrorenen „Zeuge" etwas gekostet hatte, erntete noch manchen Lobspruch. Dankmar schüttelte Rudhard's Hand und warf im Vorübergehen noch der Flottwitz die Worte hin: „Also, wir zürnen uns doch?" Die junge Freundin der Trompetta konnte im Augenblick nicht antworten, denn die Trompetta dominirte, galt es die Benutzung ihres Bedienten, ihres Wagens, das Zusammensuchen ihrer Garderobe. Siegbert gab dem Probst die Versicherung, er würde sich seine Vorschläge ernstlich überlegen und mit ihm darüber genauere Rücksprache nehmen. Als er Rudhard die Hand bot, war dieser verstimmt oder that wenigstens nachdenklich. Die Fürstin aber trat ihm einen Schritt näher und sagte mit klagendem Nachdruck und in langgezogenem Ton: „Sie gehen auch schon?" — „Gute Nacht! Gute Nacht!" unterbrach Olga heiter und mit einer fast triumphirenden Sicherheit, geradezu die Frage der Mutter abschneidend. „Gute Nacht! Gute Nacht!" — „Was ist denn? Was soll das?" wandte sich die Mutter zur Tochter. — „Gute Nacht! Gute Nacht!" rief Olga wieder

und geleitete den Scheidenden hinaus, ehe er noch der Fürstin auf ihren Wunsch, daß er bleiben sollte, hatte Rede stehen können. Endlich waren Alle verschwunden. Die Wagen fuhren ab. Am Gitter vorüber schritten Leidenfrost, Dankmar, Siegbert, hinter ihnen die drei Willing'schen Arbeiter. Danebrand trug den Böller auf den Schultern. Olga begleitete die sich entfernenden und die Hüte lüftenden Freunde noch das Gitter entlang bis zu jener kleinen Estrade, wo einst Rudhard den vorübergehenden Siegbert angehalten hatte. Eine Rose konnte sie dem Freunde nicht nachwerfen. Die Zeit der Rosen war im Garten vorüber. Aber aus ihrem Herzen war es ein ganzer Frühling, der ihm folgte.

Als Olga zurückkam, fand sie die Mutter in der gereiztesten Stimmung. Ist es schon an und für sich eine eigenthümliche Leere, die sich meist nach allen Festen, wo es ohne Zwang und künstliche Anregung niemals ganz abläuft, einzustellen pflegt, so war die Fürstin vollends unbefriedigt von sich selbst, von den andern, von Olga, von Rudhard, von jedem. Daß Siegbert hatte gehen können und sie allein ließ in dem wüsten Gefühlschaos, der Folge solcher künstlichen Aufregungen, verletzte, ja erbitterte sie. Zuerst mußten die Kinder entfernt und zu Bett gebracht werden. Sie gingen ermüdet und von allem, was ihnen als Vergnügen geboten worden war, mehr erdrückt als gehoben. Olga's Geschäftigkeit, ihr Aufräumen jetzt, ihre Kritik der Personen und Gespräche erklärte die Fürstin für nervenangreifend. Rudhard sprach dagegen gar nichts, was ihr ebenso drückend erschien. Obschon es erst acht Uhr geschlagen hatte, wollte sie sich schon auf ihr Zimmer zurückziehen und früh zu Bett gehen. Sie gab Olga nicht undeutlich zu verstehen, daß es ihr lieber wäre, wenn sie allein bleiben könnte. Olga ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, sich noch einmal das eben Vergangene zurückzurufen, noch einmal in seiner ganzen berauschenden Seligkeit es durchzukosten. Hatte sie doch nichts Heiligeres vor, als einmal in den Garten zu schlüpfen, noch einmal jene Stelle aufzusuchen, wo sie an Siegbert's Herzen ruhen, das Haupt auf seine Schulter lehnen durfte, den Kuß seines Mundes fühlte. An der Hängeweide hätte sie die ganze Nacht durchwachen mögen.

Adele Wäsämskoi, die Fürstin, ging auf ihr Zimmer. Es war bescheiden eingerichtet, wie die ganze Wohnung, die nirgends auch nur die Spur verrieth, dasjenige aus eigenen Mitteln hinzuzufügen, was zum Comfort einer solchen gemietheten Einrichtung schon von vornherein fehlt. Adele warf sich auf ein Kanapee, das an einer dünnen Wand stand, die dies Zimmer vom nebenan befindlichen Schlafcabinet der Fürstin trennte. Eine Oeffnung dieser Wand war mit einer Portière versehen, die eben

zurückgeschlagen war. Verdrießlich ließ die Fürstin die Portière fallen, streckte sich ermüdet auf das Kanapee und ergriff, indem sie sich eine ihr nachgetragene Lampe näher rückte, eins von den Büchern, die neben ihr auf dem Tische lagen. Es waren dies Bücher, die Rudhard zu wählen pflegte. Seit Jahren hatte sie das alles schon gelesen, was er ihr empfahl; Reisebeschreibungen, leichte geschichtliche Werke, populäre Denkübungen, Schriften, die der Phantasie keinen Schwung gaben. Sie hatte Goethe's Wilhelm Meister heute nennen hören. Sie kannte dies Buch gar nicht. Sie besaß es aber in jener kleinen Bibliothek, die zur Einrichtung des gemietheten Hauses gehörte. Es standen da Goethe's sämmtliche Werke in einer kleinen alten unschönen Ausgabe in einem Glasschrank des Zimmers, den sie noch nicht einmal geöffnet hatte. Sie that dies heute zum ersten Mal und suchte von Goethe's Werken denjenigen Theil heraus, der Wilhelm Meister's Lehrjahre enthielt. Sie wollte diese kennen lernen. Es quälte, es drückte sie, daß sie in so vielen Dingen nicht au niveau eines gebildeten Gespräches stand und durch ihre gesellschaftliche Würde, durch das Vorschützen der Mutterpflichten die Lücken verdecken mußte, die sie in sich selbst fühlte. Sie begann die Blätter des Buches, die ungelesen noch zusammenklebten, aufzuschlagen und durchflog sie.

Aber auch zum Lesen gehört Virtuosität. Adele besaß diese nicht. Ein Schriftsteller mußte sie sogleich auf der ersten Seite fesseln, anders konnte sie ihm nicht folgen. Erst ihn gewähren lassen, lauschen, wohin er wohl führen würde, das ermüdete sogleich ihre Spannung, und die Erzählungen über Puppenspiele, mit denen jenes situationsreiche Werk beginnt, widerstanden ihr. Sie nannte sie, wie Lasally einst auf Hohenberg, kindisch. Sie besaß nichts von jener Naivetät, die das Kennzeichen des Genies und der wahren Bildung ist.

Sie hatte das Buch aufgeschlagen auf den Tisch gelegt, als es klopfte. Sie gab keine Antwort, denn sie glaubte, einer der Bedienten käme und brächte vielleicht Briefe oder Zeitungen. Ein flüchtiger Blick auf Egon's so viel gerühmte Rede würde ihrem gedrückten Geist etwas Spannung gegeben haben. Aber es klopfte wieder. Sie rief: „Wer ist da?" Und Rudhard war es, der draußen fragte, ob er eintreten dürfte? „Kommen Sie doch! Was giebt es denn?" sagte sie, erschrocken, daß ihrer vielleicht etwas Unangenehmes harrte.

Rudhard trat mit einer gewissen Feierlichkeit ein, mit Papieren in der Hand. „Meine liebe Adele," sagte er mit so viel Milde, als ihm zu Gebote stand. „Ich muß Sie noch heute Abend stören. Ich habe mit Ihnen zu sprechen." — „Was ist?

Worüber? Nur nichts, was mich aufregt! Dann bis morgen!" — „Nein, nein," sagte Rudhard und nahm sich einen Stuhl, „am Abend faßt man Entschlüsse, beschläft sie des Nachts, prüft sie Morgens und führt sie den Tag über aus." — „Was haben Sie denn? Wegen der Kinder?" — „Ich möchte Ihnen, meine gute Adele," sagte Rudhard ruhig und gemessen, „ich möchte Ihnen vorschlagen, daß wir den längern Aufenthalt in dieser Stadt abbrechen und uns, ehe noch der Winter da ist, beeilen, nach einer südlichen Stadt zu ziehen." Adele sah ihren alten Erzieher erstaunt an. „Wie kommen Sie darauf?" fragte sie. — „Ich stand früher," sagte Rudhard, „mit Frau von Osteggen, mit Fürst Wäsämskoi und seiner Gemahlin so, daß, wenn ich irgend einen Gedanken zum Heil der Familie mit einer gewissen innern Ueberzeugung von seiner Nothwendigkeit aussprach, dieser nicht erst lange geprüft, sondern wirklich ausgeführt wurde. Lassen Sie uns reisen, Fürstin! Morgen lieber als jeden andern Tag! Ich bitte Sie darum."

Adele richtete sich von ihrer liegenden Stellung auf und gab dem väterlichen Freund ihr Erstaunen zu erkennen, was ihn zu diesem Entschluß veranlassen könnte. „Bekommt Ihnen das Klima nicht? Bekommt es mir, den Kindern nicht?" sagte sie. Und als Rudhard schwieg, fuhr sie fort: „Sind die Unterrichtsanstalten nicht vorzüglich? Hab' ich nicht guten Umgang? Oder soll ich einer Möglichkeit ausweichen, mit Helenen in Berührung zu kommen? Und als Rudhard alle diese Fragen verneinte, sagte Adele, sich wieder legend: „Dann bleib' ich auch da und reise nicht."

Rudhard nahm darauf eins von den Papieren, die er in der Hand hielt, und überreichte es, ohne ein Wort zu sprechen, der erstaunten Fürstin. Diese las in französischer Sprache: „Mein Herr, es ist unverantwortlich, wie Sie der öffentlichen Meinung die Blöße geben und durch Ihre Beziehung zu Herrn Wildungen die Moralität der Ihrer Obhut anvertrauten Familie verdächtigen können. Es ist das Gespräch aller Cirkel, daß in Ihrem Hause Mutter und Tochter in der Leidenschaft für jene genannte Persönlichkeit wetteifern. Erkennen Sie hierin die Warnung eines Freundes!"

„Wer hat das geschrieben?" fragte Adele und erhob sich mit zorniger Geberde. — „Eine Person," sagte Rudhard in aller Ruhe, seine Aufregung unterdrückend, „eine Person, die in der Lage ist, ihre erbärmliche Insinuation durch unwiderrufliche Thatsachen zu beweisen." — „Wie?" rief Adele mit dem Ausbruch des ganzen Zornes, dessen phlegmatische Naturen in äußersten Fällen fähig sind. „Wie? auf diese jämmerliche Anonymität hin

wollen Sie mich aus meinem Frieden, meiner Ruhe stören? Erkennen Sie nicht die Bosheit — Helenens aus diesen Zeilen? Von wem könnten sie anders kommen?" — „Mein gutes Kind," sagte Rudhard, der die alten eingeräumten Rechte seiner Vormundschaft nicht aufgab; „es ist eine Eigenheit des menschlichen Charakters, daß wir alles, was uns zu thun oder zu lassen unangenehm ist, dadurch in seiner mahnenden Nothwendigkeit herabstimmen wollen, daß wir die Motive derer, die uns zum Guten auffordern, verdächtigen. Lassen Sie, liebe Adele, die Worte kommen, von wem sie wollen. Lassen Sie einen Teufel oder einen Engel diesen Brief geschrieben haben, er soll uns mahnen an die Wahrheit. Die Wahrheit ist darum nicht verschleiert, wenn es auch hier ihr Verkündiger ist. Handeln wir so, daß wir uns selbst überwinden und eine besonnene, uns ehrende Entschließung fassen." — „Wahrheit, sagen Sie?" rief Adele. „Warum sagen Sie mir Dinge, Rudhard, die mich empören müssen? Wahrheit wäre dieses abscheuliche Wort von einer Mutter und Tochter? Wie könnte Olga wagen —" —„Olga?" — „Auf keine andere Thatsache werd' ich Rede stehen. Wird Wildungen von Olga geliebt? Haben Sie dafür Beweise?" — „Ich rede von Olga nicht —" — „Nicht von Olga? Sie könnten kommen, nur um mich — mich zu quälen? Sie könnten sagen, wir müssen reisen, und denken nicht an die Gefahren, denen — meine Kinder ausgesetzt sind?" — Rudhard schwieg. Das war eine so kühne Parade der gereizten jungen Frau, daß ihm seine Waffe fast aus der Hand flog und er anfangs nichts erwidern konnte, als ein kopfschüttelndes: „Hm! hm! hm!" — „Machen Sie Vorschläge, Olga in ein Institut, in eine Pension zu geben!" sagte Adele, ohne ihre gewaltigen, fast hörbaren Herzschläge bekämpfen zu können.

Rudhard stand auf. Sein ganzer innerer Mensch war ergriffen, erschüttert. Er sah eine Mutter so beherrscht von Leidenschaft, daß sie ihr eigenes Kind aus Eifersucht von sich entfernen wollte. Heftig schritt er auf das Fenster zu, als fürchtete er, daß es offen stünde. Er lüftete die Portière und sagte: „Adele, hier die Eingangsthür Ihres Schlafkabinets ist wohl nicht verschlossen?" — „Es ist alles verschlossen, lassen Sie, lassen Sie!" antwortete Adele ungeduldig. — „Wenn man uns hörte, belauschte, wenn Olga —" — „Welche Schonung?" fuhr Adele mit gesteigerter Ungeduld fort. „Ich werd' es ihr ins Gesicht sagen, daß sie die schlechteste französische Aussprache von der Welt hat, daß man englisch lernen muß, daß es in Brüssel Institute giebt, in denen die Töchter eines Reichskanzlers noch Fortschritte machen können!" — „Adele!" rief Rudhard und hielt ihr den andern

Brief entgegen. „Olga ist sechszehn Jahre, reif für das Leben, reif für jede Zukunft, die Frauen nur erwarten können, und hier ist ein Brief — des Barons Otto von Dystra! Verheirathen Sie Ihr Kind, aber verpflanzen Sie einen Baum nicht mehr unter die kleinen Gesträuche."

Adele nahm den Brief jenes Otto von Dystra, den Rudhard erwähnt hatte, und durchflog ihn. Wenn Rudhard nicht in unruhigster Bewegung auf- und abgeschritten wäre, so hätte er hinter dem Vorhang ein Geräusch hören müssen. Es war Olga, die in einem Drang, den sie früher nie gekannt hatte, heute, wo ihr das unaussprechlichste Glück vom Himmel gespendet worden war, nicht ohne einen Nachtgruß von ihrer Mutter scheiden wollte. Sie wußte nicht, war es Neckerei, Uebermuth oder Großmuth, was sie trieb, an das auf den Corridor gehende Pförtchen des Schlafcabinets zu klopfen. Sie hatte den Drücker erfaßt und die Thür offen gefunden. Da sie Gespräch hörte, wollte sie sich zurückziehen. Wie sie aber ihren Namen nennen hörte und den ihr oft genannten und von Odessa her noch in ihr Ohr tönenden Namen Otto von Dystra vernahm, hielt sie den Athem an und blieb stehen.

Die Mutter begann: „Nun gut! Nun gut! So ist es ja in der Ordnung! Der Plan ist ja alt und hat immer meine vollste Billigung gehabt. Der Fürst hatte nur unser Bestes im Auge. Die merkwürdigsten Umstände vereinigten sich, Olga's Hand für den Baron von Dystra zu bestimmen. Er wird von Amerika zurückkommen. Sie ist entwickelt genug, um sich ihm zu verloben. Ich war wenig älter, als ich schon dem Fürsten nach Odessa folgte. Rudhard blieb stehen, Olga lauschte mit Herzschlägen, die ihr eigenes Ohr vernahm. „Finden Sie diese Partie so unangenehm?" fragte Adele, als Rudhard unentschlossen blieb. — „Otto von Dystra ist ein merkwürdiger, seltener Mensch, aber den Funfzigen nahe, ein Sonderling und verwachsen," sagte Rudhard. — „Pah, Sie kennen ihn nicht persönlich," antwortete die Mutter. „Dystra ist der Mann der ewigen Jugend. Reich, ein Jugendfreund des Fürsten, treu, ausharrend, edel. Die Verbindung mit unserer Familie war ein Lieblingswunsch meines Mannes. Wäsämskoi starb beruhigt, als in seinen letzten Augenblicken ein Brief aus Washington kam und ihm Dystra schrieb: „Freund, meine Fahrten zur See und zu Lande sind zu Ende, ich lege meine Stelle als Botschaftsrath des Kaisers bei den Vereinigten Staaten nieder, ich komme nach Europa und biete den Deinen an, was ich besitze. Ist Deine Schwester oder irgendeine alte Tante oder sonstwer geneigt, einen Philosophen zu heirathen, so hoff' ich, die trüben Bilder, die Du Dir von der Zu-

kunft der Deinen ausmalst, zu verscheuchen, und durch meinen Tod den Deinigen geben zu können, was, wenn ich unvermählt sterbe, leider meiner Familie gehört."

„Eine Vernunft-, eine Geldheirath also!" fuhr Rudhard, da Adele stockte, mit fester Stimme fort. „Sie wissen, in dem Falle, daß wir vor den Thorheiten der d'Azimont geschützt bleiben, in dem Falle, daß Ihre Kinder einst die Erben Ihrer Tante werden, daß sich auch die zerrütteten Vermögensverhältnisse des Hauses Wäsämskoi ohne eine Verbindung mit dem Baron von Dystra wiederherstellen können." — „Sie glauben, daß Helene vom Prinzen Egon lassen, durch eine Scheidung von d'Azimont, die schon im Werke sein soll, uns die Hoffnung auf ihre Reichthümer nicht nehmen wird? Ha! ha!" — „Ich zweifle sehr daran," sagte Rudhard fest, „ich zweifle, daß Egon, der sich täglich mehr wiederfindet, täglich sein Inneres kräftiger entwickelt und gegen die alten Thorheiten einen Wall reinster Sittlichkeit aufrichtet, sich je zu solchen excentrischen Schritten, wie eine Heirath zwischen ihm und Helene sein würde, herbeiläßt." — „In diesem Falle hätten wir ja Aussichten. Gut! Aber sie reichen sehr, sehr weit hinaus!" — „So weit, Adele, wie der Fürst selbst sah. Ihre und die Jugendexistenz Ihrer Kinder ist gesichert Sie werden nie glänzend leben können, das ist wahr. Sie haben es aber nicht nöthig, da Sie nicht glänzend erzogen wurden. Was Sie zur Unterhaltung Ihrer Würde, zur Ehre Ihres Standes bedürfen, das besitzen Sie. Der Fürst wollte die entferntere Zukunft seines Hauses, seinen Namen, das spätere Loos seiner Kinder gesichert sehen. Er war nicht reich. Die Familie verarmte vollends und fühlte nur zu tief, wie mißlich es ist, von den Launen des Kaisers abzuhängen und von den Wechselfällen des Geschickes. Er wollte in jenem alten russischen Bojarenstolz der Selbständigkeit seiner Familie eine Stütze geben und hoffte auf zwei Möglichkeiten, entweder die Erbschaft von der d'Azimont oder die Verheirathung seiner Kinder. Baron Otto von Dystra ist sein Freund gewesen. Ein unruhiger Charakter, der zweimal die Welt umschiffte und von der Regierung zu ihren großen überseeischen Missionen benutzt wurde. Es ist wahr, er soll Schätze besitzen, die er längst schon dem Fürsten zur Verfügung stellte. Der Fürst schlug sie für sich aus, nahm aber die mir immer nur frivol erscheinenden Anerbietungen des Barons, sein unruhiges wechselvolles Leben mit einem Mitglied seiner Familie und wär's mit Olga oder Kathinka beschließen zu dürfen, erst ebenso scherzend, ebenso frivol entgegen, bis aus ihnen ernstlichere Versicherungen entstanden und Baron Dystra jetzt in der That unterwegs ist, sein leichtsinnig verpfändetes Wort zu lösen.

Dieser Brief, den ich heute aus London empfing, kündigt seine Ankunft so plötzlich an, daß wir ihn binnen drei Tagen erwarten dürfen." Olga fühlte etwas wie einen kalten Griff in ihr Herz. Ein steinreicher Mann, aber alt und häßlich, das sollte ihr Loos sein!

Die Mutter blieb bei der Vortrefflichkeit dieses Arrangements, lobte die weise Sorgfalt des Fürsten, pries die Umstände Dystra's, nannte ihn, trotz seiner Gestalt, einen Philosophen, ohne angeben zu können, worin seine Philosophie bestand, behauptete, daß der Fürst nur Ehrenmänner zu Freunden gehabt haben könnte, und schloß damit, daß auf diese Art Olga's Zukunft vortrefflich bestimmt wäre und es keiner Böswilligkeit ferner einfallen könnte, sich in die innern Angelegenheiten ihres Hauses zu mischen. „Und alles, alles das, Adele, weil —" rief Rudhard, seinen Zorn unterbrechend. Sein Gefühl, die Rücksicht übermannte ihn. — „Weil?" fragte die Fürstin mit einer Sicherheit, die ihm verrieth, daß ihr Charakter erst jetzt, in ihrem vierunddreißigsten Jahre, in seine Entwickelung getreten war. — „Weil Sie selbst es sind," brach Rudhard hervor, „Sie selbst, die diesen Wildungen liebt und in Olga die glücklichere Nebenbuhlerin fürchtet!" Rudhard glaubte eine gewaltige Bewegung der Fürstin hervorgerufen, irgend den Ausbruch eines gewaltigen Zorns, eines längst gegen seine Bevormundung verhaltenen stillen Ingrimms geweckt zu haben. Nichts von alledem. Die Fürstin rümpfte die Nase und sprach mit einer wegwerfenden Miene: „Wie zart und rücksichtsvoll Sie einmal wieder sind!" — „Sag' ich denn etwa die Unwahrheit?" fuhr Rudhard, durch diese Antwort sich steigernd, fort. „Muß ich mir nicht die bittersten Vorwürfe machen, daß ich in blindem Vertrauen auf Ihre Selbstbeherrschung einen Freund der Kinder, einen theilnehmenden, gebildeten jungen Mann in dies Haus einführte, der, ohne selbst die geringste Veranlassung zu geben, in die jungen Gefühle eines Kindes den ersten Funken wirft und auch noch in der Asche eines Mutterherzens die letzten Funken zur Flamme anbläst?"

Diese Worte entrüsteten nun doch die Fürstin. „Es ist genug!" rief sie sich erhebend. „Es ist genug, Rudhard. Ich habe das Joch Ihrer Weisheit so lange getragen, daß ich selbst darüber dumm geworden bin, Ich habe Sie denken lassen und gethan, jahrelang gethan, was Sie mir als gut und recht zu thun anempfahlen. Aber ich fühle, daß ich gegen andere zurückgeblieben bin, daß ich verkürzt wurde um meine Freiheit, um mein Lebensglück. Diese Zeit ist aus. Und von einer Botmäßigkeit, in der ich bei Ihnen stand, jetzt in eine Sklaverei kommen zu sollen, bei der ich unter meiner eigenen Tochter stehen würde, das

ist zu viel, das vermag ich nicht zu ertragen." — „Ich würde gehen," sagte Rudhard, „wenn ich dem Fürsten nicht geschworen hätte, über die Kinder zu wachen, bis mein Auge bricht." — „Quält ihr mich," rief Adele, „foltert ihr mich, so wähl' ich den äußersten Fall —" — „Fürstin!" — „So bleiben Sie, und ich gehe!" — „Die Mutter von ihren Kindern?" Rudhard's Stimme zitterte. Er mußte einen Sitz suchen, um sich aufrecht zu erhalten.

Adele aber fuhr fort: „Versteh' ich denn jetzt, was meine Schwester bestimmen konnte, entehrende Fesseln zu brechen? Faß' ich's denn jetzt, was es heißt, das Leben hingehen lassen, ohne seine Blüthen gebrochen, ohne seine Früchte genossen zu haben? Du kalter Mann, Du schiltst das Herz, daß es liebt? Hab' ich denn je geliebt? Hab' ich je die Wonne empfunden, in eines Mannes Ferne vom Schauer der Sehnsucht, in seiner Nähe vom Schauer der zärtlichsten Freundschaft ergriffen zu werden? Ich habe den Fürsten geheirathet, weil es so beschlossen war. Ich achtete ihn, ich verehrte ihn. Ich war die treue Pflegerin seiner gemessenen Lebensjahre. Mein Leben verstrich wie der Traum einer verpuppten Raupe. Ich ahnte eine schönere Welt, ich fand sie in den mütterlichen Pflichten. Ich habe mich nie gesträubt, sie zu vollziehen. Ich lebte ihnen bis diese Stunde. Aber wenn sich ein Kind in das eigene Herz der Mutter krallt, wenn es über uns hinweghüpfen, über uns hinwegtändeln, über uns hinweglachen und lieben will und die Jugend wie ein trotziges Vorrecht übt, dann komm' ich mir vor wie ein Mensch, den man lebendig begraben will, aber ich schüttele mich, ich springe auf, ich lasse mich nicht in die Erde werfen, ich sage: Ich liebe! Ja ich liebe Siegbert Wildungen, und das Schicksal ist gütig, Gott ist liebevoll wie unser Herz, ich weiß es, ich werde durch ihn nicht unglücklich sein." Hier unterbrach ein gellendes Lachen die Worte der Fürstin.

Rudhard wandte sich und sah hinter dem halbgeöffneten Vorhange Olga stehen, mit geisterhaftem Blick. „Du hier? Was willst Du?" herrschte die Mutter zornentbrannt. — „Mutter!" rief das Mädchen halb ohnmächtig und jetzt mit schmelzendem Ausdruck und wollte sich in die Arme der Fürstin werfen. — „Hinweg!" schrie aber die Mutter im höchsten Ausbruch ihres Schreckens und ihres Zorns. Olga, so zurückgewiesen, blieb stehen, sah die Mutter mit zitternden Lippen und funkelnden Augen an, dann lachte sie plötzlich und rief: „Gute Nacht!" lachte wieder und stürzte mit den convulsivischem Ausbruch ihrer Gefühle hinter dem Vorhange davon.

Die Fürstin folgte ihr, sah, daß das Kabinet auf den Cor-

ridor hin nicht verschlossen gewesen war, und warf sich halb ohnmächtig und erschöpft auf ihr Kanapee. Rudhard nahm die Briefe. Er kämpfte einen Augenblick mit sich, ob er dem Starrkrampf, in welchen die Fürstin gefallen schien, eine mildere Lösung geben sollte. Er war aber zu entrüstet, zu streng dafür. Auch überwältigte ihn die Trauer, daß alle Erziehung, alle Lehre nicht ausreicht, in gewissen äußersten Krisen des Lebens die Eingebungen des Naturells zu unterdrücken. Er sagte nichts als ein einfaches: „Sammeln Sie sich, Adele! Prüfen Sie ernst, was Sie bewegt. Tödten Sie Ihr Kind nicht! Es giebt einen moralischen Tod, den ich bei Olga mehr fürchte als den physischen. Ich finde Sie morgen anders, als ich Sie jetzt verlasse. Das weiß ich, das hoff' ich." Damit ging Rudhard und überlegte, als er die Treppe zu seinem Zimmer hinaufstieg, ernstlich was nun zu thun sei. Als der Sensenmann an seiner Uhr zehnmal anschlug, stand es ihm nach längerer Prüfung fest, daß hier nur Siegbert Wildungen helfen konnte. Er war überzeugt, daß es nur einer kurzen Aufforderung bedürfen würde, um den edeln jungen Mann zu bewegen, sich auf einige Zeit nicht nur von diesem Hause, sondern auch aus der Stadt und ihrem nächsten Umkreise zu entfernen.

Adele erhob sich und rannte in ihrem Zimmer hin und her. Sie sah durch ihr Fenster in die dunkeln Gärten. Im Hause der Geheimräthin von Harder war es hell und belebt. Sie mochte nicht länger hinsehen; es war ihr alles peinlich, alles zu eng, um sich her zu klein. Erst in den heftigen Vorwürfen, mit denen sie ihr Kammermädchen wegen jener nicht geschlossenen Thür überschüttete, fand sie sich zurecht und warf sich erschöpft, in verdrießlichster Stimmung von der Welt, schmerzzerrissen auf ihr Lager.

Inzwischen wogte das nächtliche Leben der großen Stadt. Und besonders an ihrem Centralpunkte, dort zumal, wo die alte Johanniskirche und die Propstei, wo die Dreifaltigkeitskapelle und die von Schlurck bewohnte Johannitercomthurei und das Rathhaus liegen.

Dicht am Rathhaus befindet sich der Rathskeller. Seine obern Räumlichkeiten waren zur Aufbewahrung der im Lauf der Zeiten flutartig emporgewachsenen Acten bestimmt und standen durch einen Hof mit dem ehrwürdigen alten Rathhause selbst in nächster Verbindung. Das untere Geschoß hatte seit den ältesten Tagen der Rathskellermeister in Besitz. Es waren dies große, feuerfeste Gewölbe, zu denen man von der Straße durch eine niederwärts gehende Treppe hinunterstieg und die nach jenem Verbindungshofe mit dem Rathhause wieder ihren Ausgang hatten.

Der Rathskeller war den tüchtigsten und empfohlensten Küfern anvertraut. Es war eine Pachtung, die man vom Rath nicht meistbietend, sondern erst nach einer Prüfung erstand. Die gewaltigen Vorräthe aus alter Zeit, die man mehr der Curiosität als der Nutznießung wegen gesammelt hatte, standen unter der Pflege dieses Rathskellermeisters, während der übrige Theil seines Geschäfts auf eigene Rechnung ging.

Der gegenwärtige Rathskeller war einer der beliebtesten Stelldicheinsplätze der Stadt geworden. Man fand nicht nur an den vorzüglich gehaltenen Weinen seinen Gefallen, sondern auch an einer außerordentlichen gemüthlichen Einrichtung dieser vielen kleinen Kellerräume. Wenn man von der Straße etwa acht Stufen niedergestiegen war, betrat man einen Gang, der schon den ganzen Tag durch Gaslicht erleuchtet wurde und an den Wänden nicht ohne Geschmack in Fresko bemalt war. Links und rechts gingen schwere eichene, größtentheils neue Thüren zu kleinen, fensterlosen, grün angestrichenen Kabineten, die jedes von einer Gasflamme erhellt waren. Diese durch dicke Grundmauern getrennten Cabinete waren groß und klein, je nachdem man allein oder in größerer Gesellschaft zu sein wünschte. Klingeln führten auf den Gang hinaus und setzten jeden noch so isolirten Besucher mit den Kellnern, die nur im Schurzfell und als Küfer auftraten, in Verbindung. Mit der Kellerei war eine gut unterhaltene Speisewirthschaft verbunden.

Dieser Rathskeller war eins der ältesten Gebäude der Stadt. Man setzte es auf die Zeiten des vierzehnten Jahrhunderts zurück und mancher Alterthümler betrachtete voll Theilnahme seinen Giebel oder ließ sich den innern Bau zeigen, der verfallen war, unwegsam durch die hier aufgeschichteten Papiervorräthe, alten Schränke, Pulte, Stühle. Durch die Behandlung des Balkengefuges bot dieser Bau noch mannichfaches Interesse. Ursprünglich gehörte auch dies Haus denselben Templern, die in Tempelheide einen Hof gehalten hatten. Noch jetzt sah man das alte dreiblätterige Kleeblatt an den vier Enden des Kreuzes am höchsten Giebel des Rathskellers und fand es auch sonst auf sinnige Weise hier und da zu architektonischer Verzierung benutzt, so daß jener kreuzverehrende Don Eusebio in Calderon's Andacht zum Kreuze hier seine freudigsten Schauer empfunden haben würde.

Es war nach sieben Uhr und bereits dunkel, als in dem Verbindungshofe des Rathhauses und des Rathskellergebäudes zwei Männer standen, die einen dritten zu erwarten schienen. Der eine war eine hohe, stattliche Gestalt mit dickem Backenbart und einem tief über die Stirn gedrückten Hut. Der andere war

klein und schmächtig und wie von Hektik gebeugt, kurzathmend und klapperdürr. „Zum Henker mit Ihrer Schwerhörigkeit,“ sagte der Starke und Stattliche zu dem Schmächtigen, der ihn schon einige Dutzend Mal mit seinem Was? Wie sagten Sie? geplagt hatte. Und sich dicht an das Ohr des Fragenden lehnend, rief er hinein: „Haben Sie ihm punkt sieben gesagt?“ — „Punkt sieben, Herr Obercommissar!“ Der Obercommissar Pax zog seine Uhr und ließ sie repetiren. Es war sieben Uhr. Der Erwartete kam noch immer nicht. Ungeduldig ging der Harrende auf und ab. Hier lagen alte Balken, dort standen Tonnen, die zur Kellerei gehörten. In mancher Ecke hing noch eine eiserne Kette oder ein Ring, die früher zu den in den Rathhaushöfen üblichen Executionen benutzt wurden. Der Obercommissar spielte ungeduldig mit einem dieser Ringe und sah zu den Fenstern des Rathhauses hinauf, die nach dieser Seite hin vergittert waren. Ein menschliches Wesen ließ sich sonst nicht blicken. Abgelegen und still lag dieser Hof, nur zugänglich den Leuten des Rathskellermeisters und den Subalternen des Rathhauses, wenn sie in den Fall kamen, aus den Verschlägen des alten Profeßhauses Acten oder zu feierlichen, großen Sitzungen Stühle und Tische holen zu müssen. Eine andere Thür zu dem alten Gebäude als die, zu der man auf einer Treppe, die nur eine Leiter war, hinaufstieg, war nicht sichtbar. Ohne Zweifel hatte hier früher eine größere Steintreppe gestanden. „Kommen Sie, Schmelzing,“ rief der Obercommissar, „wir bleiben einstweilen beim Rathsdiener Spieß oder wir schließen auf und gehen selbst hinein.“

Der Aufgeforderte war in der That der ehemalige Schreiber Schmelzing, der schon lange in mancherlei Relationen zur Polizei gestanden hatte, seitdem jedoch Hackert's Talente von Pax erkannt und für die öffentliche Sicherheit gewonnen waren, sich gleichfalls dem Obercommissar zu offener freier Verfügung gestellt hatte. Er war mannigfach zu verwenden. Schrieb er auch nicht so kunstvoll wie Hackert, so war seine Feder rascher, sein Auge geübter im Enträthseln schwieriger Handschriften und seine Kenntniß des Kanzleistils zuverlässiger als bei Hackert, dem es oft einfiel, selbst hier seine eigenen Wege zu gehen und in die vom Obercommissar verlangten Berichte aparte Ideen einfließen zu lassen. Die heutige Expedition war eine von denen, denen Schmelzing sich gern unterzog, da sie gut bezahlt wurden und ohne ein besondres Vertrauen der Behörde nicht ausgeführt werden konnten.

Ungeduldig hat sich der Obercommissar mit einem großen Schlüssel, den er aus der Brusttasche zog, an die Treppe begeben und die Thür des alten Profeßhauses aufgeschlossen. Eben

wurde Schmelzing aufgefordert, nach ihm einzutreten, als man eilende Fußtritte hörte. Pax hielt noch die Thür zu und sah sich um. Es war der Erwartete. „Sie kommen so spät, Hackert? Haben Sie's nicht finden können?" — „Da bin ich jetzt," sagte Hackert. „Was soll's nun? Die Fässer hier kenn' ich, auch die Ratten, die sich hier im Hofe jagen. Das sind alte Freunde von mir." — „Finden Sie sich hier zurecht?" fragte Pax voll Antheil für seinen Schützling, der in gewählter Kleidung, leicht, heiter und sorglos schien. — „Wenn Schlurck oben auf dem Amte zu thun hatte," sagte Hackert, „sprang ich hier auf dem Hof herum, zupfte das Gras aus und band alle Stricke an die Halseisen und kugelte die Tonnen herum, bis die Rathsdiener kamen. Hier hab' ich leider zu früh Wein trinken lernen. Als zehnjähriger Junge hab' ich in der Ecke da oft betäubt gelegen und meine ersten Räusche ausgeschlafen, die freilich mehr vom Dunst in den Kellern kamen als —" — „Sie waren von je ein Taugenichts," unterbrach Pax lachend. „Machen Sie sich nicht besser, wie Sie sind!" Hackert schüttelte den Kopf. „O nein, ich saß hier oft ganz allein im Hof," fuhr er, sich umsehend, fort, „und freute mich über die Schwalben, die da oben in den alten rothbraunen Fenstern nisten. Sehen Sie nur da, Fratzen von Füchsen, Wölfen, Kranichen, die die alten Steinmetzen hineingehauen haben. Die schienen mir alle lebendig zu werden und das auch ohne Rausch. Da kam denn wohl der alte Rathskellermeister heraus und kannte mich als Schlurck's Pflegesohn und Schreiberjungen. Da hieß es gleich: Fritz komm! Willst mal Wein kosten? Ich schmunzelte nur und sagte nichts. Aber der Alte ging und kam mit einem grünen Römer angewackelt voll Niersteiner. Ich hatte bei Schlurcks früh Wein getrunken, aber der Niersteiner aus dem Rathskeller brachte mich gleich um die Ecke. Dem Alten quollen die Augen über vor Lachen, wenn er sah, daß ich das ganze Glas hinuntergoß und gleich darauf Augen machte wie ein abgestochen Kalb. Er wollte, ich sollte tanzen, und ich tanzte dann auch und wurde so verwirrt, daß ich umfiel. Da lachte er aus Leibeskräften und ging in den Keller zurück. Noch ist's mir, als hört' ich das alte Schurzfell rascheln, wenn er klatsch! klatsch! wieder in die Verließe hinunterstieg." Die drei Diener der öffentlichen Sicherheit waren während dieser Unterhaltungen in dem inneren Raume des alten Profeßhauses angekommen. Aufgeschreckte Ratten huschten an ihnen im Dunkeln vorüber. Pax zog eine kleine Handleuchte aus der Tasche, zündete sie durch ein Streichhölzchen an, das er behutsam auslöschte und der vielen Papiere wegen, die hier herumlagen, behutsam fortwarf. Schmelzing war hier bekannt. Hackert kam zum ersten Mal.

„Das sieht da aus!" rief er, „hier war ich nie!" Er erblickte zunächst eine große gewölbte Halle, die jedoch ihre Wirkung durch die vielen Schränke und Repositorien verlor, die hier aufgerichtet standen. Schrank an Schrank, Kiste an Kiste angefüllt mit Papieren. Dazwischen waren Tische, Stühle, Leitern zusammengeschichtet. Beim weitern Fortschreiten sah man eine steinerne Wendeltreppe, die aufwärts ging und auf allen ihren Stufen dieselbe Unordnung verrieth. Links und rechts standen Thüren auf, die in Gemächer führten, die seit lange ohne irgendeine Bestimmung schienen. Es kam dann ein Treppchen, das aufwärts, und sogleich eins, das wieder niederwärts führte. Endlich hielt der Obercommissar an, setzte seine Handlaterne auf einen Sims und bedeutete seine Begleiter, ihr Ohr näher zu halten, da man leiser sprechen müßte. „Hackert," sagte er, „ich habe Sie deshalb herbestellt, damit Sie Schmelzing unterstützen." — „Worin?" — „Im Hören!" sagte Pax. „Ich habe ihm schon alle seine verdammten Gehörgänge untersuchen lassen. Sie waren zwar seit Jahren nicht ausgefegt wie alte Schornsteine; aber schreien muß man doch, wenn er was authentisch in seinen Hirnkasten aufnehmen soll." — „Was giebt's denn hier in der Dunkelheit zu hören?" fragte Hackert erstaunt. — „Die Regierung," sagte Pax, „ist einer Menge gefährlicher Umtriebe auf die Spur gekommen. Fremde Emissäre sind von Paris und Amerika eingetroffen. Man hat die genauesten Anzeichen einer sich ausbildenden neuen Revolution. Die Nothwendigkeit wachsam zu sein, liegt auf der Hand, und unsere Kräfte reichen nicht aus, überall aufzumerken und aufmerken zu lassen, was im stillen angesponnen wird. Hier nun befinden wir uns —" — „Ueber dem Rathskeller!" unterbrach ihn Hackert. — „Einer Localität," setzte Pax hinzu, „die ihrer eigenthümlichen Bauart wegen von einer gewissen Revolutionspartei gesucht ist." — „Es herrscht hier das Zellensystem!" — „Allerdings hat diese Lokalität das Einladende, daß sich kleine Gesellschaften hier völlig abschließen und berathen können —" — „Dicke Eichenthüren, Mauern so breit wie Kirchenfundamente — da soll Schmelzing etwas hören? Herr Obercommissar, die Posaunen von Jericho muß er sich da ans Ohr setzen, um durch solche Wände eine Verschwörung zu entdecken." — „Erfahren Sie," sagte Pax, „daß hier drei der gesuchtesten Trinkstuben unter uns mit einer Vorrichtung für Schwerhörende versehen sind."

Hackert staunte, auch Schmelzing, der ahnte, wovon die Rede war, bestätigte, was der Obercommissar ihm eben gesagt zu haben schien. „Ist in die Decke unter uns ein Schallrohr eingemauert?" fragte Hackert ungläubig. — „Das nicht," ant-

wortete Pax. „Aber diese alten Baumeister waren nicht dumm. Jene drei Zellen sind derartig gebaut, daß man hier im ersten Stock jedes darin noch so leise gesprochene Wort ganz deutlich hören kann.“ — „Das ist ein Wunder! Wie wäre das?“ fragte Hackert. — „Ich kann es Ihnen nicht an Ort und Stelle beschreiben,“ sagte Pax, „denn dort, wo das Wunder stattfindet, müssen wir schweigen. Die Einrichtung ist eigenthümlich. Aber die in jenen Zellen Sitzenden glauben von dichten Wänden und Eichenthüren verschlossen und geschützt zu sein und sind es auch. Die Decke wölbt sich in Bogen derart empor, daß sie sich oben in der Figur eines Kreuzes vereinigen. Dies Kreuz, an den Ecken in Form eines dreiblättrigen Kleeblatts, ist eine Oeffnung, die keinen andern Zweck zunächst als zum Luftzuge hatte.“ — „Sagen Sie das nicht,“ fiel Hackert ein. „Die geistlichen Ritter, die hier hausten, waren halbe Pfaffen, aber sie verstanden Künste wie die ganzen Pfaffen. Das waren Gefängnisse oder Bußestuben. Durch das Kreuz sprach die Engel mit den Gefangenen oder Büßenden oder die Profoßmeister, wie es gerade kam. Ich entsinne mich, mein alter Rathskellermeister hat mir Mordgeschichten von seinen Trinkstuben erzählt. Der mußt' es ja wissen. In seinem Schurzfell und der schwarzen Sammetkappe sah der Alte aus, als wenn er hier schon vor fünfhundert Jahren Niersteiner kredenzt hätte.“ — „Genug,“ fuhr Pax fort, „Sie werden sich überzeugen, Hackert, daß der Schall der unten gesprochenen Worte durch die Wölbung in das enge Kreuz hinaufdringt, wie durch die klügste akustische Vorrichtung. Man vernimmt hier oben jedes Wort, und ich kann Ihnen sagen, daß ich mich sogar auf Schmelzing allein würde verlassen haben, wenn er nicht zu furchtsam wäre, hier oben allein zu bleiben, und freilich auch, wenn nicht gerade jetzt sich Menschen dort unten versammelten, bei denen man zwei Zeugen haben muß, um ihrer gefährlichen Verabredungen gewiß zu sein.“ — „Aber bester Herr Commissar,“ begann nun Hackert, der plötzlich über eine ihm gestellte Zumuthung dieser Art, die erste in diesem Fache der praktischen Polizei, überrascht schien; „glauben Sie denn, daß sich da Menschen hinsetzen und dicht unter dem Schallloch verfängliche Reden führen werden?“ — „Ich wünschte,“ sagte Pax, „Sie hätten einmal von unten aus eine dieser Trinkstuben des Rathskellers gesehen. Sie treten ein. Sie sind in einem kleinen, abgeschlossenen Zimmer. Eine schwere, mit Eisen beschlagene Eichenthür fällt hinter Ihnen zu. Die mit grüner Oelfarbe bestrichenen Wände sind gemüthlich. Man sieht allerdings dies offene Kreuz in der Decke, das mit weißem gegipsten Stuccaturrande zierlich gearbeitet ist; aber dicht daran hin ist die Röhre

der Gasbeleuchtung geleitet. Die Gasflamme, gedeckt von einem Schirme, geht gerade so empor, daß ihr Dunst durch das hohle Kreuz seinen Abzug findet. Diese Einrichtung ist so willkommen, scheint so sinnreich und unerläßlich nothwendig, daß niemand die Ahnung hat, es könnte durch die Wölbung auch das, was unten gesprochen wird, oben hinaufgeleitet werden." — „Also sein Ohr darf Schmelzing nicht darüberhalten, sonst würd' er sich seine schönsten Haare verbrennen?" sagte Hackert lachend und fing an Schmelzing durch ein Husch! Husch! und durch ängstliches Umsichspähen zu erschrecken. Schmelzing, der hier oben schon gelauscht hatte, behauptete, manches Unheimliche gesehen zu haben. — „Ein Skelett?" fragte Hackert. „Sich selbst hat er irgendwo in einem Spiegel gesehen, der sich hierher vielleicht vom Pfandhaus verirrt hat." — „Nein," sagte der Obercommissar, „er behauptet, es wäre ihm gewesen, als hätte einer die Thür hinter ihm aufgeschlossen. Dann hätt' er es rascheln hören. Auch ein Lichtstrahl wär' in der Ferne sichtbar geworden, und zuletzt hätt' er einen kleinen Mann im grauen Rock dahinschleichen sehen." — „Das ist der Geist von einem alten Pfaffen der Johanniter, der keine Ruhe hat, gewesen. Schmelzing, der wählt Sie am Ende, um ihn zu erlösen!" — „Machen Sie keine Scherze, Hackert!" sagte der Schreiber. „Was ich sah, sah ich. Ich beschwöre, daß alles wirklich war." — „Ehe ich Sie an die rechte Stelle führe," bemerkte Pax, der den Neckereien nur halb gefolgt war, „sprechen Sie mit Schmelzing alles ab! Denn dort an dem Fußboden dürfen Sie nicht mehr zusammen reden. Es würde zu gefährlich sein und uns die ganze Unternehmung verderben." — „Geben Sie Acht!" sagte Hackert, „wir verständigen uns schon." Damit fing er ein sonderbares Geberdenspiel an, schnalzte mit den Fingern, zupfte bald am linken, bald am rechten Ohr, tippte auf die Nase und machte die sonderbarsten Gesticulationen. „Was treiben Sie für Narrenspossen?" fragte Pax und bemerkte, daß es ihm besonders darum zu thun wäre, die Aeußerungen des Majors Werdeck zu hören. Er wußte aus bestimmtester Quelle, daß dieser mit einigen Freunden heute Abend im Rathskeller soupiren würde. Er hätte auf die elegante, feinere Trinkstube Beschlag gelegt. Wer die Gäste wären, wüßte er noch nicht. Aber er zweifelte nicht, daß es dieselben Personen sein würden, auf die die öffentliche Sicherheitspflege schon längst ihr Augenmerk gerichtet hätte. Damit zog er Hackerten und Schmelzing vorwärts und bedeutete sie, leise aufzutreten.

Sie kamen alle drei auf einen steinernen Fußboden. Anfangs war es um sie her dunkel. Bald aber zeigten sich auf den steinernen Fliesen lichte Stellen. Es war der Widerschein

der Gasflammen. Es bildete sich hier ein Kreuz mit drei Kleeblättern an den vier Enden. Geisterhaft, wie aus Licht gewoben, schwebte das lichte Kreuz im Dunkeln. Ebenso an einer andern und noch an einer dritten Stelle. Mit dem Auge zu nahe kommen durfte man dem Schimmer nicht. An ein Hinunterblicken war am wenigsten zu denken. Wie Irrwische schwebten die Zeichen in der Nacht auf dem großen steinernen Estrich, der eine Speisehalle gewesen zu sein schien. Indem winkte Schmelzing lebhaft. Die beiden andern schlichen näher. Schmelzing zeigte auf einen Korb und machte Geberden der angenehmsten Ueberraschung. „Noch alles da, wie es war?" fragte Hackert durch die Zeichensprache der Taubstummen. Schmelzing zog eine Flasche nach der andern in die Höhe und winkte, daß sie schwer wäre. „Also," flüsterte Hackert dem Obercommissar ins Ohr, „die Geister haben hier oben inzwischen keinen Durst gehabt." Es waren die Reste einer Verproviantirung, die man Schmelzing gegeben, als er hier allein hatte horchen wollen und von dem grauen Männlein erschreckt worden war. Pax bedeutete beiden zu schweigen. Mit besonderm Nachdruck zeigte er das Lichtkreuz, das in der Mitte flammte, und winkte, dort am meisten Acht zu geben. Schmelzing trug den Korb an das mittlere Kreuz und erbot sich, dem Obercomissar das Geleite zu geben, damit er hinter ihm wieder zuschließen könnte. Pax nickte. Schmelzing folgte ihm mit der Laterne und ließ Hackerten mit dem Bedeuten, er würde sogleich wiederkommen, allein.

Als sich Pax und Schmelzing entfernt hatten, warf sich Hackert in der Nähe des mittleren Kreuzes auf die Erde. Er fühlte, daß er auf etwas Weiches fiel. Schmelzing's Mantel schien es, den er an seinem groben Tuch und abgeschabten Halskragen erkannte. Aha! dachte er, der Spion hat sich hier schon ganz häuslich eingerichtet! Und nun erst ergab er sich einem genauern Nachdenken über die Situation, in die er hier, er wußte nicht wie, versetzt worden war.

Siebentes Kapitel.

Die flammenden Kreuze.

Muth und Zaghaftigkeit waren in Hackert auf eigene Art gemischt. Sagen wir, daß etwas Weibliches in ihm lag, eine große Empfänglichkeit und das Bedürfniß einer Liebe, wie sie ihm im bessern Sinne selten zu Theil wurde, so wird man sich der

Lösung des psychologischen Räthsels, das er bietet, nähern. Ein Mannweib, wäre es denkbar, brächte ähnliche Mischungen, die an Thierisches erinnern, an den Muth und an die Furcht des Löwen zugleich. Hackert hatte große Regungen und verfiel sogleich wieder, bei geringster Verletzung, in niedrige. Wir haben gesehen, wie er der Rache fähig war! Und doch konnte er demüthig werden bis zum Kleinmüthigen, bis zum Ueberschlagen in weiche Hingebung. Der geringste Erfolg dagegen, wie wir an dem Abend gesehen, wo er Melanie in ihrem Wagen überfiel, schnellte ihn zum Ausbruch des Trotzes und zur Prahlerei auf. Als er dann aber wieder nachtwandeln mußte, da ergriff ihn Zagheit. Du mußt Dich in ein festes Lebensjoch begeben! sagte er sich. Du mußt irgend etwas beginnen, was diese bösen Geister, diesen ewigen Aufruhr in Dir zur Ruhe bringt! Du mußt arbeiten! Es kommt eine Zeit, wo Schlurck Dir nichts mehr giebt oder Du nichts mehr von ihm nimmst! Es kommt eine Zeit, wo Du verhungern kannst! So nahm er Paxens Anerbietungen an und seitdem er bei diesem arbeitete, war sein Wesen ruhiger geworden. Er dämpfte seine Ueberreizung ab und sah nicht mehr rechts, nicht links und war auf dem Wege, ein consequenter Menschenhasser zu werden, ein Peiniger und Tyrann aller mit ihm Lebenden.

Heute zum ersten Mal kam ihm eine Zumuthung, wie sie ihm der Obercommissar noch nicht gestellt hatte. Er war Polizeiagent mit Lust. Anfangs zog ihn auch die Art, wie er in diese heutige Situation gerathen war, an. Die Erinnerungen an die Kinderzeit thaten ihm wohl. Der Spott über Schmelzing, der Scherz über den Spuk, alles stimmte ihn launig. Wie er dann aber doch auf dem Estrich hingestreckt so allein kauerte, da drei gespenstige Kreuze, flimmernd und flackernd, so auf dem Boden wie Irrlichter ihn umtanzten, wie er sich sagte: Was sollst Du hier? Horchen? Lauschen? da überfiel ihn sein schadenfroher Teufelshumor und sagte ihm: Wenn Du nun einmal den Obercommissar fopptest? So manches war schon vorgekommen, was ihm Pax aufgetragen hatte und was ihn ärgerte. Er hatte sich der Ausführung desselben unterzogen, doch — das Alleinsein dauerte ihm schon zu lange. Wie? fuhr er auf, hat man Dich eingeschlossen und Dir das Geschäft allein übertragen? Noch eine Weile geduldete er sich. In dem Augenblick glaubte er etwas knistern zu hören. Ganz im Dunkeln lag er und hätte kaum den Rückweg finden können. Darüber schon zornig sprang er auf. Wie seine Natur war, hatte er sogleich die schlimmste Vorstellung und Gedanken an Rache. Er sah sich gefangen, betrogen, verrathen; die verzerrtesten Möglichkeiten umtanzten seine

Phantasie. Da hörte er denn etwas in der Ferne knarren. Es mußte die Thür sein, die aufgeschlossen wurde. Die Erzählung von dem grauen Mann kam zur Mehrung seiner Aufregung hinzu. Er horchte. Er glaubte Tritte zu vernehmen. Ein Lichtschimmer fiel durch irgend eine Scheibe in der Vorhalle. Er hielt den Athem an und rüstete sich auf jede Gefahr. Es kamen die Fußtritte näher, der Lichtstrahl beleuchtete die Wände. Hackert stand auf dem Sprunge, dem verdächtigen Ankömmling jedenfalls sogleich die Laterne zu entreißen. Es war aber Schmelzing, der in der einen Hand mit der Laterne, in der andern mit einem großen Papier, in das etwas eingewickelt schien, näher schlich.

Schmelzing kam und nickte Hackerten zu, ihm das Papier abzunehmen. Es war Brot und Fleisch darin. Schmelzing war noch auf die Straße gegangen und hatte Vorräthe eingekauft, wofür ihn Hackert mit Zunicken loben mußte. Behaglich kauerten sie nun zur Erde nieder an dem mittleren Gasflammenkreuz, zogen Messer hervor und zerschnitten sich den reichlichen Proviant. Leider hatte Schmelzing vergessen, für ein Glas zu sorgen. So zog er ein hölzernes Pennal aus der Tasche, nahm die Federn und Bleistifte heraus und verwandelte den Behälter in zwei Trinkbecher, einen großen und einen kleinen. Den kleinen nahm Schmelzing, der nicht viel vertragen konnte, den größern Hackert. Mit den Fingern sagte Hackert, so hätten die Humpen der alten Ritter ausgesehen, nur wären sie größer gewesen. Die beiden Schreiber stießen mit ihren Trinkpennalen an und unterhielten sich, obgleich stumm, auf die heiterste Art.

Endlich hörten sie Geräusch. Die Thür der Trinkstube unter ihnen ging auf. Männer traten ein, ein lautes Gespräch begann, jedes Wort schallte in der Wölbung so wider, wie es unten gesprochen wurde. Die beiden lauschenden Schreiber spitzten die Ohren.

Unsere Freunde, Dankmar, Siegbert und Leidenfrost, hatten sich, als sie vom Feste der Weinlese bei Fürstin Wäsämskoi kamen, am Thor von den Arbeitern getrennt, die in die Willing'sche Fabrik zurückkehren wollten. Sie schritten, die kleinen Einzelheiten des Nachmittags wiederholend und manches, was ihnen, den stillbewegten Siegbert ausgenommen, spaßhaft erschienen war, belachend, dem alterthümlichen Viertel der Stadt zu. Am Rathskeller wollte sie Louis Armand erwarten. Daß Major Werdeck kommen würde, war der Inhalt des von Sandrart überbrachten Billets gewesen. Der Major hatte hinzugefügt, daß er zur Erörterung der längstersehnten Wünsche ganz für den Rathskeller wäre, dessen kleine abgeschlossenen Zellen gemüthlicher Unterhaltung

entgegenkämen; er hätte schon die beste für sie mit Beschlag belegt, dieselbe, in welcher selbst General Voland von der Hahnenfeder, der Alterthümler, nicht verschmähte, sich zuweilen einen Trunk Lacrimä Christi zu gönnen. Die Freunde hatten diesen Abend bestimmt, um sich über die große Aufgabe der Zeit, die sie alle beschäftigte, in ihrem Sinn gründlich auszusprechen und diejenige Rolle zu bezeichnen, die sie entschlossen sein wollten, im allgemeinen Kampf der Interessen und Ideen mit zu übernehmen.

Werdeck war mit Siegbert und Dankmar durch Leidenfrost bekannt geworden. Schon öfters waren sie einander begegnet und hatten wechselseitig Vertrauen gewonnen. In Werdeck's scharf hervortretenden Zügen lag allerdings manches, das beim ersten Begegnen gegen ihn einnehmen konnte, doch überwand sich das bei größerer Annäherung. Hatte doch auch Dankmar lange damit zu thun gehabt, sich mit Leidenfrost zu befreunden, diesem Wunderlichen, der sogar angefangen hatte, sich auf Strategie zu legen. Es war kein Scherz, wenn Siegbert erzählte, daß auf seiner bescheidenen Erkerstube Leidenfrost eine Menge strategischer Werke, die ihm Werdeck geliehen, aufgeschlagen vor sich liegen hatte und auf einem Tisch mit Schwefelhölzchen den großen und kleinen Krieg studirte. Er fand ihn oft in die Lage seiner Schwefelhölzer so versunken und machte mit ihm die berühmtesten Schlachten Alexanders des Großen so lebhaft durch, daß man eine Entzündung dieser Hölzer befürchten konnte. Die Schwefelhölzer waren je nach ihrer Nationalität und ihrer Truppengattung bunt bezeichnet. Leidenfrost konnte sich in seinen taktischen Studien so verlieren, daß er unter seinen Tausenden von Schwefelhölzern wie ein Schachspieler saß und irgend einen neuen unbekannten Sprung erfinden zu wollen schien. Er hatte Siegbert ersucht, ihn wegen dieses Unsinns nicht dem Major zu verrathen. „Der Zunftgeist," hatte er gesagt, „ist überall derselbe, und wie wir Niemanden, selbst Lessing nicht, einräumen werden, daß man Maler sein könnte ohne Hände, so begreift auch ein Taktiker nicht, wie man sich ohne Epauletten über Kriegführung orientiren kann, was doch gerade eine unerläßliche Bedingung eines jeden gebildeten Mannes unserer Zeit werden und bald so nothwendig für die Erziehung sein wird wie das Turnen."

Etwas besorgt waren die Freude über den Eindruck, den Werdeck und Louis Armand auf einander machen würden. An dem Stande dieses in der Residenz schon bekannten und durch seine Beziehungen zum Prinzen Egon gewürdigten französischen Kunsttischlers nahm der Major keinen Anstoß. Er hatte, vom Wirbelwinde der Zeit erfaßt, die ungeheuere Abweichung seiner

vorgeschriebenen Lebensweise gewagt, seinen Kriegerstand zu vergessen und sich mit den Menschen erst durch die Ideen vermitteln zu wollen. Seine Frau, eine starke, leidenschaftliche, vom Haß getragene Seele, lebte nicht in der Welt, die ihres Gatten nächste Existenzbedingung war. Religiöse und nationale Elemente führten sie in jene eigenthümliche Schwärmerei hinüber, die sich aus Adam Mickiewicz' Schule in Paris mit Flügeln emporschwang, die sie Märtyrerschaft als das schönste Ziel aller Tugend zu erstreben lehrte. In der Minorität zu leben, mit der Minorität zu dulden, mit dieser zu hoffen, das war dieser Frau eine Geistesseligkeit, und wenn auch Werdeck die nationale Lebensfähigkeit der Polen bezweifelte und seine Frau ihren katholischen Träumereien überließ, ohne diese zu theilen, den Hauch der neuen Zeit hatte er in jeder andern Beziehung in seinem Gemüth alles Starre und Eisige aufthauen lassen und sah mit Ruhe einer ihm drohenden Katastrophe entgegen.

Louis harrte in der Nähe des Rathskellers. Die Freunde schüttelten ihm die Haud. Louis war nach all den Ansprüchen, die Egon's Freundschaft auf ihn gemacht hatte, seither mit erneutem Eifer an seine Arbeit gegangen und hatte Talente entwickelt, die jedem Einsichtsvollen Achtung abgewannen. Mit Genugthuung sah man, wie unausgesetzt theilnehmend er dem öffentlichen Leben seines neuen Aufenthaltsortes folgte, wie gespannt er die Entwickelung Egon's überwachte und jeden Einfluß, den ihm noch dieser gestattete, darauf verwandte, ihn seinen früheren Gesinnungen treu zu erhalten. Leider hatte er den Freunden eingestehen müssen, daß seit einiger Zeit mit Egon eine Veränderung vor sich gegangen war, seit jenem Septemberabend, wo sie den Fürsten beim Wiedergewinnen der Erinnerungen seiner Mutter unterstützt hatten. „Wunderbar," hatte er erzählt, „alle guten Vorsätze, die Egon für sein Hauswesen gefaßt, sind plötzlich verschwunden. Jede Mahnung an die Ersparnisse, die er sich auferlegen wollte, weist er ab. Menschen, die ihm verhaßt waren, die er nicht länger um sich dulden mochte, behält er. Als ich ihn nach dem Grund dieses Widerspruchs fragte, sagte er scheinbar scherzend, aber im Ernst: „Bester Freund, die Rücksicht auf Ahnen ist ein leerer Wahn! Mein Vater hat das so geordnet. Ich will es nun so auch lassen. Und statt irgend etwas von dem, was er sich vorgenommen, nun wahr zu machen, erlebt' ich, daß er den Banquier von Reichmeyer zu sich kommen ließ, sich erst mit diesem über dessen Ansprüche verständigte und sogleich ein neues, bedeutendes Anlehen abschloß." Darüber waren denn die Freunde erstaunt genug gewesen und begriffen, wie Egon plötzlich einige neue glänzende Equipagen zeigte, seinen Stall von

Lasally und dem pferdekundigen Levi neu ergänzen ließ, die Zahl seiner Bedienten vermehrte und ihnen eine Livree vorschrieb, die er selbst gezeichnet und gemalt hatte. Alles das in einem Zeitraum von vierzehn Tagen, mitten in der raschen, ihm von Justus, dem Volksmann, erwirkten Nachwahl, mitten in den Vorbereitungen des Zusammentritts der Stände.

Die vier Gefährten stiegen die Stufen hinunter, die in den Rathskeller führten. Wie die in einem Gewicht gehende Thür hinter ihnen zufiel, sahen sie am Ende des Ganzen zwei elegante Damen in eine Thür huschen. „Kommen auch Damen in den Rathskeller?" fragte Dankmar erstaunt und wandte sich dem Küfer zu, der sie schon erwartet hatte und in das vom Major bestellte Cabinet führte. „Es sind wohl Fremde," sagte der Angeredete lachend. „Ein Herr mit zwei Damen will dort Champagner trinken." — „Wohl bekomm's ihnen!" sagte Leidenfrost. „Worüber werden denn wir uns einigen?" Der Kellner sagte, der Geschmack des Major's wäre Rüdesheimer.

In der gaserleuchteten Trinkzelle bestellte man erst die Speisekarte, wählte Beefsteaks „auf die Süßigkeiten bei der Fürstin" und besprach die neuesten Vorgänge in der Kammer, wo sich Egon wieder einer liberalen Abstimmung entzogen hatte. Indem trat Major von Werdeck ein. Er kam in Uniform, die ein Mantel verhüllte, grüßte freundlich, bot Louis Armand, der ihm vorgestellt wurde, die Hand und fragte, ob er es mit der Wahl dieses kleinen Closets recht getroffen hätte?

Man fand das Cabinet gefällig und rückte näher zusammen. „Wissen Sie schon, begann der Major, „daß das Ministerium diese Nacht nicht überlebt?" — „Wir hören eben, daß aus einer Frage der Geschäftsordnung eine Cabinetsfrage gemacht wurde," sagte Dankmar. — „Es ist ein Coup der Verzweiflung. Die Herren nehmen den ersten besten Strick von unten und warten nicht erst, bis die seidene Schnur von oben kommt."

Der Kellner brachte die bestellten Speisen. Der Major wandte sich vorzugsweise an Louis Armand, bewunderte die Fertigkeit desselben, sich deutsch auszudrücken, pries die politische Haltung seines Freundes, des Prinzen Egon, der unstreitig der Volkssache große Dienste leisten würde, und dafür sei das Vaterland eigentlich ihm verbunden, denn man wüßte alles, was Egon und Louis zusammen erlebt hätten. Louis wagte so viel Zugeständnisse kaum anzunehnen. Der Major erwiderte: „Und wenn diese Zeit in ihrer Verwirrung nichts zu Stande gebracht hätte, als daß einmal die Stände recht tüchtig durcheinander gerüttelt wurden, so wäre schon das ein Resultat."

Endlich thaute auch Siegbert auf. Bewegt von dem Vor-

falle mit Olga, vorwurfsvoll über sich selbst nnd ernstgestimmt, hatte er zuweilen emporgeblickt und seine Gedanken, wie mathematische Denker pflegen, an der Decke gesammelt. Da fiel ihm auf, daß hinter dem Blechschirm, der die Gasflamme umgab, die Wölbung dieses Raumes in dem ihm und dem Bruder so wichtigen Kreuze zusammenlief. Mit einem Wink machte er den Bruder auf das Kreuz aufmerksam. „Wohl," sagte Dankmar, „das weißt Du nicht, daß wir uns hier auf eigenem Grund und Boden befinden! Dieser kleine Luftkanal führt durch die Zwischenmauer in das Rathhausarchiv, in die Aktensammlungen unserer wohllöblichen Gegnerin, der ehrsamen und tugendbelobten Stadt. Wir wollen, wenn wir auf dies Kreuz blicken, denken: „In hoc signo vincemus!“ Auf diese Bemerkung folgten Mittheilungen über den Proceß. „Wir erwarten in diesen Tagen die Entscheidung erster Instanz," sagte Dankmar. „Daß wir durchfallen, das weiß ich bereits. Nur die Entscheidungsgründe sind mir noch unbekannt." — „Ich will sie Ihnen sagen, Wildungen," rief Leidenfrost:

„Schickt denn das Beinhaus und die Gruft
Uns die Begrabenen zurück? Sonst, wenn
Ein Mann gestorben, war es aus mit ihm:
Jetzt steigen sie mit zwanzig Todeswunden
An ihrem Kopfe wieder aus dem Grab
Und treiben uns — von unsern Stühlen."

Dankmar erzählte von den Schwierigkeiten, von den unglaublichen Chicanen, die seinem Processe in den Weg gelegt würden. Schlurck führte die Sache des Magistrats mit dem ganzen Aufwande seines Scharfsinns. Die Regierung hätte nicht minder gewandten Rechtsbeistand. Dankmar sagte, er hätte Analogieen in dem bekannten Wallenstein'schen Proceß gefunden, der von Menschenalter zu Menschenalter verschleppt worden wäre, jetzt aber in Böhmen doch zur endlichen Entscheidung reifte und die Zurückgabe der den Erben Wallenstein's ungerechterweise entzogenen Güter zur Folge haben würde.

„Soll ich Ihnen aufrichtig sagen, verehrter Freund," begann Werdeck, „was mir an Ihrem Processe nicht in den Sinn will? Ich verkenne das Gewicht Ihrer Ansprüche nicht. Ich fühle, wie außerordentlich günstig Ihnen der Umstand sein wird, daß die fürstliche Gewalt sogleich in den ersten funfzig Jahren gegen die Besitzergreifung der Johannitergüter durch die Communen protestirte und diesen Proceß nie ganz hat einschlummern lassen, ja sogar Vergleiche und ein gütliches Abfinden ausschlug. Freilich, sagte mir kürzlich ein Rechtsgelehrter, es früge sich, ob auch ein Dritter Vortheil ziehen könnte von einer eine Verjährung hintertreibenden

Protestation eines Zweiten." — „Das ist die Hauptfrage," unterbrach Dankmar. „Allein auch darauf werd' ich antworten." — „Gut! Aber wissen Sie," fuhr Werdeck fort, „es liegt wohl etwas Kühnes und Tapferes in Ihrem Proceß, und doch findet er nicht bei jedem die Sympathie, die Sie voraussetzen werden und eigentlich wünscht kein Mensch, daß Sie Ihren Proceß gewinnen." Siegbert hatte längst dasselbe Gefühl und sprach es auch aus. Ihr wollt, rief ihm eine innere Stimme, diese Reichthümer zu persönlichem Zweck! Ihr wühlt in Akten und alten Erinnerungen und entzieht allgemeinen Zwecken, wenn diese auch Mißbräuche befördert haben, Mittel, die, wenn sie z. B. der Staat gewinnt oder wenn sich die Stadt in der Lage sähe, diese Fonds besser zu verwenden, immer doch noch gegebenen und umfassenden Schöpfungen zugute kommen."

„Pah!" rief Leidenfrost. „Wer wird sich an die Menschen kehren, was die sagen, an die Vorurtheile, was die meinen! Können durch die Jahrhunderte Unbilden jemals gerecht werden? Wenn wir zugeben, daß Jahre die moralischen Fragen zudecken, beseitigen, entfernen, dann ist ja unser ganzer Kampf um die Ideen des Weltalls nichts! An die elektrische Strömung der Offenbarung, die wie durch den Raum, so auch durch die Zeit gehen soll, kann schon kein Mensch dann mehr glauben. Das Erbrecht ist eine dieser wunderbaren Strömungen der Zeiten. Wollen wir's, weil es mit Unrecht verbunden wäre, abschaffen, so gebt dafür etwas Neues, aber Vernünftiges. Cohäsion muß dazu gehören, Zusammenhang. Zusammenhang ist Leben! Bis jetzt bin ich der Meinung, daß man mit der Aufhebung des Erbrechts die Menschheit aus ihren Fugen bringt. Das sag' ich trotz meiner Schwefelhölzer, mit denen ich Taktik studire, um unsern Aristokraten eine Schlacht aus freier Hand zu liefern, mit einer Armee, die sich noch einmal gelegentlich finden wird." Louis Armand meinte dagegen, das Erbrecht wäre recht eigentlich der Grund aller Leiden der Menschheit. Ihm verdankte man die Anhäufungen der Kapitalien, die ungerechte Vertheilung der Lebensgüter, den Fluch, der auf ganzen Generationen läge. Das Erbrecht wäre ein fortlaufender Protest gegen das Glück der Menschheit.

„Wohlan!" rief Dankmar sich sammelnd. „Da wären wir denn also bei unserm Gegenstand. Unwiderleglich handelt es sich um das Recht der Person, um die nachwirkende Kraft der Vergangenheit. — Ist meiu Proceß unpopulär, so sollte vieles unpopulär sein, was sich als reines Personeninteresse forterbt von der Vergangenheit." — „Die Monarchie und der Adel vor allem!" sagte Leidenfrost. „Ob der alte Ritter Wildungen seine Erbschaft

antrat oder nicht, das bleibt sich gleich, so gut wie wenn einer zufällig seine Krone verliert und drum sein Recht daran nicht aufzugeben braucht. Beweist man Jemand, daß sein Recht schädlich ist und der Verlust seiner Krone ein Glück für die Völker, gut, so ist sein Personenrecht todtgeschlagen. Ich will aber gerade, daß dies Ihr lebendiges Beispiel den Aristokraten und Monarchen zeige, was sie an sich selbst nicht glauben wollen, daß das immer und immer fortwirkende Recht der Vererbung seine Bedingungen haben sollte. Wer eine Million erbt, muß dem Staat nachweisen, daß er diesen oder jenen der Allgemeinheit zugute kommenden Gebrauch von seinem Vermögen anstellt. Er behält dabei nach dem Willen des Erblassers den Genuß. Ruhm ist auch Genuß; Dankbarkeit, Ehre, Achtung ist auch Genuß. Das Erbrecht völlig aufheben, hieße jedes Band der Liebe, der Zärtlichkeit, der Hoffnung aus dem Leben nehmen, zu geschweigen, daß uns kein Schneider mehr einen Rock borgen würde, wenn er immer beim Maßnehmen auf unser Gesicht sähe, ob wir nicht etwa den hippokratischen Zug hätten und einen Tag nach dem ersten Sonntage wo wir den neuen Rock anziehen, seine Rechnung durch den Tod quittiren."

„Man sieht aus den Widersprüchen, in denen Ihre Gedanken noch mit sich selbst befangen scheinen, lieber Leidenfrost," sagte Dankmar, „wie schwierig diese Fragen an sich sind, und wenn wir geschellt haben, die Trümmer unserer Beefsteaks beseitigt sehen und eine Ergänzung des Rüdesheimer vor uns steht, so wollen wir uns an unsere heutige Aufgabe machen, um so mehr, als der Willing'sche Maschinenbauer- und der Handwerkerverein, die tüchtigsten und maßgebendsten Mustervereine im ganzen Staate, uns drängen, ihnen eine Parole zu geben."

Louis hatte die Schelle gezogen. Inzwischen war der Kellner gekommen, hatte aufgeräumt, ergänzte am Wein, was fehlte, und entfernte sich wieder.

„Mein Proceß," begann Dankmar, „ist ein Bild unserer Zeit geworden! In Ihrem Sinn, Leidenfrost, zieh' ich gleichsam die Consequenz aller Thorheiten unserer Epoche. Ich sage den überlieferten Halb- und Scheinrechten: Da ist nun auch ein Recht, das dreihundert Jahre alt ist, gerade wie euere Gewalt! Ich will es aber behaupten und fort mit denen, die von meinem Recht Vortheil genossen! Steht auf! Ich setze mich mit meinem Bruder dahin, wo ihr sitzt! Wir wollen für uns allein, was durch den Lauf der Zeiten allgemeiner wurde! Aber Major Werdeck sagt, diese Sprache wäre unpopulär, und ich stelle mich auf seine Seite. Ich habe mich entschlossen, nicht persönlich zu erben. Eh' ich aber davon spreche, thu' mir jeder den Gefallen

und sage mir, was er für die Pflicht des ehrlichen Mannes in diesen schwierigen Tagen hält! Da werdet Ihr sehen, daß guter Rath theuer ist und daß meine Vorschläge vielleicht noch das Billigste sind. Soll zugeschlagen werden? Soll nur zugeschaut werden? Soll die Flamme der Empörung lodern? Soll das Blut —" — „Mäßige Deine Bildersprache," unterbrach Siegbert und sah um sich. „Diese Wände sind elefantendick," sagte Leidenfrost. „Nur der Akustik dieses Kreuzes da oben trau' ich nicht —" Man blickte hinauf zur Gasflamme. Dankmar aber sagte: „Wie ruhig da die Gasflamme emporzeigt! Höchstens eine Ratte könnte lauschen, und käme sie der Oeffnung zu nahe, würde sie sich die Nase verbrennen. Wir haben hier kein anderes Ohr als unser eigenes. Siegbert, sage Du, was Dir jetzt die Pflicht eines ehrlichen Mannes scheint, aber drücke Dich so aus, daß wir den Arbeitern, dem Handwerker, dem Bauer wie dem Dichter und Denker davon eine Anweisung zum Handeln, zum Glauben, zum Hoffen geben können!"

Es entspann sich nun zwischen diesen fünf Männern eine Erörterung von den eigenthümlichsten Folgen.

Achtes Kapitel.

Die neuen Templer.

Zuerst lehnte Siegbert jede Gewaltthätigkeit ab. Er leugnete nicht, daß ihm der Statusquo unserer Verfassungen, politisch und gesellschaftlich, mißfiele und daß ihm das meiste davon überlebt schiene. „Aber," sagte er, „ich kann mir unser Leben nur so denken wie einen Garten, den der Gärtner im März zum Frühling und Sommer vorbereitet. Der Schnee ist geschmolzen, mildere Lüfte wehen aus Westen, wenn auch noch sturmartig, doch nicht mehr schneidend. Schon bricht neben dem Laub, das noch nicht ganz von dem letzten Herbste abgefallen ist, der kleine grüne Keim des neuen Wachsthums an den Zweigspitzen der Sträucher und Bäume hervor. Der Gärtner schont weder das Alte noch das keimende Neue. Er hat die Säge in der Hand. Er klettert mitten in die Baumkrone und tilgt, was ihm überflüssig und der gesunden Triebkraft hinderlich erscheint. Da liegt der Boden voller Aeste und nicht blos voll alter, schon verdorrter, sondern auch manches vorwitzige neue Frühlingsreis mußte mit! Unsere Gartensäge ist die Debatte und das Gesetz. Ich verwerfe die Gewaltthat. Der Mensch ist ein wildes Thier.

Er mag nur Einmal Blut vergossen haben, so edel, so großherzig wie nur je ein Timoleon Tyrannenmörder war, das geleckte, das gekostete Blut macht ihn sogleich wild. Dann fließt sogleich mehr als da sollte. Ausrotten können wir nur das Todte, d. h. es aus dem Wege schaffen; ausrotten können wir nur das falsche Wachsthum, d. h. es im Keime ersticken. Ich bin dafür, dem Menschen zu predigen: Glaubt doch nicht, daß die Geschichte morgen aufhört! Die größten Ideen haben Jahrhunderte gebraucht, um sich geltend zu machen —! Warum soll in so kurzer Zeit alles fertig werden, was wir jetzt für nöthig erachten? Wir wollen fest im Auge behalten das edlere Ziel und nichts thun, nichts anderes befördern, als was zu jenem Ziele führt. Müssen wir der noch zu starken Gewalt nachgeben, so thue man es doch ja! Das zweite Mal wird es schon nicht mehr nöthig sein. Wenn ich unsern Feldzug für einen unermeßlich langen halte, so geh' ich auch weiter als die, die sich für liberal halten. Ich bin nicht blos für die Einschränkung der fürstlichen Gewalt, ich bin sogar für die Republik, ich bin für die sociale Aenderung unsers ganzen Gesellschaftslebens. Ich sage nicht, daß diese Aenderung wirklich eintreten wird; ich sage nur, daß ich sie mir möglich denke und daß, so lange unter dem Begriff Republik nichts Wildes, Thierisches, Unsittliches gelehrt wird, ich sie für anstrebsam halte. So bin ich freisinniger als mancher Ueberhitzte, der sich mit weniger Aenderungen begnügt, wenn sie nur gleich morgen eingeführt sind. Arbeitet! würde ich den Arbeitern sagen. Bildet Euch und die Eurigen! Stärkt Euch in einer freien Gesinnung! Macht Euch klar über Euern Lebensberuf! Stiftet Vereine, aus denen ihr alles entfernt halten müßtet, was einer Verschwörung gleich sieht! Wenn Euch einer auffordern will, für morgen ein Gut mit Gewalt zu erringen, so sagt: Wir warten bis über acht Tage, da kommt es von selbst und viel größer und besser als morgen! Nur nicht geistig die Hände in den Schooß legen. Denken, sich bilden, stark und gewissenhaft im Kampf der Meinungen, keine Gelegenheit abweisend, um die Gesinnung offen zur Schau zu tragen. So kommt das Gute von selbst. Das ist meine Lehre."

„Bester Freund," polterte Leidenfrost heraus. „Diese Lehre ist rein zum Lachen! Damit soll einer in die Willing'sche Maschinenfabrik kommen? Nein, solche himmlische Güte wäre selbst für Willing, den die Umstände zwingen, vorsichtig und behutsam zu sein, zu schmachtend. Lieber Wildungen, Ihr Gleichniß von den Gärten im März paßt gar nicht. Denn so stumm und dumm wie die Bäume im März stehen und sich die Schneiderei des Gärtners gefallen lassen müssen, stehen die Ideen und In-

teressen des Augenblicks gar nicht da. Die schlagen Purzelbäume. Das ist ein Stiergefecht, wie es jetzt hergeht. Die großen Büffel wollen Farbe sehen, um Muth zu bekommen. Roth ist die Losung! Ohne Muth und unmittelbare Entschlossenheit kommt nichts zu Stande. Die Menschen müssen Geschichte machen, sonst geschieht nichts. Die Gesinnung reicht nicht aus. Sollen sich die Väter von ihren Enkeln verspotten lassen? Nichts rächt sich in der Geschichte mehr als ein versäumter Augenblick. „Was Du von der Minute ausgeschlagen —" Sie kennen das. Wer die Krisis unbenutzt vorübergehen läßt, holt sie nicht wieder ein. Und haben wir nicht Fälle genug erlebt, daß die Machthaber der Welt vollkommen wissen, welche Halfter sie den störrischen Völkern überwerfen sollen? Aus dem politischen Hader wurde die Debatte in das Religiöse hinübergespielt und ganze Epochen sind darüber eingeschlafen. Die Jesuiten, die Armeen regierten da die Welt. Diese haben die Hand immer am Griff des Dolches oder Schwertes, warum sollen wir sie denn in den Schooß legen? Gesetzt auch, wir wollten uns mit frommem Glauben auf bessere Zeiten und mit dem endlichen Sieg der Gesinnung begnügen, es würde ja gar nichts helfen. Die Stunde hat ihre dringende Mahnung. Wir wollen träumen und die Posaune ruft uns vom Lager auf! Es brennt da, wo wir sitzen, über und unter uns —! Es müssen Entschlüsse gefaßt werden. Ich gesteh', ich hasse alles, was unlogisch ist. Ich hasse auch verkehrte Theorieen, und gäben sie sich noch so sehr das Ansehen der Volksbeglückung. Man will damit nur dem Muthe und der Ehrlichkeit aus dem Wege gehen. Die Frage unserer Zeit ist einfach. Wer sie schwierig macht, der meint es nicht ehrlich. Schwierig nenn' ich z. B. die gewöhnliche ordinäre Communisterei. Solche Sätze hinstellen, die ihre Unmöglichkeit in sich selbst tragen, heißt die Menschen verwirren. Man zeigt ihnen hundert Spatzen auf dem Dach, während einer in der Hand vortheilhafter ist. Die Communisterei ist von Stubenhockern ausgegangen, die unterleibskrank sind. Rühren und tummeln muß sich der Mensch und die Welt darf er für kein Schlaraffenland halten. Gebratene Tauben in die Luft gemalt, das ist doch wahrhaftig geschmacklos. Wir leben in einem Chaos, in das nie, nie volles Licht kommen wird. Arkadien ist vor der Schöpfung gewesen und mag nach der Schöpfung kommen. Hier auf Erden giebt es nur Reibung, Lärm, Zorn, Leidenschaft, Drängen, Stoßen. Das einzige, was wir erreichen, ist: Leidliches Glück! Das leidliche Glück muß man am Zipfel festhalten, wenn's an uns vorübergeht. Es kommt nicht alle Tage. Wollen Sie Ihre Million gut anwenden, Wildungen, so lassen Sie dafür Waffen kaufen, Pulver und Blei! Die

Trommel wirbt an. Major Werdeck wird Generalissimus, und wenn wir alle erliegen, wenn unsere Glieder im Feld oder auf dem Henkerplatz modern, so hat es doch Muth und Poesie gegeben und der moralische Sieg bleibt unwiderleglich."

Allgemein war man der Ansicht, daß Leidenfrost in seiner gewohnten Weise übertrieb und es schwerlich mit einer so blanken Rebellionstheorie Ernst hätte. Und dennoch blieb er dabei. „Worauf anders," sagte er, „soll man denn hinauskommen, wenn man sieht, wie wenig uns die Debatte weiter bringt! Was hatten wir nicht durch einige thatsächliche Erhebungen des Volks sogleich gewonnen! Und wie kommen wir immer wieder zurück, je milder die Miene des gereizten und sogleich wieder einschlummernden Löwen ist! Aber noch mehr, halten Sie mich für keinen Phantasten oder einen plumpen und gedankenlosen Radicalen! Aber der Tod ist jetzt unsere einzige Loosung. Ich versichere Sie, wenn man im Volke lebt wie ich, so bemerkt man eine tiefe Sehnsucht nach dem Tode in den Gemüthern Aller. Gehen Sie Sonntags Nachmittags vor die Thore, kein Spaziergang ist so besucht, wie die Kirchhöfe. Es ist eine Lust am Opfertode in den Menschen dieses Zeitalters, die an die christliche Märtyrerzeit erinnert. Man hat entweder zuviel Gefallene feierlich bestatten, zu sehr geehrt, gepriesen gesehen oder woran liegt diese Geringschätzung des Lebens? Ehemals war eine Hinrichtung mit dem Schwert ein grauenvolles Schauspiel, wovon man Jahre lang sprach: jetzt hat man an die Stelle des Schwerts ein niederträchtiges, schnelles Abmucken mit Pulver und Blei gesetzt und die Hinrichtungen folgen sich wie die Amputationen in einem großen Lazareth. Man erzählte sonst Wunder davon, wenn Einer großartig und gefaßt in den Tod ging. Jetzt knirschen sie die Zähne und gehen muthiger als Egmont oder der Kleist'sche Prinz von Homburg aus dem Leben. Haben die Menschen zuviel Trauerspiele gelesen oder woran liegt es, daß wir nach so verweichlichten Zeiten eine so spartanische bekommen haben? Bietet das Leben so wenig Freude? Hat man vergessen, daß wir vor zehn Jahren noch ein Buch nach dem andern erscheinen sahen, worin bedeutende Köpfe die persönliche Fortdauer nach dem Tode leugneten? Wie kommt es, daß man nun vollkommen gern stirbt, gern sein Leben an eine Idee setzt, muthvoll auf die blickt, die uns ihre Theilnahme nicht versagen werden, wenn wir fallen, sei es im Kampf, sei es von der Hand des ungroßmüthigen Siegers? Der Zug zum Tode ist wehmüthig in unserm Leben da. Die Geschichte will ihn, die Geschichte hat uns die Cholera nicht umsonst gebracht, diesen grauenvollen Tod, der Niemanden schont, Niemanden achtet, Jeden wie ein Dieb in der Nacht über-

fallen kann. Und unenträthselt ist noch, wie diese Pest aus Asien mit dem erwachenden Fieber der Revolutionen zugleich kam. Ich vergleiche diese Zeit mit dem Mittelalter, wo die Menschen hinstarben, den Kornähren gleich, die der Schnitter niederwirft. Damals rückten die Menschen näher zusammen, schlossen Bundesgenossenschaften, Brüderschaften und gingen in grauen Kleidern, demüthig pilgernd durch die Welt und bestreuten das Haupt mit Asche. Es war ein Zug der Trauer und des Todes in Aller Herzen und man starb gern. Nach fünfhundert Jahren ist es wieder so. Wir wollen aber dem Tode zu Liebe keine Flagellanten, keine Geißelbrüderschaften und Weltverachtungsgilden stiften, sondern dies armselige Leben getrost hingeben in den Kampf für Recht und Unrecht. Es werden genug üppige, feige Zeiten wieder kommen, die Das, was wir in diesen starken versäumten, nicht einholen. Also nichts in die Länge ziehen! Nichts auf die Zukunft verschieben! Fordern, sagen, was man will und für Recht hält, und dann als Mann dafür einstehen und sterben."

Eine Stille folgte diesen, mit allem Ernst gesprochenen Worten. Werdeck stützte sein Haupt und konnte nicht umhin, Das, was Leidenfrost von der Todesverachtung unserer Tage gesprochen hatte, zu bestätigen. „Ja, es ist ein anderer Geist," sagte er sinnend, „über uns Alle gekommen! Ich sehe Das am Leben des Kriegers. Wie schonte man sich sonst, wie vermied man die Gefahr! Was mißlich und schwer auszuführen war, muthete man Niemanden zu. Jetzt drängen sich Zehn heran, wo man nur Einen begehrt. Niemand verzieht die Miene, wo es eine That gilt. Man scherzt, man schlägt sein Leben muthwillig in die Schanze, es ist, als gehörte man schon einer doppelten Welt an, der irdischen und einer himmlischen —" — „Und woher kommt diese Erscheinung?" rief Siegbert begeistert. „Sie kommt von der Bildung. Die Bildung hat Platz gegriffen bis in die untersten Schichten. Die Frage vom Proletariat hat nicht feige, sondern tapfer gemacht. Eine Idee, eine Idee der Discussion hat die Herzen gehoben. Man fühlt sich als Glied der Gesellschaftskette, man fühlt sich als Hebelkraft der Geschichte. Das Vereinsleben, die Ahnungen besserer Institutionen haben Wunder gewirkt. Wer klammert sich noch ängstlich an sein armselig Ich, wo es etwas Allgemeines gilt? Stirbt man, so hat man sich für eine Idee hingegeben. Es kann nicht ohne Wirkung für die unteren Klassen sein, wenn sie geschichtliche Thatsachen erfahren und von alten Zeiten hören, wie es war und wie es jetzt ist und wie jede That im Buch der Geschichte verzeichnet steht. Grausam aber wäre es, wenn wir diese Folge der umsichgreifenden Bildung mißbrauchen, wenn wir auf das voller und mächtiger

schlagende Herz hin eine wirkliche Sehnsucht zum Tode statuiren wollten! Man verachte das Leben, aber man jage Niemand in den Tod, ehe man ihn nicht theilnehmen ließ an den möglichen Verbesserungen des Lebens! Diese Sehnsucht zum Tode kann in eine blutige Grausamkeit umschlagen! Schon jetzt ist es grauenhaft, wie kalt man hinopfert, wie forcirt man sich in den militärischen und Beamtenkreisen, ja auf den Thronen als Brutusse gebehrdet, die ihre eigenen Söhne auf den Block liefern. Wenn dieser zweideutige Heroismus überhand nähme! Wenn man nicht mehr vor dem Blute schauderte und es lieb gewänne, nicht blos selbst zu sterben, sondern auch sterben zu sehen! Nein, nein, Leidenfrost, lassen Sie uns versuchen, eine mildere Formel zu finden, die das große Räthsel unserer Zeit löse und die Menschenleben fordernde Sphinx zum Sprung in den Abgrund bringt!"

Louis Armand ergriff das Wort und stellte sich, seine Einmischung, seine Theilnahme an diesem Gespräche hochgebildeter Männer entschuldigend, auf Siegberts Seite, ohne jedoch die drohende Stellung eines bewaffneten Widerstandes nach Leidenfrost's Meinung überflüssig zu finden. „Es ist schlimm genug," sagte er, „daß derselbe Arm, der kaum stark genug ist, seine Arbeit zu verrichten, nun auch noch die Waffe führen soll, und daß dasselbe Leben, das so arm an Freude ist, sich auch noch dahinzugeben hat für oder gegen die Tyrannen. Ich nenne Tyrannen Die Menschen und Die Stände, die von der überlieferten Ordnung der Dinge unverhältnißmäßige Vortheile für sich und die nächsten Ihrigen ziehen. Unsere Civilisation hat uns einen Raubstaat geschaffen. Das höchste Recht, der Gipfel des Rechts, die Consequenz des Rechts ist zum größten Unrecht geworden. Daß ein Vater seinen Kindern die Früchte seines Fleißes hinterläßt, gehört zu den ewigen Menschenrechten. Daß sich aber dieses Recht in ununterbrochener Aufeinanderfolge in allen Zeiten wiederholen darf, das ist der Fluch der Gesellschaft geworden. Die Könige denken nicht daran, daß sich ihr Erbrecht modificirt, die Adligen denken es nicht, die Reichen nicht. Die Könige hat man gezwungen, ihr Erbrecht zu modificiren durch die Constitutionen; die Adeligen durch die Aufhebung der Leibeigenschaft; die Reichen zwingt aber Niemand ihr Erbrecht zu modificiren! Was ist die Einkommensteuer? Eine Illusion! Sie giebt ein kleines Procent in die Staatskasse und erleichtert dadurch nur mittelbar die Lage Derer, die gegen die sich aufhäufenden Reichthümer nichts gegenüber zu stellen haben als die sich aufhäufende Armuth. Die Riesen, die sonst die Welt unsicher machten und Menschen fraßen, die sind ausgerottet, wenn sie je gelebt, aber die noch viel größern Riesen, die Capitale, sind da, Niemand

kann ihre Existenz leugnen — sie sind die wahren wilden Ungethüme, die die Gesellschaft unserer Zeit unsicher machen, die ihre Mitglieder in Höhlen locken, wo die Gebeine der Geopferten modern. Ich weiß, daß es eine gleichmäßige Vertheilung der Güter nicht geben kann. Ich bin kein so thörichter Communist, daß ich glaubte, mit der numerischen Anzahl der Menschen ließe sich in die numerische Anzahl der Werthe dividiren, und was da herauskäme, wäre Das, was jedem Einzelnen gebührte. Allein der Krieg des Zufalls gegen die milde Fürsorge, die wir als Gottes Weltplan anerkennen müssen, darf nicht fortdauern. Der Staat darf keine Ausbeute Derer bleiben, die seinen Sprungfedern nahe stehen und die elastische Kraft derselben nur benutzen, um sich selbst zu heben. Die Staatsmänner müssen Erfindungen machen, die auf andern Gebieten liegen als die Ideen, mit denen Richelieu und Mazarin ihre Zeit regierten. Machen Sie mich, meine Herren, mit diesen Arbeitern, Ihren Freunden, bekannt! Ich will sie nicht lehren, übermüthige Forderungen zu stellen. Ich kenne die verderbliche Macht der Phrase. Ich habe mich überzeugt, daß in Paris der Trägste und Genußsüchtigste am meisten jammert und im communistischen Clubb künstliche Thränen vergießt. Ich stelle neben das Recht der Arbeit auch die Pflicht der Arbeit. Aber ich glaube, daß die Lage der hiesigen Arbeiter dieselbe ist wie die der unsrigen. Sie leiden am Capital. Sie dienen nur dem Unternehmer. Sie sind dem Jammer der ungeschützten Production ausgesetzt. Sie erzeugen Werthe, ohne sie absetzen zu können. Sie können nicht von heute auf morgen denken, da sie in ewiger Ungewißheit über ihr Loos zittern müssen. Der Staat denkt an Alles, nur nicht an sie. Er beachtet sie dann nur, wenn sie als Rekruten in das Heer zu treten haben oder wenn man fürchtet, daß sie sich zu Emeuten zusammenschaaren. Die socialdemokratische Lehre will, daß der Staat des Mittelalters aufhöre und auf der Basis der Menschen, die arbeiten, neu erbaut werde. Es sind vielfache Vorschläge gemacht worden, diese Forderungen zu verwirklichen; sie scheiterten, weil man glaubte, an die Stelle der frühern Isolirung die Allgemeinheit setzen zu müssen. Aber man irrte sich, meine Herren! Die Allgemeinheit muß die vernünftige Isolirung mit in sich aufnehmen können. Die Isolirung liegt einmal im Menschen! Der Mensch wird immer darauf hinauskommen, eine Familie begründen zu wollen. Allein dieser Isolirungstrieb darf nicht überwuchern. Der Staat darf nicht dafür da sein, nur die Familie allein zu garantiren, er muß Institutionen bieten, die die Familie und die Allgemeinheit ausgleichen. Weist er diese Forderung als utopistisch zurück, wohlan, so sterbt eher auf der Barrikade, als daß ihr

länger eine Existenz duldet, die nur den Rechenmeistern, den Börsenmäklern, den Vornehmen zu gehören scheint! In Rom, weiß ich, da war es einst mit dem Volke ebenso. Es ruhte nicht, bis es gehört und die Macht der Patrizier gebrochen wurde. Es ist dies dieselbe Frage, die sich im Großen immer wiederholt. Wir zertrümmern die Ordnung, die wir vorfinden, um aus unsern Interessen heraus neue Institutionen zu gründen. Bricht vollends etwas Neues an, stiftet man eine Republik und man benutzt sie nur für die alten Regierungsmaximen, für die Börsenmäkler, für die Capitalisten, wohlan, so müssen diese ewigen Feinde der Menschheit in Ketten gelegt und unschädlich gemacht werden, bis man sich darüber verständigt hat, ob dies Alles nicht auch anders gestaltet werden könnte. Diese Kammern sitzen auch hier und sprechen über links und rechts, über die Geschäftsordnung, erbliche, nicht erbliche Paris, Rechte der Krone, der Stände, der Wähler; aber Niemand denkt daran, den Staat von unten herauf neu zu bauen. Darum, weil die Nationalwerkstätten in Paris scheiterten, soll das Recht der Arbeit widerlegt sein? Darum, weil Ein Experiment mißglückte, soll man ein anderes nicht versuchen? Die Armuth, das Elend, die Verzweiflung der Massen ist da, also auch die noch immer nicht gelöste Aufgabe der Zeit. Ich fürchte, daß eine Revolution der Massen ausbricht, wie noch keine da gewesen. Beeilt Euch, ihren Gräueln, die nicht ausbleiben werden, bei Zeiten vorzubeugen! Organisirt die Arbeiter zu Vereinen, stellt erleuchtete Köpfe an deren Spitze und laßt sie mit jedem Nachdruck, den die Wichtigkeit der Angelegenheit fordert, den Menschen gegenüber, die jetzt den Staat machen, nicht mehr allein, nicht mehr hülflos, nicht mehr in dumpfer Verzweiflung! Das ist die Meinung eines Arbeiters, der die Lage seiner Brüder kennt!"

Louis Armand hatte diesen Vortrag, unterstützt von Siegbert's Nachhülfe, erwärmt beendet und Dankmar gab ihm das Zeugniß, daß er doch auf Egon viel Einfluß müßte gewonnen haben, stimmte er doch fast wörtlich mit zufälligen Bemerkungen des Prinzen zusammen, nur daß dieser — wie Dankmar hinzusetzte, — leider noch zu glauben schiene, wie mit dieser Auffassung auch getrost mancherlei Mittelalterliches bestehen könnte.

Leidenfrost murmelte und brummte. Er meinte, seine Arbeiter wären keine Philosophen. Die wollten arbeiten, manchmal auch hungern, nur sollte Recht und Gerechtigkeit in der Welt herrschen! Die Communisten im Handwerkerverein wären Näscher, Faullenzer, Lärmmacher. Er nannte mehrere. Doch unterbrach er sich selbst, da er Louis Armand's Aeußerungen achten mußte. Auch Werdeck, an den nun die Reihe kam, sprach seine Zustim=

mung zu Vielem aus, was dieser ihm immer mehr gefallende junge Franzose vorgetragen hatte.

Der Major der Garde, ein Adliger, Herr von Werdeck, in einer solchen Debatte mit einem Advokaten, einem Techniker (Leidenfrost wollte sich so bezeichnet wissen), einem Maler und einem Handwerker. Das war allerdings das Bild einer aufgeregten Zeit! Die öffentlichen Angelegenheiten hatten Alle ergriffen. Jede Schranke war wenigstens für einige Zeit gefallen. Man kehrte zwar bald in seine alten Lebensstellungen zurück, aber Mancher behauptete sich auf dem vorgerückten Standpunkte und verbrannte die Schiffe, die ihn zu seiner früheren Existenz zurückführen konnten. Werdeck fühlte und sagte dies selbst. Er begann: „Meine Herren, daß ich mich in Ihrem Kreise befinde, ist für mich eine Veranlassung, persönlich zu werden; denn wenn irgend Jemand ein verlorener Posten ist, so ist es ein Offizier in meiner Lage. Sie, meine Herren, können sich kaum so in der Nothwendigkeit, einen bestimmten Entschluß zu fassen, befinden, wie ich. Sie lehnen sich an gleiche Gesinnungen Ihrer Freunde, Ihrer Standesgenossen an. Ich dagegen stehe mit meinen Auffassungen allein. Vor einigen Monaten fiel es nicht auf, wenn ein Officier Politik trieb. Man hatte das Heer aufgegeben, gedemüthigt, man wollte es dem allgemeinen Bürgergeist unterordnen und sah es gern, wenn der Officier auf diese Calamität einging, gute Miene zum bösen Spiel machte und sich der allgemeinen Debatte anschloß. Der Hof gewann dadurch die Beruhigung, daß die Zugeständnisse, die man gegeben hatte, auf innerer Nothwendigkeit zu beruhen schienen. Wenn der Adel, wenn der Officierstand politisirte, dachte man, so merkt man nicht, was die Angst des Gewissens oben alles aussprach. Ja man hat uns sogar aufgefordert, uns an der Debatte zu betheiligen. Man hat es ausdrücklich gewünscht, daß wir uns hier- und dorthin wählen ließen und nicht nur unsere Fachkenntniß geltend machten, sondern auch unsern disciplinarischen Geist verbreiteten und vor allen Dingen dem alten Stock- oder Zopfsoldaten das bewiesen, wie wenig noch sein Kastengeist für diese Zeit ausreicht. Bald aber änderte sich's. Die Ausschweifungen jener Demokratie, die man eine Straßenherrschaft nennen mußte, machten das demokratische Princip verdächtig. Manche zogen sich zurück, um nicht mit dem Pöbel in Berührung zu kommen; Andere, weil sie sahen, daß bereits die Politik der Fürsten wieder eine andere geworden war als selbst vorläufig noch die der Ministerien. Es galt nun für guten Ton, sich als Officier von allen öffentlichen Kundgebungen fern zu halten, höchstens in den Ton der Reaction einzustimmen, der zuerst von den Gutsbesitzern, Landräthen, den Pensionären

angeschlagen wurde. Auch ich zog mich zurück und folgte dem Beispiel fast jedes höhern Militärs und trat in den Reubund. Meine Herren, der Mensch muß sich am Gegentheil seines Wesens prüfen; noch klarer aber wird er sich, wenn er die scheinbar gleichartigen Elemente, die sich an seine Natur ansetzen wollen, doch nicht ertragen kann. Ich entdeckte erst jetzt in den Berathungen des Reubundes meinen Unterschied von den gewöhnlichen Persönlichkeiten. Ich sah überall Egoismus und Furcht. Ich sah Menschen, die sich mit Leidenschaft auf die Principien der Stabilität warfen, nur um sich und den Ihrigen ihre zeitlichen Vortheile zu erhalten. Die einzigen freieren Doctrinäre darunter waren Adlige, die zuletzt aber auch für die Besteuerung ihres Grundbesitzes fürchteten. Besonders verletzten mich die ausrangirten alten Officiere, die in der Angst, ein Pensionsgesetz könnte ihnen die Belohnung verkürzen für Das, was sie mit Gott für König und Vaterland geleistet zu haben glaubten, sich zu den seltsamsten Demonstrationen hergaben. Ich widersprach. Erst ausführlicher, dann immer kürzer, zuletzt in Epigrammen. Ich schied vom Reubund aus. Wenn ich nun dem Beispiele aller meiner Waffengefährten folgen wollte, so mußte ich die Gährung der in mir aufgeregten Begriffe gewaltsam niederschlagen und mich mit einem blinden Demokratenhaß darauf beschränken, nichts sehnlicher, als einmal ein allgemeines Blutbad abzuwarten, wo die Spitzkugeln und Bajonnette Alles durchbohren und aufspießen sollten, was nur irgend wie in einer Beziehung zu dem negativen Princip unserer Zeit steht. Ich gehöre zu diesen Bauchschlitzern nicht. Ich habe meine eigene Idee über den Adel sogar. Ich glaube, daß der Adel darum nur vorhanden ist, daß er erblich, traditionell jene Vorzüglichkeit des Berufs für das allgemeine Wohl empfängt, die bei Dem, für dessen Erziehung Eltern nichts thun können, eine aus ihm selbst geborene zufällige, leider oft auch ausbleibende Mahnung ist. Ich erkenne in meinem ziemlich alten Adel die Mission nicht eines Genusses, sondern einer Aufgabe. Ist dies schon Thorheit in den Augen meiner aristokratischen Waffengefährten, so wächst sie zum Verbrechen, wenn ich mir eine Vermittelung meines Standes mit den Ideen des Jahrhunderts möglich denke. Ich leugne nicht, der Krieger ist in einer verzweifelten Lage. Man hat uns einen Eid, nicht auf die Constitution, sondern auf den König abgenommen, der wohl nach jesuitischer Moral gelöst werden könnte, ja es ist immerhin möglich, daß sich ein Einzelner mit nicht widersprechendem Gewissen von den Banden einer mathematischen Eidesformel loszulösen vermag; allein es ist mit solchen Verpflichtungen wie mit jenen Verpflichtungen der Ehre, die zum Duell führen. Man

verwirft das Duell und kann sich ihm doch nicht entziehen. Der Fahneneid ist einmal geschworen, geschworen unter andern Verhältnissen, wie sie jetzt stattfinden. Ich würde ihn so, wie ich ihn geschworen, nicht wiederholen. Aber er ist geschworen. Nun kann man sagen: Tritt aus den Reihen der Krieger aus, die nur den Landesherrn als Befehlshaber anerkennen! Dies ist für Den, der den Beruf des Militairs grwählt hat, gerade so, als wenn ein Prediger die Kanzel nicht mehr besteigen soll, auf der er anders predigt, als das Consistorium will. Der, der sich als Christ fühlt, wird sich auf's äußerste sträuben, aus der Gemeinde auszutreten. Der Lebensberuf, den man wählt, kann mit Jemandes ganzer Natur zusammenfallen. Ich bin ein Krieger. Ich kann kaum etwas Anderes sein. Ich habe früher wenig Avancement gehabt, daran war die Friedenszeit schuld. Warum soll ich das Feld räumen? Warum soll ich nicht hoffen, die politische Debatte dringt einst doch noch so weit durch, daß unser Eid modificirt wird und man uns von der Einseitigkeit unsers Gelöbnisses freispricht? Auch drängt es mich, das Beispiel einer Gesinnung zu geben, wie sie sich leider in unsern Reihen so spärlich gesäet findet. Meine Herren, welche Geistlosigkeit, welche blinde Leidenschaft, welch' brutales Nichtdenkenwollen in meiner täglichen Nähe! Tritt irgend ein unabhängiger, junger Mann von freiem Urtheil in den Dienst, entdeckt man einen Unterofficier, der eine Broschüre, eine Zeitung liest, erhält man einen Reservisten, der sich wohl gar bereits compromittirt hat, wie wird er empfangen! Der alte Oberst stellt sich in den Kasernenhof und hält eine Rede im Bauernstyl vom Siebenjährigen Kriege und weckt den gewaltsamen Sinn der Menge zur rohesten und ungeschlachtesten Kundgebung durch Schimpfreden und Kraftworte, die aus dem Mund oft weißhaariger alter Krieger kommen! Die jüngern Offiziere greifen diesen Ton auf und setzen ihn in kleiner Sphäre fort. Da hab' ich einen Sergeanten, Heinrich Sandrart. Vermögender Leute Kind, hatte er etwas Lockeres und klapperte gern mit seinen Mutterpfennigen, ließ sich auf Bällen sehen und war verliebt —" — Louis schlug die Augen nieder. — „Dieser junge Mann ist nicht Demokrat," fuhr Werdeck fort, „aber meine Lieutenants machen ihn dazu. Raucht er eine Cigarre, so fragen sie ihn, ob er's im Clubb gelernt hätte. Bläst er die Flöte in der Kaserne, so läßt man ihm sagen, er sollte sich's aufsparen, bis er wieder in seinem Dorf wäre. Der junge Mann dauert mich. Er liebt unglücklich —" — Louis gerieth in größere Spannung. — „Genug," brach der Major ab, „solche und ähnliche Fälle beweisen, wie sehr man schon eine gewisse Selbstständigkeit am Krieger als unzulässig verfolgt; wie nun

erst, wenn er einmal ein Wort entgegnet oder wohl gar sich einfallen läßt, wie es Manche schon in meinem Bataillon thaten, daß sie sich Staatsbürger nennen, die nur momentan unter den Waffen stünden! Ob es jemals möglich werden dürfte, die Armeen auf demokratischen Grundlagen so zu organisiren, daß darüber die unerläßliche Disciplin nicht zu Grunde ginge; ob es je möglich werden dürfte, den Adelsgeist, der hier und da sein Gutes hat, dem großen Zweck eines Volksheeres dienstbar zu machen, Das möcht' ich wohl wissen. Ich gestehe, daß ich ein Grauen empfinde vor dem Tage, der früher oder später kommen wird, wo wir Soldaten in der Lage sein werden, gegen den Geist der Zeit einzuschreiten und gegen bessere Ueberzeugung mit den Waffen aufzuräumen. Ich leugne nicht, daß ein von jeder schwankenden Meinung der Zeit herumgezerrtes Heer, das etwa einem Parlament verpflichtet wäre und nicht wüßte, wer ihm Befehle zu ertheilen hätte, sich bald auflösen würde. Ich weiß aber auch, daß Heere, die starr und beharrlich bei einem veralteten Princip festhielten, umgeblasen wurden vom Sturme wie Karten. Denn mögen unsere alten Obersten noch so viel in den Kasernenhöfen wettern, mögen sich die Lieutenants noch so sehr bei den vom Neubund herausgegebenen Zeitungen in den Kaffeehäusern Muths erholen, mögen die jungen avancementssüchtigen Referendare und Assessoren, die in kritischen Momenten als Offiziere eintreten müssen, noch so bramarbasiren, ich sehe doch, daß der Unterbau morsch ist. Die Gesinnung des gemeinen Soldaten steht nicht so fest, wie sich die Offiziere den Anschein geben, sie überall vorzufinden. Das Reglement des Schießens reicht aus. Die Attake wird schon schwieriger sein und für einen Feldzug voll langer Mühen und Entbehrungen glaub' ich bei unsren Armeen ohne große neue volksthümliche Begriffe nicht einstehen zu können."

Leidenfrost pries die Krieger, die es in zweifelhaften Momenten mit dem Volk hielten. „Sagen Sie Das nicht, alter Freund," bemerkte der Major. „Ich habe die Art, wie in Frankreich die Regimenter schwanken, nie billigen können und immer eine moralische Abneigung empfunden, wenn es hieß: Die Linie ging über. Glauben Sie mir, Leidenfrost, Sie haben von dem in unsrer Epoche liegenden Zuge zum Tode so gesprochen, daß ich davon bewegt war und jetzt begreife, warum eine Kugel vor den Kopf eine Wohlthat sein kann. Allein nicht blos dieser Zug, der mir vorkommt, als sollt' ich sagen: Unsre Zeit ist gleich einem Standbild von Marmor, dessen Augen ohne Augensterne sind — nicht nur, daß diese todten Augen uns rühren, rührend ist auch in dieser Zeit der Jammer der Pflicht. Die Pflicht, meine Her-

ren, das ist die Thräne im Auge des Kriegers! Es liegt etwas Majestätisches in dieser Fessel durch ein gegebenes Wort. Lassen Sie mich wieder ein Bild brauchen. Diese schweren Pflichterfüllungen erinnern mich an jene sterbenden Gladiatoren, die hingesunken, erschöpft und todesmatt an der Erde liegen, noch einmal die Arme aufstützen, um sich zu erheben, und doch schon den Kopf sterbend sinken lassen, freie Menschen, die gefangen in der Lage waren, gegen ihren Willen ihre eigenen Landsleute, die in gleichem künstlichen und beklagenswerthen Ingrimm ihnen gegenüberstanden, bekämpfen zu müssen, eine Zeit lang, der Ehre wegen, standhalten und dann gern sterben, um nur ein Leben voll Schande und Sklaverei loszuwerden für immer."

Der Major schwieg. Der sonst so scharfe Ausdruck seiner Gesichtszüge hatte sich verloren. Die hochgezogenen schwarzen Augenbraunen senkten sich mit dem Blick, der kummervoll auf der runden Tafel des Tisches ruhte. Die rechte Hand hielt mechanisch den grünen Römer, ohne daß ihn Werdeck zur Lippe führte. Ein tiefer Schmerz hatte den sonst so elastischen Körper und dessen lebhafte Bewegungen gelähmt. Leidenfrost reichte dem Major die Hand über den Tisch. Es lag etwas so Schmerzliches in dieser Begrüßung, daß es Allen auffiel und dem Major Veranlassung wurde, mit den Worten hervorzubrechen: „Daß ich hier unter Ihnen bin, meine Herren, ich dank' es nicht dem Geist, sondern dem Herzen. Maximilian Leidenfrost sollte den wunderbaren Roman erzählen, der mich an ihn fesselt. Sie wissen sicher, welche abenteuerliche Bahn seine Jugend durchlief. Er ist ein Soldatenkind und führt den Namen Leidenfrost von Leiden im Frost! Wo gab es grimmigere Leiden, als einst in Rußland 1812! Ein hülfloses Kind, ein Mädchen, liegt in den Armen eines Polen, der aus Sibirien entfloh und die Freiheit und die Erlösung von seinen Leiden auf den Schlachtfeldern fand, in deren Schrecken er sich auf seiner Flucht verirrte. Unter Leichen, unter Eis und blutgetränktem Schnee verschmachtete der Vater jenes Mädchens und die Kleine ist dem Tode nahe, als ein vorüberziehender, halberfrorener, fliehender deutscher Soldat das hülflose Schreien des Kindes hört und es aus den Armen des todten Vaters nimmt. Er eignet sich die wenigen Habseligkeiten des Todten zum Besten des Kindes an und trägt den verschmachtenden Wurm mit sich durch Rußlands Schneefelder und Eissteppen. Er gedachte eines Knaben, den er selbst daheim bei seinem jungen Weibe eben vor seinem Ausrücken unter Napoleon's Fahnen zurückgelassen hatte. Dieser arme Soldat war ein Deutscher und hieß Brüning. Sein Knabe hieß Max, nach seinem König; es war ein Baier. Seinen Pflegling aber, den er aus Rußland hinweg auf den Armen

trug, nannten entweder er oder Andere Josephine Leidenfrost. Wenigstens tauchten beide Kinder, Max Brüning und Josephine Leidenfrost, unter diesem Namen in einem polnischen Kloster zum Herzen Jesu auf. Vielleicht hatten die Nonnen dem Findling diesen Namen gegeben. Der verwundete Baier konnte nur bis Gnesen kommen. Dort brach seine Kraft zusammen; er verfiel dem Typhus; sein Pflegekind, die kleine Tochter des sibirischen Flüchtlings, eines Polen, wurde dem Kloster übergeben. Da suchte den erkrankten Soldaten im Frühjahr 1813 sein Weib auf, das zu Fuß, elend und arm, ihren Knaben in einem Tuche, das sie über die Schulter band, tragend, durch Franken, Thüringen und Sachsen nach Gnesen wanderte, wo sie wußte, daß ihr Gatte Brüning krank darniederlag. Das treue Weib findet den Mann im Fieberwahnsinn, sie pflegt ihn, erkrankt selbst, stirbt und ihr genesener Gatte ist es nun, der *sie* begräbt. Seinen Knaben Max giebt er zu Josephinen in's Kloster zum Herzen Jesu und er selbst tritt unter die neuentfaltete preußische Kriegsfahne, folgt der Proclamation von Kalisch; ich habe nie wieder von diesem ehrlichen Brüning etwas vernommen. Es ist der Vater unsers Max da." Der Major schwieg eine Weile. Die Andern blickten theilnehmend auf den Maler, der mit gestemmten Händen den Kopf hielt und in seinen Römer blickte, wie man am Rhein auf die Stellen blickt, wo die Sage von verschütteten Horten erzählt. Der Major fuhr fort: „Max, das Soldatenkind da, und Josephine, die Polin, galten für Geschwister, ohne es zu sein. Sie liebten sich, wie sich Kinder lieben, die zusammen lernen und spielen, und die Nonnen flößten Beiden jene Schwärmerei in die jungen Herzen, die sie, der Welt entsagend, in ihren Träumen oder in ihrer Hingebung an Christus und die Heiligen aussprechen. Es war erklärlich, daß man Max als Katholiken erzog, ebenso daß man ihn Leidenfrost nannte, weil die Nonnen auf diesen von ihnen vielleicht erfundenen Namen sich etwas einbildeten. Max Leidenfrost wurde zuletzt ein gefährliches Element unter den Nonnen. Man führte ihn nach Warschau in ein Mönchskloster. *Entführte* hätt' ich sagen sollen. Denn die Trennung von seiner Schwester soll List genug nöthig gemacht haben. Dort im warschauer Kloster erzählt die Chronik viel Streiche von diesem ketzerischen Knaben Max Brüning, genannt Leidenfrost, Streiche, die nicht in die Legende der Heiligen kommen werden. Josephine war bei den Nonnen geblieben, bis Sibylla, die Aebtissin, eine verständige Dame, den geringen Beruf des Mädchens für die geistliche Welt erkannte und sie nach Warschau zu Verwandten schickte. Aebtissin Sibylla gehörte dem altpolnischen Adel an. Josephine und Max sahen sich wieder und die

Liebe des jungen Halbnovizen für seine Namensschwester wuchs. Ich will die Abenteuer nicht ausmalen, die der romantische Sinn der zusammenerzogenen, für Geschwister geltenden jungen Leute —„ — Der Major unterbrach sich; „Hab' ich nicht Recht, Max?" — Leidenfrost hob den Kopf und schüttelte ihn lächelnd. „Ich bin stumm und höre nur!" sagte er. — „Es war mir doch," bemerkte der Major zur Flamme emporsehend, „als hört' ich — doch ich bin bewegt und meine Phantasie überhört vielleicht, wieweit ich selbst der Sprecher bin. Genug, Josephine ist das Weib des Majors Werdeck. Aber welche Kämpfe hat es gekostet, bis ich sie mir errang! Ich lernte sie vor zwölf Jahren in Warschau kennen, wie sie hangend und bangend in Liebe und Pein schwebte um ihren theuren Max, der, um nicht Priester zu werden, vor zehn Jahren entflohen war, verkleidet als Bedienter eines russischen Vornehmen, Otto's von Dystra. Welch' ein Verkehr hatte sich zwischen ihnen entsponnen! Max lernte vom Kleinsten auf und rang nach äußerer Bewährung eines innern Genius, der in ihm drängte, ohne daß er ihn bändigen konnte. Was hatte er bei den Mönchen gelernt? Nichts als nur schreiben, doch zierlich, malerisch schön. Eine Künstlernatur lebte in ihm, ihm unverständlich. Er konnte kaum noch richtiges Deutsch, er mußte in Allem von vorn beginnen und vergriff sich in den Mitteln, seinen Geist zur Höhe zu bringen. Statt Maler wurde er Anstreicher, statt Bildhauer Drechsler. Josephine galt in dem Hause, wo sie lebte, für eine Waise ohne Lebensansprüche. Sie liebte Max und empfing seine Briefe, die sie beantwortete, wie Heloise die Briefe des Abälard beantwortete. Max raffte sich gewaltiger empor. Immer bedeutsamer wurde sein Talent. Er wurde Künstler, Maler; er konnte stolz sein, Josephinen einst seine Hand reichen. Da sah ich dies reizende Mädchen in Warschau, wie ich als Hauptmann dort in einem militärischen Auftrag anwesend bin. Ich liebe Josephinen, trag' ihr meine Hand an und trotzdem, daß durch die Papiere, die Brüning in Rußland dem todten Vater abnahm, des Mädchens wahrer Name, ihre adlige Herkunft allmälig entdeckt wird, schlägt sie meine Bewerbung aus und reist nach dieser Hauptstadt, nm den inzwischen hier zur Geltung, zur selbständigen Freiheit gereiften Bruder aufzusuchen. Da — „ Der Major stockte und unterbrach sich mit den Worten: „Bin ich ein Thor, daß ich diese Erzählung begann? Was führt mich darauf!" Die Freunde drückten ihren Dank, ihre größte Spannung aus. Louis Armand, der sich seines halbpolnischen Ursprungs erinnerte, schien besonders bewegt. Aber der Major sagte: „Nur der Trieb, Ihnen zu sagen. warum ich gern mit Ihnen lebe, gern in Ihrem Kreise bin, meine Herren, öffnet mir die

Junge zu dieser Geschwätzigkeit — " — „O wohl!" lachte Leidenfrost auf. „Mit den sogenannten Verstandesmenschen, wofür der Major gilt, geht gewöhnlich die Logik durch und reißt der Verstand alle Stränge, wenn die einmal aufthauen und ihr Herz zeigen wollen. Die Geschichte ist ganz einfach. Josephine kommt hierher. Ich sehe sie, sie sieht mich. Nach sechs Jahren! Abälard und Heloise! Lacht nicht, es ist eigentlich zum Weinen, es ist eine alte Geschichte, ich bin häßlich. Diese Citrone, die ich hier fasse, ist mein Gesicht! Diese Löcher sind meine Augen! Diese getrocknete Zwetsche ist meine Nase! Ideal und Wirklichkeit! Josephine sieht mich wieder, entsetzt sich, erwacht von ihrem Jugendtraum und heirathet den Hauptmann von Werdeck, den sie liebt wie Julia Romeo; mich liebt sie wie einen Bruder." Als Max Leidenfrost diese Erzählung zum Besten gegeben hatte, waren alle stumm, von Schmerz und rührender Theilnahme ergriffen. „Genug! Genug!" fiel er aber selbst ein. „Vorwärts jetzt! Dankmar, sagen Sie jetzt Ihren Plan!"

Dankmar konnte sich nicht sogleich aus dem Staunen über dies Verhältniß zwischen drei edlen Menschen emporraffen und schwieg. Da ergriff Leidenfrost den Römer und sagte: „Dir, holder Genius meines Lebens, dieses Glas! Dir, Josephine, um die ich rang und arbeitete! Dir, zu deren Ruhm und Preis ich mein Leben aus dem Gemeinen und Zufälligen emporrichtete! Du warst der Stern meiner Nächte, die Sonne meiner lichteren Tage! Um dich darbt' ich, um dich dient' ich! Und als ich ein Herrscher zu sein glaubte und meine Krone mit dir zu theilen wagte, da weintest du und verhülltest dich! Lebe wohl, Josephine! rief ich und stürzte mich wie ein Wahnsinniger ins Leben; ich trat meine Kunst mit Füßen. Ich wurde ein Verräther an mir selbst. Die Verzweiflung peitschte mich mit Furiengeißeln. Ich wäre ein Scheusal? Eine Abirrung der menschlichen Formen? Ich, ein Plastiker, wäre unschön? Da trieb es mich auf die Bühne. Schauspieler wurd' ich, heute, um mich zu schminken und schön zu sein, morgen, um mir einen Buckel überzuschnallen, Gesichter zu schneiden, rothe Haare aufzukleben und vor den Spiegel zu treten und zu sagen: Nun erst bin ich häßlich! Jetzt erst entsetzen sich die Engel vor mir! Das bist du nicht selbst! Du bist ein Adonis, ein Gott gegen diese Fratze! Und so trieb ich's fort, bis ich wiederkehrte, mich besann, mich ergab, ergab als Menschenfeind. Ich fand die Geliebte, die Schwester ernst, vornehm, aber wieder gut. Sie war nicht die alte Josephine mehr; sie war jetzt nach den entdeckten Familienpapieren Jagellona —"— „Jagellona?" unterbrach Louis Armand. — „Jagellona von Werdeck, Franzos!" fuhr Leidenfrost fort. „Jagellona, die Polin, die Adlige,

wie es die Gesellschaft verlangte! Aber sie hat noch ein Herz und noch darin Liebe. Sie liebt Ideen, Menschen, die Ideen tragen und verkörpern, sie liebt Polen und die Freiheit. Jagellona ist meine Josephine nicht mehr; aber Werdeck wurde mein Freund —"— „Dein Bruder, Max!" sagte Werdeck und reichte dem Sprecher die Hand. „ Im Geist bliebst du meinem Weibe ihr alter Max!" — „Im Geist ist Alles möglich!" sagte Leidenfrost. „Stoßt an — auf Jagellona!"

Siegbert, der des Rühmlichsten genug von Majorin Werdeck zu erzählen pflegte, stieß zuerst an. Dankmar mit Vorwürfen, die er sich selbst über seine Zurückgezogenheit vom gesellschaftlichen Leben machte, Louis mit der Frage auf den Lippen, wie der fernere Name dieser Jagellona heißen mochte. Leidenfrost machte aber gleichsam einen Strich über diese ganze Unterbrechung und sagte entschieden: „Und nun kein Wort mehr davon! Ihr kennt jetzt die Tragödie, die ich in meinem Herzen spiele — besser hoffentlich, als ich einmal sechs Monate lang früher in Wirklichkeit auf den Brettern spielte. Jetzt zur Sache! Dankmar Wildungen! Unsre Stimmung ist feierlich! Reden Sie!"

Dankmar entschloß sich, in den angeregten Gegenstand einzulenken und sprach: „Sie haben, Herr Major, in Ihren früheren Aeußerungen das tiefe Weh dieser Tage ausgesprochen. Sie haben an Ihrem Beispiel gezeigt, wie lang die Bahn gemessen ist, die unser redlicher Wille durchlaufen muß, wenn er sich in eine That umsetzen will. Hundert Gründe, etwas zu thun, tausend, etwas zu unterlassen. Das Ideal ahnen wir, aber Nebel umgeben die Sonne. Auf dem Wege zur Wahrheit hundert Lügen, und Lügen nicht einmal, die wir verachten dürften, nein, wir sollen uns mit ihnen abfinden, sollen mitlügen, um von ihnen ehrlich loszukommen. Wir Alle hier sind Demokraten. Das Wort ist alt. Seine Geschichte lehrreich. Die Moral dieser Geschichte abschreckend. Ich gebe zu, daß die Chronisten dieser Geschichte meistens Aristokraten waren, wenn auch nur Aristokraten der Bildung und Gelehrsamkeit. Aber unverkennbar ist es, daß sich zu allen Zeiten in ein lauteres, reines Princip unlautere Elemente mischten. Könnten wir diese von unserer Debatte ausscheiden! Das demokratische Princip galt bisher nur für kleinere Staaten, jetzt erst ist es ein Weltdogma geworden, ein geschichtlicher Hebel. Da ist es fast so groß, so heilig zu erachten, wie eine Religion. Eine Religion muß unendlich einfach sein. Die Offenbarung giebt die Geschichte. Drei Sätze genügen. Das Uebrige thut der Geist, die Gesinnung, die Hoffnung. Wir haben vier Meinungen gehört. Alle wurzelten sie in einem Stamm und waren doch so verschieden, und stritten wir noch länger darüber,

so würde statt Einigung Veruneinigung kommen. Der Eine empfiehlt eine augenblickliche That, der Andere will nur die Gefahr des Experiments wagen, der Dritte lieber mit dem Alten untergehen, nur um nicht das bedenkliche Neue zu versuchen. So werden wir uns nicht vereinigen. So werden wir immer nur die Repräsentanten jenes Chaos sein, das jetzt in den Gemüthern gährt und den erleuchtenden und erwärmenden Lichtstrahlen unzugänglich scheint, weil jede Subjektivität leidenschaftlich, reizbar, eigensinnig ist. Freunde, wir müssen unsre Lehre vereinfachen, aber die einfache Lehre kraftvoller durchsetzen! Wir müssen es aufgeben, positive Schöpfungen hervorzurufen, und uns begnügen, nur den Geist, in dem sie erwachsen sollen, zu befördern. Keine Theorie! Für die Theorie das Leben! Hört mir zu, Freunde! Die Stunde ist heilig. Stoßt auf eine Idee an! Ich wünsche, daß es so, wie in unsern Gläsern, auch in unsern Herzen widerklingen möge." Man stieß mit Dankmar, dessen Augen leuchteten, feierlich an. Vom Rathhausthurm schlug es zehn. Als die Gläser gesenkt waren, begann Dankmar mit fester Stimme die Nothwendigkeit darzulegen, über den Bund der Freimaurer hinaus einen neuen zu stiften, einen Bund, den er den der Ritter vom Geiste nannte.

Neuntes Kapitel.

Die Stiftung des Bundes.

Kaum hatten die beiden Schreiber, Schmelzing und Hackert, auf dem Estrich kauernd, die Gesellschaft, ehe noch Werdeck kam, unter sich in die kleine Trinkstube eintreten hören, als sich auch sogleich der Letztere von einigen Stimmen an ihm bekannte Menschen erinnert fühlte. Noch wußte er nicht deutlich zu unterscheiden, wo er das eine oder das andere Organ hinbringen sollte. Die Worte, die unten gesprochen wurden, bekamen durch die Wölbung und die Resonanz etwas Schnurrendes, ja Unangenehmes. Man mußte etwas zurückbleiben von dem Kreuz, um nicht durch das Schnarren der Stimmen verletzt zu werden. Für Schmelzing's Ohr waren diese Töne gerade so, wie er sie haben mußte. Er hielt sich so dicht an dem flammenden Kreuze, daß ihn Hackert einigemal zurückzog und ihm durch die Fingersprache sagte: Sie werden sich Ihre paar Haare noch vollends verbrennen, Schmelzing!

Schmelzing zeigte boshaft auf Hackert's rothes Haar, dem das Sengen nicht viel schaden könnte, zog dann ein Portefeuille

und legte sich's zum Notiren der unten gesprochenen Worte zurecht. Hackert sah diese Zurüstung mit Gleichgültigkeit. Weil ihm die Stimmen im Ohr wehe thaten, gönnte er ihnen, daß Schmelzing ihr lautes Lachen und Scherzen aufschrieb. Ruhig streckte er sich am obern Ende des Kreuzes hin, während Schmelzing am untern kauerte und bald horchte, bald schrieb, bald das Brot und den Wein zurechtlegte für ein geordnetes, später einzunehmendes Souper; denn, deutete er Hackerten an, diese Sitzung da unten würde lange währen, es schiene heute ein Hauptschlag berathen zu werden.

Hackert rieth hin und her, wer die Sprecher sein mochten; endlich vernahm er in dem Durcheinander, wobei der ihm unbekannte Leidenfrost am meisten hörbar war, eine sanftere, mildere Stimme. Es war Siegbert's. Unwillkürlich kam es Hackerten, als müßte er da durch das Kreuz hindurchsehen. Schon hielt er den Kopf hin, als er erschreckt von der Hitze der Flamme zurückfuhr. Aber er dachte: Das ist Siegbert Wildungen! Mein wackrer Freund, der so liebevoll für mich gesinnt gewesen und den ich an jenem Abend vor dem Fortunaball so niederträchtig kränkte, daß ich ihn für immer vermeiden muß! Und nun erkannte er auch Dankmar's Stimme. Jetzt erst schwebte ihm klar und deutlich vor, welche Rolle er hier spielte. Menschen, die ihm fremd, zu belauschen und an ihnen neue Entdeckungen im Gebiet des bunten Lebens zu machen, wäre ihm vielleicht sonst eine Unterhaltung gewesen. Als er aber die Stimmen befreundeter Personen hörte, als er sich erinnerte, wie freimüthig sich Dankmar auf der Fahrt vom Heidekrug nach Hohenberg gegen den verkleideten Prinzen Egon geäußert hatte, als er sich vorstellte, in wieviel gefährliche Dinge Dankmar schon verwickelt war und wie er sich doch gleichfalls an jenem verhängnißvollen Abend geneigt gezeigt hatte, ihm zur Aussöhnung und Verständigung die Hand zu reichen, da befiel ihn über die Möglichkeit, ihre Aeußerungen könnten ihnen Gefahr bringen, Angst. Er lauschte nochmals. Er glaubte sich getäuscht zu haben. Doch unwiderleglich blieb es, daß es die Brüder Wildungen waren. Als man allgemein Guten Abend! rief und einen Neuangekommen begrüßte, hoffte er, das Gespräch würde sich in Allgemeinheiten verlieren. Er machte deshalb Schmelzing ein Zeichen, als wollte er sagen: Es sind wohl die Rechten nicht? Dieser aber bemerkte, das gerade der Neuangekommene der Rechte wäre. Hackert möchte ihn jetzt nicht stören, sondern seine Schreibtafel auch ergreifen, damit sie hernach ihre Notizen vergleichen könnten. Hackert, um Verdacht zu vermeiden, befolgte diese Weisung. Er zog eine pergamentne Schreibtafel

und stellte sich, als wenn er außerordentlich begierig wäre, zu erfahren, was gesprochen wurde.

Zunächst fing er an, Schmelzing an die Pennalhälften zu mahnen. Er gab ihm die größere und füllte sie mit dem Haut-Sauterne, den die Polizei für diese Expedition auf Rechnung der „geheimen Fonds" setzte. Schmelzing lehnte die längere Hälfte ab und wollte nur aus seinem kleineren Fingerhut trinken. Dem Essen, das Hackert vorzulegen anfing, sprach er eher zu, dabei aber unaufhörlich winkend, kein Geräusch zu machen und seine Aufmerksamkeit nicht zu stören. Hackert ließ sich nicht beirren. Er dachte: Ich muß Dich bei Deinen schwachen Seiten fassen. Die nächste Schwäche des schleichenden, tückischen Schreibers war seine Eitelkeit. Hackert musterte den Mantel, auf dem er lag, und gab ihn Schmelzingen, da er zu kostbar wäre, als Fußdecke benutzt zu werden. Das hörte Schmelzing schon gern. Dann lobte er seine Halsbinde und fragte ihn, wo er jetzt seine Halsbinden waschen ließe. Schmelzing antwortete auf alle diese Fragen mit der Fingersprache. Es bot einen eigenen Anblick, diese beiden Menschen am Boden kauernd zu sehen, zwischen ihnen ein flammendes Kreuz, oben Alles todtenstill, und sie Beide sprechend, die Finger reckend, die Arme bewegend, bald an die Brust, bald ans Kinn, bald an die Nase, die Ohren, die Haare fassend. Sie hatten sich in müßigen Stunden eine solche Fertigkeit in dieser Art der Mittheilung und des Gedankenaustausches angeeignet, daß sie sich nicht nur über äußere, sinnlich ins Auge fallende Gegenstände verständigten, sondern sogar über Ansichten und Empfindungen.

„Wissen Sie wohl, Schmelzing," sagte Hackert mit der Fingersprache, während er mit Herzklopfen hörte, daß eben Dankmar die Frage beantragte, welchen Entschluß man für die nächste Zeit fassen müßte; „wissen Sie wohl, was man von Menschen denken muß, die ihr Gehör verlieren?" — „Lassen Sie mich jetzt zufrieden!" antwortete Schmelzing mit der Zeichensprache, horchte und schrieb emsig. — „Nein, im Ernst, Schmelzing! Lassen Sie doch unten die dummen Kerle ihren Rüdersheimer trinken! Ich geb' Ihnen mein Wort, es hat etwas auf sich mit dem Gehör." — „Schweigen Sie, Hackert!" — „Das Gehör, Schmelzing, ist der niedrigste, schlechteste und erbärmlichste Sinn des Menschen. Männer von Geist verlieren immer erst das Gehör." — „Wirklich?" — „Wissen Sie, Schmelzing, daß der Mensch eigentlich stufenweise abstirbt?" — „Sprechen Sie nicht vom Sterben, Hackert! Ich verbitte mir Das." — „Wie alt sind Sie, Schmelzing? Einunddreißig, nicht wahr?" — „Schmelzing konnte nicht umhin, etwas zu schmunzeln. Er hatte sicher

schon sein vierzigstes auf dem Rücken. — „Vom dreißigsten Jahre an sterben wir allmälig ab, und zwar an unseren fünf Sinnen." — „Zum Donnerwetter! Seien Sie still, Hackert!" — Hackert hörte, daß Siegbert eben einen langen politischen Vortrag hielt und ununterbrochen redete. Er ließ sich nicht stören; sondern wandte die ganze Kraft seiner Fingerberedsamkeit an, Schmelzing vom Nachschreiben abzuhalten.

„Gemeine Menschen," sagte er, „sterben von oben herab, edle Charaktere von unten herauf." — „Wie so?" fragte Schmelzing, der dabei an seine Füße dachte, die ihm beim Sitzen oft kalt wurden oder einschliefen. — „Was sehen Sie denn auf Ihre Füße, Schmelzing? Ich rede ja von Ihrem Gehör." — „Lassen Sie mich in Ruhe." — „Das Gehör ist wirklich das Gemeinste am Menschen. Nur bei den Dummen ist der Gehörsinn am schärfsten ausgebildet." — „Wie so?" — „Je furchtsamer ein Thier ist, desto besser hört es. Alle feigen Thiere, Hasen, Rehe, Maulwürfe hören gut." — „Wirklich? — „Ein gescheidter Mensch lebt ganz in sich und hört auch drum so wenig. Plato und Aristoteles, kann ich Ihnen die Versicherung geben, Schmelzing, waren in ihrem dreißigsten Jahre stocktaub, und wenn Sie's nicht wissen, wer Plato und Aristoteles waren, so sag' ich's Ihnen, es waren die beiden weisesten von den sieben Weisen Griechenlands!" — „Sie wollen mir etwas weismachen, Hackert!" — „Ich gebe Ihnen mein Wort! Erst kommt das Gehör, dann —" — „Halt! Halt!" fingerte Schmelzing mit Zorn und zeigte nach unten. Hackert horchte hin; es war von den Willing'schen Maschinenarbeitern und dem Handwerkerverein die Rede. Aber jetzt erst recht gab Hackert keine Ruhe.

„Gut zu hören," fuhr er fort, „ist gemein; dann kommt gut sehen, das ist weniger gemein, aber noch immer gemein; dann kommt gut fühlen. Das ist Mittelsorte. Dann steigt's aber ins Feine. Erst gut schmecken. Dann aber das Feinste, Schmelzing —" — „Gut zu riechen?" fragte Schmelzing erstaunt. — „Der feine Mann hat seinen schärfsten Sinn in der Nase." — „Gehen Sie weg!" — „Glauben Sie Das nicht? Sie wissen also nicht, daß alle Weisen Griechenlands am stärksten im Organ der Nase waren?" — „Ich meine doch daß erst der Geschmack kommt," sagte Schmelzing von diesen Auseinandersetzungen interessirt. — „Ach, wie irren Sie sich, Schmelzing! Geschmack ist fein, aber Geruch ist viel feiner." — „Ich rieche sehr fein." — „Wirklich?" — „Sehr fein!" — „Riechen Sie z. B., ob Das hier Kohlen- oder Theergas ist; ich meine das Gas, das von den drei Kreuzen da kommt." — „Dafür kann ich nicht Chemie genug," sagte Schmelzing. „Aber ich rieche, daß hier viel Mäuse

und wenig Katzen sind —" — „Sehen Sie einmal an, Das riech' ich nicht, Schmelzing," sagte Hackert immer trocken und in der Miene ruhig. „Plato soll in seinen letzten Lebensjahren seine künftige Verwesung voraus gerochen haben. An sich selbst, Schmelzing!" — „Ach schweigen Sie von Verwesung, Hackert!" — „Sie haben gut reden! Sie haben den feineren Stufengang der Sinne, Schmelzing, und ich fürchte sehr, ich habe nur den gemeinen." — „Sie machen Possen!" — „Im Ernst, Schmelzing. Ich sterbe umgekehrt ab. Ich rieche schon jetzt gar nichts. Mein Geschmack ist dürftig. Der Wein z. B. mundet mir keineswegs und doch seh' ich an der Etikette, daß es der feinste ist, den kaum der Polizeiminister besser hat. Mein Gefühl ist leidlich. Aber sehen kann ich durch ein eichen Brett und hören ist meine Leibpassion. Ich höre z. B. jetzt eben —" — „Was hören Sie?" — „Hören Sie nicht die Thür knarren?" — „Machen Sie mir keine Angst! Lassen Sie Das!" — „Es ist möglich, daß ich mich täusche. Wissen Sie was, Schmelzing, ich will mich hinlegen und schlafen."

Hier sprang Schmelzing auf. Hackert hatte die Bezeichnung des Schlafens so eigenthümlich dargestellt, daß Schmelzing an die alte Nachbarschaft und das frühere Nachtwandeln Hackert's dachte, von dem dieser behauptete, jetzt geheilt zu sein. Es fehlte nicht viel, so hätte Schmelzing laut gesprochen. Der Dialog über die feine und grobe Stufenleiter der Sinne ging durch die Zeichensprache leicht zu versinnlichen. Die beiden Sprecher hatten immer nur nöthig, auf die betreffenden Organe zu zeigen. Diese Andeutung aber, daß Hackert hier schlafen wollte und wohl gar in seinen alten Zustand verfallen, diese Möglichkeit, verbunden mit so scharfem Gehör, daß er eben eine Thür wollte knarren gehört haben, war für Schmelzing zuviel. Hätte er nicht das Geräusch gefürchtet, er würde Hackerten sein Holzpennal an den Kopf geworfen haben oder einen Tintenstecher, den er schon aus der Tasche zog.

Hackert ließ in seinen Angriffen auf Schmelzing's Ruhe nach, denn Siegbert hatte aufgehört zu reden. Das Durcheinander von Stimmen, das herauftönte, brachte jetzt nicht ein einziges gefährliches Wort. Schmelzing war außer sich vor Zorn, als er auf seine leeren Blätter blickte.

Es wurde unten ruhiger. Eine Stimme sprach, die Hackert nicht kannte. Es war die Stimme Leidenfrost's. Anfangs dachte er, der mag reden, soviel er will! Plötzlich nahmen Leidenfrost's Aeußerungen einen Charakter an, der Schmelzingen bestimmte unwillkürlich auszurufen: „Herr Gott! Nun kommt's!" In der That war es die Rede eines vollständigen Demagogen.

Ja, dachte Hackert, Das wird nun arg! Es sind die unvorsichtigsten Menschen von der Welt da unten! Wie kann Siegbert Wildungen ableugnen, daß er in Gemeinschaft eines solchen Aufrührers politische Berathungen gepflogen hat! Und nun entschloß er sich rasch, Schmelzingen aufs Neue in Verwirrung zu bringen. Die erste Schwäche des Schreibers, sein Ehrgeiz war schon ergiebig gewesen. Er entschloß sich, mit einer neuen anzubinden. Schmelzing war verliebt. Hackert wußte das nicht nur im Allgemeinen, sondern hatte sogar an mancher Zudringlichkeit gegen Luise Eisold beobachtet, daß er einen Eindruck seiner hageren, gespenstischen Figur auf das junge, ihn verachtende Mädchen für möglich hielt. Ihm, Hackerlen, war der Gedanke an Luisen etwas Heiliges. Er liebte sie nicht, er fürchtete sich vor ihr; er entfloh sogar in allen seinen Gedanken der Erinnerung an dies sittenreine Mädchen. Er besann sich, ob er kein anderes Mädchen wüßte, dessen Namen er entweihen durfte, um Schmelzings Phantasie zu verwirren. Er fand keine. Da hörte er, daß der Sprecher unten die Barrikaden erwähnte, und ohne lange Besinnung machte er einen Griff an seinen linken Ringfinger und zeigte auf denselben Finger an Schmelzings Hand. Schmelzing wollte nichts hören. Hackert wiederholte das Zeichen. „Wo haben Sie denn Ihren Ring, Schmelzing?" sagte er. — „Zum Donnerwetter! Welchen Ring?" — „Den von Luise Eisold!" — „Ich einen Ring von Luise Eisold?" — „Wie Sie auszogen —" — „Wie ich auszog?" — „Den Ring, den sie Ihnen zum Abschied an den Finger steckte?" — „Mir einen Ring? Sie schlafen wohl?" — „Schlaf' ich? Träum' ich vielleicht?" — „Hackert, seien Sie still! In meinem Leben nehm' ich Sie nicht wieder hierher mit!" — „Was wollen Sie denn? Ich weiß doch, daß Sie da an der linken Hand immer einen Ring trugen und Luise hat mir selbst gesagt, daß sie Ihnen noch einen Ring geben wollte. „War's nicht der?" — „Mir einen Ring geben? Sie verwechseln mich wohl mit sich selbst?" — „Halten Sie mich für eitel? Die Luise hat Nachsicht mit mir gehabt, weil ich Ihr Freund bin." — „Lassen Sie mich in Ruhe!" — „Aber ich habe ja die Haare selbst gesehen, die sie für Sie abschnitt. Köstliche braune Haare, Schmelzing. Sie gab sie zum Haarflechter und es sollte ein Ring für Sie werden. Hernach zogen Sie aus und erkundigten sich nicht mehr nach dem Mädchen, das Sie überraschen wollte! Sie staunen, Schmelzing? Sehen Sie, daß Sie doch zu kurz kommen mit Ihrem schlechten Gesicht und Gehör. Plato hatte auch kein Glück in der Liebe; denn er war kurzsichtig. Man nennt das drum die platonische Liebe. Man muß ein scharfes Auge haben, um ins

Herz zu sehen, und wenn Eins laut seufzt und man ist stockstaub und hört's nicht, so war man ein Esel. Vergeben Sie mir meine Freimüthigkeit." — „Hackert, Sie machen mich ganz confus." — „Aber wonach riecht Das hier?" rief Hackert plötzlich sich aufrichtend. Schmelzing zog mit der Nase die Luft ein —" — „Eau de Cologne, Schmelzing!" sagte Hackert. „Hier sind Frauenzimmer in der Nähe."

Die Wirkung dieser rasch gesprochenen Worte auf Schmelzing war elektrisch. Im Nu verlor er alle Besinnung. Hatte ihn schon der Wein, die Erwähnung Luisen's, der Ring mit den Haaren, die platonische Liebe in eine Steigerung seiner Empfindungen versetzt, so überfiel ihn jetzt durch die Vorstellung von Eau de Cologne ein förmlicher Schwindel. Hackert in aller Ruhe, trocken und kaustisch, blieb bei seiner Vorstellung von einem feinen Parfüm, stand auf und behauptete, der Duft käme von dem zweiten Kreuze her. Er blieb stehen. Fortgehen wollte er nicht. Schmelzing bekam zu viel Gelegenheit nachzuschreiben. So setzte er sich wieder dicht in seine Nähe, umschlang Schmelzing, zog ihn an seine Brust und flüsterte ihm ohne Zeichensprache ins Ohr: „O Schmelzing, was sind doch die Weiber für paradiesische Teufel! Eau de Cologne! Die künftige Seligkeit schlägt man um sie in die Schanze! Aber die Meisten wissen gar nicht, was im Kuß für Geheimnisse sind. Eau de Cologne! Sie haben schöne Lippen, Schmelzing! Nicht lachen! Nur nicht lachen hier! Schmelzing! Sie müssen wunderschön lieben können! Wenn ich Luise wäre und ich neigte mich so zu Ihnen und Sie fühlten mich hier dicht am Herzen und ich sagte: Schmelzing! Schmelzing! Göttlicher Schmelzing!"

Der verwitterte alte Schreiber zerfloß in der That bei diesen von Geberden unterstützten Schilderungen seines Collegen in völlige Besinnungslosigkeit. Das Portefeuille, der Bleistift, waren ihm entfallen. Er hörte nicht mehr, er kicherte nur noch und meckerte. Dennoch mußte Hackert fürchten, daß er sich besinnen und ihn mit Gewalt von sich stoßen würde. In dem Augenblick kam seiner Keckheit ein weibliches Lachen zu Hülfe, das in der That von der Seite des linken Kreuzes her emporschallte. Es klang dumpf, fern, aber Hackert hörte deutlich, daß weibliche Stimmen in der Nähe sein mußten. „Hören Sie, Schmelzing. Hören Sie! Weiber! Eau de Cologne, wie Sie's gleich gerochen haben! Kommen Sie! Kriechen Sie mir nach!"

Schmelzing konnte sich in der That nicht mehr aufrechterhalten. Seine Sinne waren so verwirrt, Hackert hatte so alle schlummernden Geister seiner Sehnsucht geweckt, daß ihm wie einem Taumelnden war. Er kroch auf allen Vieren hinter

Hackert her an den linken Flammenschein. Anfangs hörte er nichts von dem Lachen, das Hackert vernommen haben wollte. Wie er aber dicht an der linken Kreuzesöffnung war, wie vorhin an der mittlern, machte die Wölbung, daß man Ohrenzeuge einer, wie es schien, heitern Scene wurde. Man hörte Gläser klingen, das Lachen von Frauenstimmen und eine männliche, etwas pathetische Stimme, die sich in phantastischen Huldigungen zu ergehen schien. „O verdammt!" flüsterte Hackert, „daß man nicht hinunterblicken kann. Nächst dem Genusse, selbst zu lieben, giebt es keinen größeren, als Andere sich lieben sehen. Wie viel Frauenzimmer sind das wohl?"

Schmelzing bedeutete Hackerten zu schweigen. Ihr Rutschen, ihr Plaudern möchte sie noch verrathen. Er fing wieder in Zeichensprache zu reden und zu gestikuliren an und lauschte so gierig auf die Scene, die in diesem Gespräch aufgeführt zu werden schien, daß er die Politik, die Demokratie, die Arbeitervereine vergessen hatte. Hackert's mephistophelische Natur war im vollsten Gange. Er bediente sich aller nur möglichen Einfälle und Schnurren, um Schmelzing zu betäuben. Die Ungebundenheit seiner verdorbenen Phantasie tobte sich aus. Und Schmelzing schnalzte mit der Zunge, wie ein Hecht mit den Flossen, der vom Trockenen in frisches Wasser kommt. Sein ganzes Wesen schwänzelte. Hackert sagte, aufregend genug, mit der Fingersprache, in welcher bekanntlich auch die Neapolitaner mehr noch zu sagen wagen, als man sich mit der Sprache zu sagen getraut: „Ich wette, es sind sechs Mädchen, Schmelzing, und nur Ein Mann!" — „Gehen Sie weg!" — „Ich unterscheide wenigstens vier Stimmen. Es ist ein Herr, der nicht zu den jüngsten gehört. Zwei sitzen ihm auf dem Schooß. Eine, Schmelzing, legt sich ihm eben quer über die Schulter und Eine hat sich eben einen Fußschemel herangerückt und legt den Kopf auf seine linke Kniescheibe —" — „Das sehen Sie Alles?" — „Ich höre es ja, alter Freund! Es sind Tänzerinnen! Sie stehen jetzt auf und wollen ihm Polka vortanzen. Sie rücken die Stühle zurück. Platz gemacht! Sie treten an. Ha! Wie sie die Kleider fassen! Sehen Sie, Schmelzing, sehen Sie diese Füße! Die weißen Strümpfchen! Die hat rothe Strumpfbänder mit einer emaillirten Schnalle an! Sehen Sie die Schnalle nicht? Ich sehe die Schnalle, wie sie blinkt, Schmelzing!" — „Sie sind verrückt, Hackert! Wo sehen Sie denn die Schnalle?" rief Schmelzing und verbrannte sich fast die Nase. — „Jetzt nehmen sie die Champagnergläser und tanzen an ihm vorüber," fuhr Hackert fort. „Jedesmal, wenn Eine an ihm vorbeikommt, muß er rasch trinken. Dann kommt die Andere, die Blaue! Dann die Dritte, die Rothe! Jetzt die Vierte, die

Weiße! Jetzt die Fünfte —" — „Halten Sie inne. Es sind nur Drei!"

„Woraus merken Sie Das?" — „Sie sprechen ja so deutlich, daß man ihre Stimmen unterscheiden kann. Die Eine spricht ein Bischen tief." — „Das lieb' ich, Schmelzing. Je tiefer die Stimme, desto mehr Feuer. Der Mann muß ersten Tenor, die Frau zweiten Sopran sprechen. Das ist das wahre Duett der Liebe, Schmelzing. Sie Ihrerseits sprechen in der Mittelhöhe, Schmelzing!" — „Sie machen Einen noch toll, Hackert!" — Schmelzing mußte sich mit Gewalt losreißen. Hackert wühlte zu grausam seine Phantasie in Grund und Boden um. Er lag erschöpft. Hackert lehnte sich zum Lichtschimmer hin. Beide horchten. Es schienen ein Herr und nur zwei Damen zu sein, die unten völlig unbelauscht zu sein glaubten. Das Klingen der Gläser hatte aufgehört, das Lachen sich gemäßigt. Man konnte die Worte der Unterhaltung deutlicher vernehmen. Diese lautete eben: „Aphroditische Wesen," sagte die männliche Stimme, „lasset uns zum letzten Male noch von dem Schaum opfern, dem die Göttin entstiegen ist, deren würdige Priesterinnen Ihr Euch nennen dürft! Steige auf, cyprische Welle! Lodre, brodle, schäume!" Ein Geräusch verrieth, daß ein Champagnerkork aufflog. Zwei Mädchenstimmen schrieen vor künstlichem Schreck. „Die Gläser her!" fuhr die männliche Stimme fort, „das Glück verrauscht! Kurz ist der Augenblick der Freude!" — „Mit Brotrinde umgerührt," sagte das eine Frauenzimmer, „dann dauert's länger." — „Künstlich! Künstlich! Alles künstlich, Diotima!" sagte die männliche Stimme. — „Diotima?" fragte das Frauenzimmer. „Ich heiße —" Man hörte nicht recht den Namen, den sie sprach. „Pst!" rief Hackert. „Sie heißt — haben Sie's gehört?" Schmelzing nickte, als wollte er sagen, er verstünde Alles.

„Nein, Diotima," sagte wieder die pathetische Stimme. „Was soll mir des Brotes Rinde! Was soll mir der künstliche Perlenflor! Die Natur verschmäht die Nachhülfe der Kunst. Oder bist Du wohl lieber für die Kunst, schlanke Aspasia?" — „Spasia?" sagte Schmelzing. „Das war deutlich." — „Aspasia?" wiederholte die andere Stimme. „Ich heiße —" Man verstand wieder den Namen nicht. „Wie?" bedeutete Hackert seinen Collegen. „Spasia!" wiederholte dieser kichernd. — „Aspasia! Mädchen! Es sind die Namen, die ihr in den Sternen führen werdet; Plato's Freundinnen heißen Aspasia und Diotima!" — „Plato's!" fiel Hackert zu Schmelzing ein. „Verstehen Sie? Das ist auch ein Gelehrter da unten. Plato hatte kein Glück in der Liebe, obgleich er kurzsichtig und harthörig war und

sehr früh eine Brille trug." — „St!" winkte Schmelzing. — „Trinkt, Mädchen!" rief der Redner unten. „Trinkt aus des Spitzglases unschöner Form! Krystallene Schalen von gewobenem Glase, röthlich angehaucht, sind des Schaumweins würdigere Pokale. Trinkt oder thut wie ich!" — „Ah!" riefen die Mädchen. „Sie verschütten ja —" — „Das köstliche Naß auf des Hauses geheiligten Estrich? So mußt Du den Göttern opfern, Diotima!" — „Mit Erlaubniß," antwortete Diotima, „zum Aufscheuern ist Champagner denn doch zu theuer." — „Opfre!" schrie der Sprecher in der Trunkenheit. Diotima sträubte sich. — „Opfre!" Aspasia schien dem bacchischen Priester das Glas wegzunehmen. Dann sagte sie mit gurgelndem trinkenden Tone: „Da! Nicht auf die Erde!" — „Die versteht's!" sagte Schmelzing, der für die Barrikaden und Arbeitervereine kein Ohr mehr hatte. — „O hätt' ich Rosen, hätt' ich Kränze," rief der Sprecher unten, „könnt' ich mich schmücken, wie Apollo! Und Ihr, Freundinnen im griechischen Gewand, Ihr schrittet mir zur Seite, wie Priesterinnen! Ha, könnte ich dieses dumpfe Kellerloch umzaubern zu einer Tempelhalle! Rufen möcht' ich wie Faust nach dem Trank der Hexe, damit ich losgebunden, frei, erfahre, was das Leben sei." — Schmelzing zeigte nach dem Kopfe. „Zu viel?" fragte Hackert. — „Zu wenig?" antwortete Schmelzing schüttelnd. — „Er hat entweder oder ist!" sagte Hackert bestätigend. — „Aber da oben, da oben, seht Ihr's?" rief die exaltirte Stimme plötzlich. Rasch fuhren die beiden Lauscher zurück. Im ersten Augenblick glaubten Sie sich gesehen. Aber die Stimme sprach: „Seht Ihr's da oben, das Kreuz in der Mauer? Bist Du schon wieder da, nazarenische Mahnung? Spukst Du denn überall, trauriges Memento mori! Hinweg von Griechenlands Göttersöhnen jagst Du mich? Nein! Mit Rosen, nicht mit Dornen erlöst man die Menschheit. Küßt mich, Mädchen! Nach Korinth! Nach Korinth! Die Trümmer des Altars, den Paulus zerschlug, den Altar des unbekannten Gottes helft mir suchen! Es lebe der unbekannte Gott von Korinth!"

Schmelzing machte wiederholte Zeichen des Wahnsinns, den er bei dem Sprecher voraussetzte. Hackert aber sagte, daß er ihn für irgend einen verdorbenen, vielleicht abgesetzten Geistlichen hielte, der hierher gekommen wäre, um beim Ministerium der geistlichen Angelegenheiten sich auszuklagen und in der Desperation sich mit diesen Damen in den Rathskeller verirrt hätte, um seinen Zorn im Champagner zu ertränken. Die Mädchen schienen ihn zum Besten zu haben, sie lachten und neckten ihn, trotz der Zärtlichkeiten, die sie ihm gestatteten.

Plötzlich schwieg der Sprecher. Die Gefährtinnen fragten

ihn, ob er seinen Text zu Ende hätte. Er antwortete nicht. Sie stießen mit ihm an. Es klang wider, aber er antwortete nicht. Sie plauderten vom Wetter, vom Putz, vom Theater. Er antwortete einsylbig. Sie erwähnten den Prinzen Egon und ihre große Freude, daß im Hause und in der Verwaltung desselben nicht nur Alles beim alten bliebe, sondern daß die letztere noch vergrößert, noch erweitert würde. Alles würde prächtiger, herrlicher, glänzender werden!

„Im Hause des Prinzen Egon?" fragte Hackert. — „Er ist wohl eingeschlafen," sagte Schmelzing, der nur auf die Orgie selbst Acht hatte. — „Nein, nein, er brummt bald: Danke, Diotima! bald: Danke, Aspasia!" berichtete Hackert. — „Er scheint nichts vertragen zu können, er wird einschlafen —" — „Und die Mädchen plündern ihn aus? Das geht so —" — „Aber im Rathskeller!" — „Seltsam! Es ist ein Fremder oder ein Gelehrter, der eigentlich mit diesen Damen noch lieber in die Halle des Gambrinus gegangen wäre. Wer sind sie nur?" — „Er klingt mit einer vollen Börse." — „Die ganze Geschichte kommt mir lateinisch vor. Es ist, als wenn ein schweinsledernes altes Buch auf einer modernen Damentoilette läge!" — „St! St!" — „Die Mädchen beklagen sich über ihres Freundes schlechten Humor. Der Kellner wird bezahlt und man scheint zu gehen." — „O, o," hörte man aber jetzt den Sprecher wieder, „seht, seht das Kreuz! Als wir eintraten, hatt' ich es nicht bemerkt. Seit aber mein Auge auf das Kreuz gefallen, ist mein Blick verdunkelt. Aspasia, Diotima —" — „Nenn' uns Dorette und Florette!" — „Wetter," rief Hackert nach diesen laut und ärgerlich geschrieenen Worten, „sind Das die —" — „Laßt mir den Traum, Euch für Wesen zu halten," rief der Redner, „für Wesen, die früher lebten, ehe man die pariser Moden erfand. Du bist schön, Aspasia, und bildsam. Diotima ist lieblich und hat einen Anflug von Seele. Ihr solltet Euch bilden, Kinder! Es schlummern Ideale in Euch! — „Du bist gerade wie unser Alter," sagte die Eine, wahrscheinlich die mit dem Seelenanflug — „Wie so?" — „Dem gehen auch beim fünften Glas die Augen über —" — „Gingen mir die Augen über, Mädchen?" fragte der immer verstimmter werdende Enthusiast. „Saht Ihr Perlen nicht blos im Glase? Wo saht Ihr Perlen, Ihr schlanken Bacchantinnen? In meinem Auge? Als ich zum Kreuze aufblickte? Stummes Wahrzeichen, das Du über uns schwebst, welche Freuden schließt der Himmel ein, an dessen Pforte Du gezeichnet stehst? Senke Dich nicht herab auf mich, todtes Holz! Soll ich's tragen zur Schädelstätte? Soll ich Dir die Last abnehmen, Erlöser? Kommt, kommt, Mädchen! Das Haus fällt

zusammen, hier ist's entsetzlich. Die Decke bricht! Die Bogen wanken! Hülfe! Hülfe! Kommt, kommt!" — Schmelzing zitterte an allen Gliedern. Hackert horchte. Die Mädchen wollten so nicht fort. Sie glaubten ihren Freund verletzt zu haben. Sie behandelten ihn jetzt mit mehr Ehrerbietung. Sie verwünschten, daß sie seiner Einladung gefolgt wären und sich zu einem Abend verstanden hätten, der nun verdorben schiene. „Ha! Seid Ihr von den thörichten Jungfrauen?" fragte der melancholische Sprecher. „Was geht Euch denn meine Kreuzesfurcht an? Haltet nur Eure Lampen hell! Der Bräutigam rüstet sich. Denkt Ihr, daß Euch ein Mann liebt, dessen Seele leer und hohl wie ein Tanzsaal ohne Tänzer ist? Ich zieh' Euch nicht hinunter in den Abgrund meines Herzens! Ihr bleibt oben, wo die Sonne scheint und grüne Sträucher stehen. Kommt an die Luft! Unter die Sterne! Hängt Euch an meinen Arm! Es scheint jetzt still draußen. Man wird mich nicht kennen. Rasch hinausgehuscht! Klinkt die Thür auf! Niemand da? Niemand? Leb' wohl, du düstres Galiläa da oben! Gekreuzigter! Laß mich Arkadien suchen und — weinet mit mir!" Damit verschwanden die Sprecher. Anfangs war Alles still. Dann hörte man den Kellner brummen, die Flaschen und Gläser wurden weggenommen und im Nu erlosch das flammende Kreuz. Der Kellner hatte den Hahn der Gasflamme umgedreht.

Hackert und Schmelzing lagen hier im Dunkeln und wie betäubt. Diesen melancholischen Ausgang der Scene hatten sie sich nicht erwartet. Hackert hatte eine Ahnung, was diese Scene bedeuten konnte, Schmelzing verstand sie nicht. Er war so abgekühlt, so getäuscht in seiner Spannung, so voll Aerger, daß er fast zum lauten Verwünschen dieser Störung fortgerissen wurde und zu dem mittlern Kreuz zurückkroch. Hackert, grübelnd über Den, der unten mit den Fräuleins Wandstabler eine so tolle Scene der Lust und Reue, ja die Monologe eines gefallenen Lucifers hatte aufführen können, kroch nach. Der, der eben am mittleren Kreuze sprach, war Major Werdeck. Man vernahm Ausdrücke wie: Todesverachtung! Sein Leben in die Schanze schlagen! Fast wüthend, daß ihm dieser Abend für mißlungen gelten mußte, ergriff Schmelzing seinen Bleistift und fing blindlings zu notiren an. Hackert horchte an das rechts liegende dritte Lichtkreuz hin, wo ebenfalls gesprochen wurde. Hier vernahm er eine gebrochene französische Aussprache, weit mehr noch, als wie am Mittelkreuz. Andere Stimmen mischten sich in den Vortrag des Franzosen. Eine gewaltige Baßstimme stimmte in die Aeußerungen des Franzosen ein, während eine andere opponirte. Der Schall mochte den Lauscher verführen, die Gesell-

schaft für zahlreicher zu halten, als sie war. Deutlich hörte er das Klappern eines Degens, mußte also annehmen, daß auch unter diesem dritten Kreuze ein Offizier war. Bald unterschied er das Thema, das besprochen wurde. Es war ein politisches. Er hörte den Namen der Jesuiten nennen. Man bat mehrfach den Franzosen, sich über diese Gesellschaft offen auszusprechen. Man versicherte ihn, daß er sich unter Freunden befände, unter den aufrichtigsten Verehrern einer Politik, die nicht auf Kleinliches und Geringes, sondern auf Weltplane zusteuerte. Als die Baßstimme mit priesterlicher Salbung sagte: „Dies ist der berühmte General, der mit dem Jahrhundert Fangball spielt, gleich dem Escamoteur des Zaubertisches, der vielgefürchtete sogenannte Jesuitenfreund —!" als Hackert diese Worte überlegte, für seinen Fall erwog, kehrte er zu Schmelzing zurück und machte ihm Gesticulationen, die nichts Anderes sagen wollten als: Esel! Esel! die wir sind! Hier liegen wir und vergeuden die Zeit! Da, da ist ja die Stelle, wo Pax unsere Ohren hinbeordert hat! Ein Franzose, nicht wahr?" — „Ja wohl!" nickte Schmelzing. — „Ein Offizier?" — „Natürlich!" — „Donner! Hier sind ja die Rechten! Hier sitzen die Mordbrenner! Ich bin starr, was ich gehört habe — Königsmord!" — „Allmächt'ger Gott!" — „Schmelzing! Hier ist's ja! Stimmen, so heiser wie die Banditen! Sie hören hier jedes Wort!" Damit zog Hackert den erstaunten Schmelzing empor. Dieser, der ein Mißverständniß für nicht unmöglich hielt, folgte. Als er den Franzosen husten und näseln, den Degen des Generals klappern hörte, war ihm kein Zweifel mehr. Die Phrase, die eben ausgesprochen wurde: „Wir leben nun einmal im Zeitalter der Revolution!" zog ihn wie aufs Commando sogleich zur Erde nieder. Und wie sich ein Stenograph nicht erst lange besinnen darf, sondern mechanisch die Hand dem Ohr folgen lassen muß, so schrieb auch schon Schmelzing, währeud er sich erst niederließ. An den Wein und den Eßproviant, den Hackert in seine Nähe rückte, dachte er nicht; so emsig holte er das Versäumte nach und schrieb und blickte nicht mehr auf, denn sein Pergament füllte sich, Streifen auf Streifen. Er schrieb wie athemlos.

Während Schmelzing die gemüthliche Unterredung des Probstes Gelbsattel mit General Voland von der Hahnenfeder und dem Emissär einer philanthropischen Gesellschaft, Herrn Sylvestre Rafflard, die man in einer völlig abgeschlossenen Trinkzelle des vielgesuchten alterthümlichen Rathskellers veranstaltet hatte, Wort für Wort für die Polizei niederschrieb und nun nicht im mindesten mehr von Hackert in seinem Amtseifer gestört wurde, wandte ihm dieser den Rücken und hörte, nunmehr endlich

frei athmend, die ihm jetzt nur noch allein vernehmbare Erzählung, die eben nach einem lebhaften Zusammenklang der Gläser der Offizier unter seinen Freunden vortrug und in welcher ihn anfangs nichts interessirte, nichts ihm verfänglich erschien. Er hörte gleichgültig bis auf die Stelle, wo ein Verhältniß erwähnt wurde, das dem seinigen zu Melanie Schlurck ähnlich sah. Als er hörte, daß dort unten von einem vermeintlichen Bruder eines Mädchens die Rede war, das sich dieser durch Bildung, Eifer und Anstrengung erobern wollte, entfuhr ihm so laut jener unten vom Major gehörte Seufzer, daß sich Schmelzing umwandte und ihm drohte. Die Erzählung brach jedoch ab oder wurde leiser und leiser geführt. Er hörte nichts vom fernern Unglück Leidenfrost's. Er verfiel in ein düsteres, trübes Sinnen. Erst als Dankmar seine Stimme erhob und kräftig über die Zeit und die Menschen im Allgemeinen zu reden begann, verstand Hackert, was verhandelt wurde. Dankmar's Rede konnte er sich nur in den Hauptideen merken. Wörtlich aber lautete sie, wenn wir zur Gesellschaft wieder zurückkehren wollen, wie folgt.

Zehntes Kapitel.

Dankmar's Weiherede.

„Das Erbe der Brüder Wildungen," sprach Dankmar, „erscheint im Licht der öffentlichen Meinung als ein ungerechter Rückgriff in den Lauf der Zeiten. Und dennoch ist es ein sprechender Beweis für den Kampf der Interessen, wie sich diese befehden und vernichten. Auch wir berufen uns auf dasselbe Siegel, von welchem der Staat und die Kirche, das Allgemeine und die Gemeinde ihre Rechte herschreiben. Wir zeigen an einem grellen Beispiele, daß sich Gesetze und Rechte wie eine „ewige Krankheit" forterben."

„Ob wir gewinnen, ob wir verlieren, die Zukunft wird es zeigen. Man wird Lücken in meinen Beweisführungen entdecken, man wird Papiere finden, man sucht sie wenigstens, die unsere Ansprüche entkräften sollen. Gesucht nur oder gefunden, ich schwinge mich auf einen höhern Standpunkt und will in dem Wettkampfe, den die berechtigten Gewalten aus ererbter Autorität täglich aufführen, einen neuen Mitstreiter auftreten lassen, eine Wiederherstellung jenes Ordens, von welchem unsere Erbschaft im Grunde herrührt."

„Wenn ich mich in der Geschichte umsehe und eine Macht vermisse, die das Individuum gegen das Allgemeine in Schutz nimmt, so muß ich beklagen, daß jene Idee der geistlichen Ritterorden an einem, freilich begründeten, Mißtrauen der weltlichen und geistlichen Gewalt scheiterte. Philipp der Schöne von Frankreich ließ Hunderte von Tempelherren foltern, verbrennen. Man sagt, weil er sie um ihre Schätze beneidete. Treffender ist der Grund, wenn man sagt, weil er eine Ritterschaft fürchtete, die das heilige Grab nicht mehr behaupten konnte, sich nur noch auf Rhodus und später auf Malta hielt und in Frankreich allein über dreißigtausend in jedem Augenblick marschfertige Reisige zu gebieten hatte. Neben einer solchen von sich selbst abhängenden Wehrschaft konnte die königliche Gewalt nicht bestehen. Jeden Wink des Papstes konnte der König gewärtig sein von diesen mächtigen Tempelherren ausgeführt zu sehen. Aber auch die Geistlichkeit fürchtete die Tempelherren. Sie hatten im Orient Duldung gelernt. Statt die Sarazenen zu vernichten, lernten die Templer an ihnen das Menschliche, Gleichartige, Brüderliche schätzen. Tempelherr und Emir schlossen Freundschaftsbünde und sogar die Religionen näherten sich. Diese Ritter hatten die Welt gesehen, ihr geistliches Kleid moderte nicht mit ihnen in der Klosterzelle, ihr Hirtenstab war das Schwert, sie tummelten sich durch das Leben mit Thatkraft und Selbstgefühl. Frei waren sie vom Plagedienst der Observanzen. Sie konnten, das war ihr Privileg, Messen lesen lassen auch in Gegenden, wo ein Fluch der Kirche die Glocken zu schwingen verbot und sonst nicht die Sacramente verabreicht werden durften. Deshalb waren sie auch der Geistlichkeit, der sie mit diesem ihrem Privileg großen Eintrag thaten, zu frei, zu weltlich, weltmännisch und zu vorurtheilslos."

„Die Templer wurden vernichtet. Die St. Johannesritter setzten die Mission derselben fort. Leider fand man diese Mission nur in der Eroberung des heiligen Grabes, im nutzlosen Kampfe gegen die Türken. Dieser zuletzt unwahr gewordene Zweck bot kaum noch einen anständigen Deckmantel für den behaglichen Genuß der reichen Güter des Ordens. Wohlleben, Ueppigkeit nahmen überhand. Nur noch die Malteser behielten den Beruf, als bewaffnete Missionäre und gegen türkische Seeräuber und Raubstaaten zu wirken. Der alte Gedanke der Ritterorden, Mittler zu sein zwischen Kirche, Staat, Gemeinde, kam zu keiner Ausbildung mehr. Nur die Vehme, die heilige, unterirdische, war noch eine letzte Ergänzung des wilden, rechtlosen, verworrenen damaligen Lebens. Die Gerichte der rothen Erde vertraten die Gerechtigkeit, die keinen weltlichen Gerichtshof mehr zu finden

schien. Die geistlichen Ritterorden verfielen. Sie, die den Tempel von Jerusalem bewachen sollten, wußten nicht, daß man einen neuen Tempel im eigenen Herzen, einen Tempel der Menschheit gründen, diesen ausbauen, diesen bewachen mußte. Sie, die auf Johannes den Täufer verpflichtet wurden, d. h. auf den Geist, nicht auf den Buchstaben des Christenthums, sie schoben für den Prediger in der Wüste, der schon vor Christus christlich dachte und lehrte, den Jünger Johannes unter, und kamen immer weiter von ihrem Ursprunge, von ihrer ersten Bedeutung ab."

„Die geistlichen Ritterorden, die der Papst immer und immer wieder bis auf die neuesten Tage gern hätte erwecken mögen, hatten sich überlebt. In einer neuen höhern Verklärung mußten sie neu geboren werden, und dies geschah für die päpstlichen Interessen in der Ritterschaft des Ignatius von Loyola. Die Jesuiten sind nicht weltlich, nicht geistlich allein, sie haben die Klöster verlassen und tummeln sich auf offnem Felde unter den Lebendigen. Es sind die neuen geistlichen Ritter der römischen Hierarchie. Sie warfen Schild und Lanze mit dem letzten Ritter, dem Don Quixote von la Mancha, in die Raritätenkammer und kämpften mit den Waffen des Geistes für die alte Welt im Gegensatz zur neuen. Die Philipp's von Frankreich, ohne oder mit der Möglichkeit, die Schönen beigenannt zu werden, wiederholen sich überall und zu allen Zeiten in Europa. In Portugal, Frankreich, Rußland vertrieb man die Jesuiten. Hier war es eine geistbewaffnete Heeresmacht, die im Organismus des modernen, nur dem Fürsten gehörenden Staates keinen Platz gewinnen durfte, wie die Templer nicht in Frankreich Platz greifen sollen. Man würde nur blind urtheilen, wenn man glaubte, daß Pombal und Choiseul die Jesuiten verfolgten aus Begeisterung für das Licht der Aufklärung. Nein! Die despotischen Alleinherrscher waren es, die ihre Macht nicht getheilt sehen wollten. Sie wollten sich auch ihrer Freunde entledigen, wenn ihnen diese mit der Zeit als Zweideutige oder zu Mächtige erschienen. Da, wo die Jesuiten den Machthabern eine verlorene Gewalt erwerben sollten, sind sie ihnen immer willkommen gewesen; da aber, wo sie eine errungene Gewalt auch dann zu theilen wünschten, da war man immer geneigt, sie wieder zu entfernen."

„Ich sprach von dem Tempel, den man in Jerusalem suchte und den man überall hätte finden können. Eine Vorstellung dieser Art war es, wodurch die Freimaurerei entstand. Wie ein Neugeadelter hat diese Gesellschaft gesucht, sich ihre Ahnen weither aus der Vergangenheit zu verschreiben und sich Vorfahren beizulegen, die nie daran gedacht, die Geheimnisse des Schurzfelles

zu kennen. Diese Gesellschaft hat das Glück gehabt, sich in einer Zeit, wo Ungeschmack und Unpoesie die Welt regierte, einen gewissen Nimbus organischer Natürlichkeit zulegen zu können und nicht dem Fluch aller künstlichen Mysterien, der Lächerlichkeit vor den Laien, anheimzufallen. Ihre Ceremonien erscheinen Vielen ehrwürdig. Das will etwas sagen in einer Zeit, die jede neue Religions- und Sektenstiftung nicht nur sogleich mit der Polizei, sondern noch mehr mit dem Witze verfolgt. Die Freimaurer haben das Glück gehabt, weder der Polizei noch dem Witz zu erliegen, und mancher denkende Kopf hat sogar versucht, aus den Spielereien ihres Ceremoniels abstracte Wahrheiten, wenigstens der guten Sitte, zu entwickeln. Die moralisch-soziale Dehnkraft dieses weltlichen Ordens ist jedoch sehr gering. Sie geht über einen gewissen anständigen Egoismus nicht hinaus. Anständigen Egoismus nenn' ich den, der seinem Jahrhundert nichts Anderes als Wohlthätigkeit zu spenden weiß. Eine rüstige polemische Kraft liegt nirgends in der Freimaurerei. Nur da, wo hinter der Maurerei Carbonarismus steckte, hat man von Märtyrern dieses Ordens gehört. Die Freimaurer haben, als Thatprincip, höchstens eine entschiedene Antipathie gegen die Jesuiten. Ebenso ist es umgekehrt. Sie bekämpfen einander. Mit Recht, denn sie sind die entgegengesetzten Pole eines und desselben magnetischen Stabes. Daß die Freimaurer sich erhalten konnten, trotzdem, daß sie von der Vollendung und Besserung der Menschheit sprachen, verurtheilt sie allein schon im Auge des leidenschaftlichen Menschenfreundes, der es weiß, wie sie ein wahres Streben nach diesem Ziele sehr bald würde vernichtet haben. Oder soll uns diese Thatsache ermuthigen, an die Möglichkeit einer geheimen Verbrüderung, die nur geistige Zwecke verfolgt, glauben zu können?"

„Die Gefahr, die mit Stiftung eines neuen Geheimbundes verbunden ist, ist nicht gering. Wenn ich den Gedanken der Templer und der Ritter vom heiligen Johannes, dem Johannes der Wüste, dem Täufer, wieder aufnehme und den Bund der Ritter vom Geiste beantrage, so kenn' ich die gewaltigen Schwierigkeiten. Allein diese Schwierigkeiten sind zu beseitigen, wenn nur der Gedanke klar und es bewiesen ist, daß eine solche Bundesgenossenschaft der gleichen Geistesstimmung wünschenswerth, nothwendig erscheint. Eine Wahrheit, die einmal erkannt ist, bricht sich in jeder noch so schwierigen Form ihre Bahn. Ja, welchen Ausweg soll uns unser jetziger Kampf bringen? Ich sehe Interessen, ich sehe Theorieen. Jene sind ebenso leidenschaftlich wie diese. Die Interessen und die Theorieen, beide beanspruchen ein ursprüngliches Recht. Was läßt sich dagegen

einwenden? Soll Blutvergießen entscheiden? Ich bin nicht für Blut. Ich weiß, die Geschichte ist aus dem Blut erwachsen. Aber der moralische Mensch kann, darf nicht sagen: Ich will diese oder jene Wahrheit dadurch beweisen, daß ich ihr diese oder jene Menschen zum Opfer bringe! Kein Einzelner kann Das sagen, was eine Gemeinde, ein Staat, ein Volk sagen mag. Solche Stimmungen für Gewalt hängen auch von einer größern oder geringern Entzündlichkeit der historischen Krisen ab. Der Denker, der sittliche Mensch, der sich nur auf sich und die Menschheit bezogen fühlt, kann nicht Blut predigen, nicht fordern, daß aus der Vernichtung des Lebens Leben sprieße. Die Interessen der Existenz sind berechtigt. Die Menschen, die uns die Träger der Irrthümer scheinen, leben wie wir. Allen droht dereinst das Maß der Vergeltung. Was erlaubt uns, vorzugreifen und die Geschichte mit Gewalt zu bestimmen? Mag's ein Attila, ein Napoleon, ein Timoleon oder ein Ravaillac gethan haben! Der Pranger, das Blutgericht, vielleicht eine Ehrensäule wird ihm lohnen. Sein Name wird bleiben mit goldenen oder mit schwarzen Buchstaben. Aber wenn man zu uns kommt in unsere Denkerwüste und fragt: Was sollen wir thun, um ins Himmelreich zu kommen? Was sollen wir thun, um unsern Beruf als Menschen nnd Staatsbürger zu erfüllen —? dürfen wir da sagen: Dies und Das ist richtig, Dies und Das ist nothwendig, ergreift diesen Stab, dies Schwert oder diese Fahne? Man sagt es alle Tage, man lehrt und predigt so an allen Straßenecken, aber wir kommen nicht damit weiter. Die Theorieen bleiben unpraktisch und die Interessen regieren die Welt."

„Wenn mich Einer fragt, was sociale Wahrheit ist, ich weiß es nicht. Ich kann den möglichen communistischen Staat nicht beweisen. Und doch will ich auch nicht rathen, daß man sich im gemeinsamen Verkehr des Ideen- und Vorsatzaustausches mit Allgemeinheiten begnüge, wie die Feimaurer. Bilde dich selbst, dann bildest du die Welt! Bessere dich selbst, dann wird die Welt besser! Das sind Trivialitäten, ja sogar gefährliche Gemeinplätze und ohnmächtige den Jesuiten gegenüber. Die wissen Alles in nächster Nähe zu fassen, die erblicken überall die Möglichkeit einer Anwendung ihrer Prinzipien, die treten sogleich in medias res und haben Gift, Dolch, Strang, Bibel, Himmel und Hölle, Dialektik und sogar Weisheit zur Hand und wissen sie anzuwenden. Das jesuitische Gegengift, das die Freimaurer bieten, ist laues Wasser. Man wäscht damit seine Hände wie in lauester Unschuld und bleibt ein selbstzufriedener Egoist."

„Ich sehe, die Menschheit ist zersprengt, nicht nur den Interessen, auch schon dem Geiste nach. Wir haben eine Religion, die

christliche, die in ihrer eigentlichen Bedeutung nur noch Wenige bindet. Man sieht sich in den Kirchen, man befolgt den Ritus seiner Confession, man erklärt sich immerhin auch leidenschaftlich für den Namen des Heilandes, doch legt sich jeder die Bedeutung desselben anders aus und eigentliche Christen giebt es nicht mehr. Also gerade diese Auslegung ist das Wichtigste, um diese Auslegung streitet man sich und vergoß um sie sogar Blut. Im Staat sehen wir uns erst dann, wenn uns der Kampf zusammenführt. Wir rufen immer erst mit der Trommel, mit dem Lärmsignal der Gefahr, wenn die gute Sache schon halb verloren ist. Da ist es für die Gleichgesinnten zu spät! Da sind sogleich Tausende, die für den Kampf gerade nicht abkommen können, Tausende, die uns mißverstanden haben, Abertausende, die in der Lage sind, heucheln zu müssen. Das ist der wahre Jammer der Zeit, Lüge, Zaghaftigkeit, Scheindienst der Wahrheit, eine Folge der völligen Nichtorganisation der Geisteskämpfe. Erst auf dem blutigen Schlachtfelde erkennen wir Den, der neben uns im geschlossenen Visir kämpfte. Und Den, der mit der Fahne in der Hand niedersank oder der die Bresche des feindlichen Lagers siegreich erstürmte, Den hat man sonst vielleicht für seinen Gegner gehalten!"

„Ich will einen geheimen, keinen heimlichen Orden stiften. Die Gesellschaften, aus deren Schoße die Verschwörungen hervorzugehen pflegen, sind heimliche Gesellschaften. Die Jesuiten- und Freimaurerbünde sind geheime, nicht heimliche. Ihr Ritus bringt es wohl mit sich, daß sie nicht Jeden zulassen, der nicht auf ihre Symbole vereidigt ist; aber ihr Wirken, so versteckt es ist, ist nicht eigentlich heimlich, auch ihre Symbolik ist es nicht. Sie sind geheim, ohne unzugänglich zu sein. Ich will durchaus nicht unmöglich machen, daß man von Diesem oder Jenem sage: Er ist Einer von den Rittern und Reisigen vom Geiste! Nur dürfen, wenn die Genossen einen Convent halten, nicht Fremde, nicht Laien zugegen sein. Das Dunkel soll anziehen und schützen."

„Jeder Geheimbund braucht erstens einen Gedanken, zweitens Symbole, drittens Hülfsmittel."

„Die Ritter vom Geiste sind die neuen Templer. Sie haben den Tempel zu schützen und zu bewachen, den die Menschheit zur Ehre Gottes auf Erden zu erbauen hat. Ihre Waffe ist der Geist. Ihr Leben ist die innere Mission eines Kreuzzuges gegen die Feinde dieses Gottestempels. Der Geist als Lehre ist die Wissenschaft. Der Geist als Glaube ist die Gesinnung. Den Geist, der dem Verstande entstammt, kann Niemand bannen, Niemand zum einheitlichen Gedanken eines Bundes machen wollen. Der Geist aber, der dem Herzen entstammt, ist ein Wecker zu

den edelsten Verpflichtungen. Die Religion hat Formen, um unsere sittlichen Verpflichtungen, der Staat, um unsere politischen schon von vornherein gefangen zu nehmen. Nun wohl, die Religion des Geistes sollte keinen solchen bindenden Cultus haben dürfen? Ich sage, gebt dem Geiste einen Cultus und in hundert Jahren ist die Welt weiter, als wohin wir sie erst nach einem halben Jahrtausend werden bei der jetzigen Verworrenheit der Zustände kommen sehen. Religion, das Bindende, das Gleichgesellende, ist auch ein Bedürfniß unsrer Epoche. Nur befriedigt es nicht innerhalb des alten Zwanges und der alten Dogmen! Man binde sich auf den Glauben an unsere Freiheit, auf den Glauben an den Geist, auf die gleiche Gesinnung! Aus solcher Grundlage, aus so geackertem, gesäetem Boden muß eine gute Frucht hervorgehen."

„Ritter vom Geiste sind Mitglieder eines geheimen Bundes, den ich lieber Brüder vom Geiste nennen würde, wenn ich nicht streitbare gewaffnete Brüder begehrte. Ich will einen Bund von Männern, die ihr Leben, ihre nächsten und entfernten Pflichten nur auf Ein Ziel beziehen, den endlichen Sieg von Wahrheiten, die leider noch immer in Frage stehen, noch immer beanstandet werden von der Willkür. Dieser Bund soll sich den Kampf der Zeit nicht aufheben zu wollen anmaßen, wohl aber der Aufgabe vertrauen, diesen Kampf abzukürzen. Man hat den Reubund lächerlich gefunden. Und doch ist sein Einfluß nicht gering. Er wird nicht ruhen, bis er mindestens die Wahlen in seinen Händen hat. Laßt uns einen größern, einen Treubund stiften dem Geiste! Die Wahrheiten liegen auf der Hand; aber Tausende entziehen sich ihnen! Die Blätter der Geschichte sind aufgeschlagen. Man will sie nicht lesen. Wir wissen, wohin die Menschheit steuert, und stecken falsche Flaggen, falsche Leuchtflammen auf. Oder sollte es so schwer sein, das Wesen der Gesinnung auf einige große Wahrheiten abzuziehen, die feststehen, wie den Völkern Jahrhunderte lang die Wahrheiten der Bibel feststanden? Es mögen nur wenige Sätze sein. Aber einige Tausend Menschen in allen Theilen der Erde auf diese wenigen Sätze in Eid und Pflicht genommen, macht, daß gewisse Gebäude umstürzen wie Aschenhaufen, dichte Vorhänge wie Spinneweben zerreißen, die Lüge von selbst ohne Handanrühren sich lockert. Jetzt gewinnt man plötzlich für die Arbeit des Geistes Menschen, die sonst ruhten. Jetzt sieht man Kämpfer, die kämpfen müssen aus Ehrgefühl! Jetzt wird es heißen: Nicht mehr beten für die gute Sache sollt Ihr, sondern auch für sie arbeiten!"

„Die Ritter vom Geiste streiten, sichtbar und unsichtbar, allein für die Gesinnung, für nichts also, was sich als posi-

tive Schöpfung ankündigt. Daß es Republikaner, Freigeister, Monarchisten sein sollen, das sag' ich nicht, ebenso wenig was sie sonst sein mögen. Sie haben nur zu schwören, daß sie Alles thun werden, was in ihren Kräften liegt, um z. B. der Monarchie, wo sie herrscht, diejenigen Bedingungen vorzuschreiben, die es möglich machen, sie der Republik vorzuziehen. Es liegt in der Natur einer Zeit, die mehr aufzuräumen, als zu bauen hat, daß ihre Wahrheiten mehr negativ als positiv sind. Die Ritter vom Geiste werden sich klarer über Das sein, wozu sie sich nicht verwenden lassen, als über Das, was sie wollen. Die Gewissenscollisionen, der Fluch unsrer Zeit, müssen seltener werden. Ein Geistesbruder, der in seiner Ueberzeugung gebunden ist, wird sich nicht zu Dingen hergeben, die seinem Schwur widersprechen. Er wird für das Opfer, das er zu bringen hat, vom Orden schadlos gehalten. Die Apostasieen, die Verfolgungen, in denen die Apostaten gehässiger sind als Alle, werden gebrandmarkt und seltener werden. Man wird nicht mehr eine Meinung für sein Haus und eine für den Staat, eine für sein Gewissen und eine für seinen Erwerb haben. Die Anlehnung an Gleichgesinnte macht stark. Das Vorbild edler Männer reizt zur Nachfolge und eine unreine, niedrige Seele, die sich des glänzenden Schildes der hohen und reinen Gesinnung bedient, wird nicht mehr Bestand haben und keine Verwirrung unter die Kämpfenden bringen."

„Wie der Tempel der Menschheit beschaffen sein muß, um Raum für den Glauben reiner Herzen, für Freiheit und Glück des irdischen Lebens zu gewähren, kann man mit dem Griffel des Malers nicht anschaulich machen. Aber der Architekt kann uns schon so viel sagen, er wüßte, was Harmonie, was Ebenmaß ist, er wüßte, was in den Grundbau und was in die Kuppel gehört. Die freie Presse ist vom Fundament, während das Recht der Arbeit in die Kuppel gehört. Nicht was wir bauen, wissen wir; nur wie wir zu bauen haben, ist uns klar nach ewigen und der Brust eingeschriebenen Gesetzen. Der Tugendbund unter Napoleon wurde nicht gestiftet, um Deutschland diese oder jene Verfassungsform zu geben, nicht um den fremden Eroberer vom Boden des Vaterlandes zu jagen, sondern nur, um diejenige Gesinnung zu erzeugen, die von selbst auf die Vaterlandsliebe, die politische Tugend und jene unausgesprochenen Zwecke führte. Wohlan! Auch die Ritter vom Geiste kämpfen nur für die endliche Vernichtung des von der Theorie längst verworfenen und in der Praxis unvertilgbar scheinenden Alten. Dieser Bund soll aufräumen helfen und das rasch."

„Der Katechismus der Grundwahrheiten des neunzehnten Jahrhunderts ist nicht groß. Man hat sich über des deutschen Volkes Grundrechte geeinigt, man hat einst in Frankreich die Menschenrechte zusammengefaßt, als die Revolution dort noch gehalten und eine historische Offenbarung war. Die Grundrechte der Völker sind den Rittern vom Geiste Grundpflichten. In schwierigen Dilemmen, die durch eine Tagesfrage veranlaßt werden könnten, würde unbedingter Gehorsam gegen die Vorschriften des höchsten Ordenskapitels unerläßlich sein."

„Ein Orden muß nicht nur Organisation, sondern auch Symbole haben. Wohl weiß ich, daß künstliche Grillen ein historisches Wachsthum nicht ersetzen. Dennoch war alles in dieser Art Historischgewordene das erste Mal ebenfalls nur ein begeisterter Einfall. Als Jesus bei Tische saß und zum letzten Mal mit den Seinen zu Nacht speiste, ergriff er das Brot und den Wein und setzte diese beiden ihm naheliegenden Zufälligkeiten als Erinnerungssymbole seines Wirkens und seines Lebens ein, die dann heilig geblieben sind. Er sah sein Ende in der Nähe, er gab das Brot zum Gedächtniß seines Lebens, den Wein zum Gedächtniß seines Todes. Das Kreuz am Mantel der Templer, so einfach, ließ auch diese bald erkennen. Die Devisen des Mittelalters, die oft ein ganzes Geschlecht durch alle Menschenalter begleiteten, waren Eingebungen des Augenblicks. Ein Wappen entstand zufällig und den Zufall heiligte die Gewohnheit. Die Freimaurerei ist künstlich ersonnen. Lessing hat bewiesen, daß ihre Symbolik durch einen Wortwitz entstanden ist (Masonie statt Massenie), man hat sich eine Symbolik hier sogar, wie man zu sagen pflegt, aus den Fingern gesogen und sie hat sich erhalten. Ich will die Symbolik, die ich mir für die Ritter vom Geiste ersonnen habe, nicht schon heute ausführlicher erörtern, nichts anführen von einer Stufenfolge der Grade und Aemter, die ich den alten Templern nachzubilden gedachte; ich will nur noch, da es zu spät wird, vom dritten Punkte sprechen, von den Mitteln."

„Ohne äußere Mittel fürcht' ich, kann auch dieser Orden nicht bestehen. Wohlthätigkeit, Unterstützung der um ihrer Ueberzeugung willen Leidenden gehört zu seiner Aufgabe. Die Gefahren, in welche sich der muthige Volkstribun, der gewissenhafte und überzeugungstreue Beamte stürzt, sollen verringert werden. Der Jüngling soll nicht mehr zittern, einen Weg einzuschlagen, der ihm vielleicht unmöglich macht, die Wahl seines Herzens an sein Leben zu ketten, einen greisen Vater, eine hinterlassene Mutter zu ernähren. Mit Freuden bieten wir Beide, Siegbert und ich, die Reichthümer, die uns vielleicht zufallen dürften, zu diesem

großen Zwecke dar. Es ist leider nicht eine einzige höhere Wahrheit in der Welt nachzuweisen, die ganz ohne irdische Beihülfe zum Siege gelangte. Auch die Apostel lehrten: Schicket Euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit! Als Mohammed anfangs eine entsagende Gotteslehre predigte, sammelte er wenig über ein Dutzend Bekenner um sich. Als er sie mit irdischen Elementen mischte und sie auf die Stammesinteressen der arabischen Häuptlinge bezog, wuchs sein Anhang von Tag zu Tag um Tausende und Abertausende. Vom zweideutigen Siege der Reformation vollends zu schweigen. Der Orden der Ritterschaft vom Geiste kann die Güter dieses Lebens nicht entbehren. Mit derselben Waffe, die den Gegner so stark macht, muß er besiegt werden. Gleichviel, ob wir dem Orden eine harmlosere oder strengere Symbolik geben, ob wir an die Jesuiten oder an die Freimaurer anknüpfen: der Staat wird uns verfolgen, er wird Alles aufbieten, uns mit Stumpf und Stiel auszurotten. Wie vermeidet man da wenigstens das Uebermaß der Gefahr? Wie parirt man den Stoß des Gegners? Wir sind fünf Bekenner; schließt sich Egon von Hohenberg an, so sind wir sechs. Sechs brave Menschen haben sechs brave Freunde! Das sind zwölf. Mit zwölf Aposteln hält sich eine Lehre. Kann uns das Kreuz dort über uns erschrecken? Ermuthigen soll es uns! Ich scheine Euch fortgerissen von meinem Gefühl, aber ich sage Euch: Der Tod würde mich nicht schrecken, wenn ich ihn mit einem Freunde zugleich erlitte. Die Templer starben in Masse und sangen freudig, vielstimmig, todesmuthig aus den Flammen. Schon als Knabe tröstete mich Friedrich von Baden, der neben meinem geliebten Konradin auf Neapels Blutbühne stieg. Sie starben im Bunde, als Freunde, als Brüder. Doch denk' ich — bis zum Tode wird es nicht kommen und was die Gefangenschaft betrifft, so wäre einer der ersten Paragraphen unsres Ordens Der, daß wir die, die um den Orden leiden, zu befreien haben. Gelingt es auch nicht immer, so ginge doch Niemand in den Kerker, ohne daß ihn die Aussicht auf eine rettende Hand, wie die Apostel die Hoffnung auf Engel, begleitete. Eine Nebelgestalt im weißen Geistergewande, die Hoffnung wenigstens, würde mit ihm durch die geöffneten eisernen Pforten schlüpfen und ihn traulich trösten, wenn er über die Folgen seiner redlich erfüllten Ordenspflichten verzweifelte und ihn nur das Eine emporhalten könnte: Die Ritter vom Geiste werden dich nicht verlassen, du wirst sie hören, ihre Nähe empfinden; sie wachen über dich!"

Dankmar endete mit diesen Worten und es trat eine feierliche Stille ein.

Elftes Kapitel.

Das Gespenst.

Hackert lag und horchte wie betäubt. Ergriff ihn schon die begeisterte Einsetzung einer großen Thatsache an sich, hatte sein kühler, verneinender Sinn gehofft, man würde nun widersprechen, alle diese Vorschläge für unmöglich und für reinen Unsinn erklären, so beunruhigte ihn noch mehr, daß dies nicht geschah. Niemand zweifelte, Niemand widersprach. Schon begann man die nähern praktischen Möglichkeiten dieser Idee zu erwägen, als sich Hackert, der fast träumend, lauschend und stierend dalag, von Schmelzings Hand berührt fühlte. „Was haben Sie? Wie sehen Sie denn aus?“ fuhr Hackert erschrocken auf.

Aengstlich, mit halbgeöffnetem Munde, starrte Schmelzing in den dunklen Hintergrund und fragte lauschend: „Haben Sie nichts gehört?“ — „Sie hören Gespenster, die hinter dem Gelbsiegellack da im Korbe stecken! Sie sind überhitzt, trunken, Schmelzing! Scheeren Sie sich nach Hause!“ — Schmelzing zeigte die lange Pergamenttafel, die er vollgeschrieben hatte. Er ließ sie auseinanderfallen, wie Leporello Don Juan's Register. „Sind Ihre Spitzbuben fort?“ fragte Hackert. „Fürchten Sie sich jetzt, daß wir gehen müssen?“

Indem hörte aber auch Hackert in der Ferne das Knistern eines Fußgängers auf den steinernen Fußböden. Schmelzing bedeutete ihn zu schweigen. „Kommen Sie,“ winkte Hackert, „wir wollen sehen, was es ist.“ — „Ums Himmelswillen nicht, ich bleibe hier,“ flüsterte Schmelzing. Indem erlosch blitzartig auch das flammende rothe Kreuz, an welchem Schmelzing die Gespräche nachgeschrieben hatte, sodaß jetzt nur noch das mittlere leuchtete. Man sprach unten lebhaft durcheinander und brauchte die Ausdrücke „Geheimbund“ und „Bundesglieder“ so oft, daß Hackert in Besorgniß gerieth, Schmelzing würde wieder anfangen, an richtiger Stelle zu lauschen, während er doch glaubte, auf seinem Pergament die wichtigsten Geheimnisse dunkelschleichender Intriguen notirt zu haben. „Ich schreie laut auf,“ sagte Hackert, „wenn Sie nicht kommen und mit mir dem Gespenst nachstellen!“ — Schmelzing legte ihm die Hand auf den Mund und flüsterte: „Gehen Sie! Ich bleibe hier.“ — „Bester Freund, Sie haben die Umtriebe eines Offiziers, eines französischen Emissärs und wie es mir schien, einer dritten hohen Person in der Tasche; nun kommen Sie und machen Sie mir auch eine Unterhaltung. Ich

spreche gar zu gern mit Geistern. Wir wollen das Gespenst anreden." — „Nicht um hundert Thaler," sagte Schmelzing.

Jetzt fiel sogar noch von einem obern Fenster, das in diese Halle führte, ein Lichtschimmer. Schmelzing zuckte zusammen. „Es steigt hinauf," zeigte Hackert, „da! Ich wette, das ist einer von den ruhelosen alten Johannitern, die durch den großen Wildungen'schen Prozeß aus dem Grabe getrieben wurden und nicht anders erlöst werden können, als durch einen ledigen Junggesellen von vierzig Jahren, der eine weiße Halsbinde tragen muß und eine gelbe Weste mit acht Knöpfen. Erlauben Sie, Schmelzing! Eins, zwei, drei —" Damit zählte Hackert zu Schmelzing's Entsetzen dessen Westenknöpfe. Schmelzing riß sich von ihm los.

„Da! Da!" rief Hackert. „Eben sah ich das graue Männlein! Da oben am Fenster. Es steigt ins Archiv hinauf. Sehen Sie doch, Schmelzing! Es steht ja still und grüßt Sie! Schmelzing, der alte Rittter kennt Sie! Er hat eine Nachtmütze auf und schwenkt sie ganz ehrerbietig vor Ihnen! Danken Sie doch!" Schmelzing wußte nicht, wie ihm geschah. Er sah nichts weiter. Der Lichtschimmer in der Ferne war verschwunden. In demselben Augenblick erlosch im Nu neben ihnen auch die dritte Flamme. Die Gesellschaft unten schien sich ebenfalls entfernt zu haben. Es schlug vom Rathhause ein Viertel auf zwölf Uhr Alles war dunkel und gespenstisch still um sie her. Unwillkürlich faßte Schmelzing Hackert's Hand und flüsterte winselnd: „Nun wird's schön! Alles finster! Wo haben Sie die Laterne?"

„Kommen Sie nur! Wir haben ja Streichzündhölzer." — „Was machen wir, daß wir davonkommen? Wir müssen hier übernachten." — „Nein! Hier ist die Laterne!" — Hackert zog Schmelzingen, als wollte er ihm die Laterne in die Hand geben. In Wahrheit führte er ihn nur an die Treppe, die sie hinuntergestiegen waren. „Wo sind Sie? Sie lassen mich ja allein, Hackert!" — „Grade aus!" — „Ich falle." — „Es ist die Treppe! Steigen Sie doch!" — „Die Laterne!" — „Hier! Hier!" — Hackert besaß auch in der Sehkraft etwas von den Katzen. Er konnte sich im Dunkeln zurecht finden. Während Schmelzing taumelte, überall anstieß und nur von Hackert's leitender Hand zurechtgeführt werden konnte, fand sich dieser. Oben auf der Treppe sagte Hackert: „Ich steige jetzt höher, Schmelzing! Folgen Sie?" — „Nicht um funfzig Thaler!" — „Sie lassen sich ja schon handeln! Vorhin nicht um hundert? Kommen Sie!" — „Nimmermehr. Ich beschwöre Sie, Hackert! Hackertchen, führen Sie mich an die Thür." — „Wenn Sie zärtlich sein können, Schmelzing, bin ich jedes Opfers für Sie fähig. Hier geht der Weg! Da! Den Fuß ausgestreckt! So! Die Stufen

abwärts! Finden Sie sich zurecht?" — „Ja, Hackert!" — „Hier ist ja die Vorhalle. Bei Licht waren Sie so muthig. Sie müssen schreckliche Sachen aufgeschrieben haben." — „Das hab' ich!" — „Pax wird sich freuen —" — „Und wie!" — „Halt!" — „Was ist?" — „Hörten Sie nicht oben knarren?" — „Eine Thür —" — „Das ist ein Ritter, der einmal gefänglich eingeschlossen war, weil er eine Nonne liebte, die blond war. Diese geistlichen Ritter durften keine Nonnen lieben, die blond waren." — „Kommen Sie! Ich höre Eisen." — „Wenn es zwölf schlägt, hört man den Ritter an der Kette klirren und die blonde Nonne ächzen, weil die auch noch nicht erlöst ist. Sie wartet auf einen Jüngling, der durch den Zufall dreimal: Kommen Sie! sagt. Wenn er zum drittenmale hier über dem Rathskeller sagt: Kommen Sie! dann geschieht etwas."

Der unglückliche Schmelzing mußte nun, er wollte oder wollte nicht, verstummen. Selbst sein wiederholtes: Kommen Sie! konnte jetzt Unheil anrichten. Er zerrte Hackerten, der ihn völlig verwirrte, mit Gewalt vorwärts. „Sie werden noch in das Grab der Nonne fallen, die hier enthauptet worden ist," flüsterte Hackert. „Hier sind jetzt alle Leichensteine aufgedeckt. Nehmen Sie sich in Acht!" Jetzt fürchtete Schmelzing sich nicht mehr. Er sah die offenstehende Thür, die über die kleine Holztreppe in den Hof führte. Daß er diese, als er den Obercommissar begleitet hatte, selbst verschlossen und nun offen fand, entsetzte ihn freilich, allein er fühlte die Nachtluft, sah den Himmel wieder und war im Begriff, die Holztreppe hinunterzusteigen.

„Jetzt," sagte Hackert, „jetzt irren Sie sich, Schmelzing, wenn Sie glauben, daß ich eine nächtliche Visitation dieser Registraturen irgend einem Geist oder Menschen gestatte. Im Hause ist hier Jemand. Der Lichtschimmer konnte eine Täuschung sein, das Knistern auf dem Sandstein konnte von den Ratten kommen, deren ich gräuliche gesehen habe — aus Schonung für Sie schwieg ich über die Augen dieser Ratten, Schmelzing — aber diese Thür hier steht offen! Ich muß wissen, wer hier nächtliche Studien macht!" — „Lassen Sie Das," bedeutete Schmelzing, der jetzt im Rathhaushofe neuen Muth geschöpft hatte. „Lassen Sie Das! Man würde immer in die Lage kommen können, sagen zu müssen, was wir hier wollten. Die Entdeckungen, die ich machte, sind zu wichtig —" — Hackert hatte aber schon seine Stiefel ausgezogen und diese unter den Arm genommen. „Was thun Sie?" fragte Schmelzing erschrocken. „Leben Sie wohl, Schmelzing!" antwortete Hackert. „Ich will die blonde Nonne, wenn es geht, selbst erlösen und zu dem Ritter

dreimal sagen: Kommen Sie! Erscheine ich nicht wieder, so sollen Sie mein Erbe sein!"

Schmelzing's Bitten half nichts. Hackert ersuchte ihn, wenigstens an der Thür Wache zu stehen. Auf den Socken schlich er sich den Weg zurück, bestieg wieder die Stufen, die emporführten, und sah sich bei jedem Absatz der Treppe um, ob er nirgends Lichtschimmer entdeckte. Im ersten Stock sah Hackert nichts. Auch im zweiten nichts. Im dritten über sich hörte er das Knarren einer Thür. Er schlich vorsichtiger. Als er oben im dritten Stockwerk war, spähte er nach Lichtschimmer. Er entdeckte nichts. Er mußte sich in Acht nehmen, weiter zu schreiten. Bei irgend einem Fehltritt konnte er von den verwahrlosten Brüstungen hinunterstürzen. Er tastete sich weiter. Er war auf einem Gange. Nun hörte er hüsteln. Dies Hüsteln schien ihm bekannt zu sein. In dem Augenblick mußte wohl der nächtliche Besucher dieser Räume seine Laterne anders stellen. Die Seite des Lichtschimmers fiel auf den Gang, wo sich Hackert befand. Hackert fand sich dadurch zurecht. Er kannte diese Räume, die er oft im Auftrage Schlurck's und in Begleitung des städtischen Archivars, der ein vertrauter Freund des Justizraths war, besucht hatte. Hier zur Linken ging es in die Actensammlung über vormundschaftliche Angelegenheiten.

Wie er näher kam und von einer dunklen Stelle aus in ein kleines Gemach sehen konnte, erkannte er auf den ersten Blick seinen grämlichen alten Gegner im Schlurck'schen Hause, den vertrauten Rathgeber der Familie des Justizraths, Bartusch. Der nächtliche Forscher im Archiv wandte ihm zwar, in Papieren blätternd, den Rücken, aber an seinem grauen Rock erkannte er den alten Schleicher sofort. Bartusch blätterte eifrig in den Acten, die er bald aus einem geöffneten Schranke herausnahm, bald wieder in ihn hineinlegte.

Anfangs glaubte Hackert, ganz noch erfüllt von Dankmar's Vortrag und ergriffen von einer so hohen Bedeutung, wie er jetzt den Ansprüchen der Wildungen'schen Familie beimessen durfte, daß Bartusch, in Schlurck's Auftrage, Papiere suchte, die auf einen für den Justizrath so wichtigen Proceß Bezug hätten. Dann aber sagte er sich: Warum besucht er diese alte Registratur bei Nacht? Was wäre dabei Geheimes zu beobachten? Er bewunderte den Muth Bartusch's, der hier sicher, der Schmelzing'schen Erzählung zufolge, schon zum zweiten Mal erschien. Sollte er, dachte er sich, die Absicht haben, Dokumente zu vernichten? Was sucht er so eifrig? Was schüttelte er so den Kopf? Ist es nicht das rechte Papier, das er eben so emsig durchlas? — — Bartusch ging an einen andern Schrank, an dem er einen Bund

Schlüssel probirte. Diese Schlüssel gab ihm der städtische Archivar! sagte sich Hackert. Oder er stahl sie ihm. Halt — die Rathsdienerin Spieß vielleicht? Oder sie verabredeten sich Beide, daß er sie sich selbst nahm, und der Archivar so that, als sähe er's nicht. Wenn Schlurck's Champagner strömt, fließen alle Bedenklichkeiten. Man ist ehrlich, man wird ja nur betrogen! Schnöde Welt! Die Blinden gelten ja für so gut und sind meist die durchtriebensten —! Die Laterne war hinterwärts auf einem Fußschemel stehen geblieben. Noch besann sich Hackert auf seine eigenen Erinnerungen an die Angelegenheiten der Häuser und Liegenschaften, die Schlurck verwaltete und malte sich für gewiß aus, daß dieser nächtliche Besuch mit dem Johanniterprozesse in Zusammenhang stand, sann und grübelte hin und her, ob er nicht den Brüdern Wildungen hier auf's neue von Nutzen sein könnte, als er erstaunte, auf dem Schrank die Jahreszahl 1825 geschrieben zu sehen. Was konnte ein so junges Datum mit jenem Prozeß zu thun haben! 1825! Es war ihm immer, als müßte dies sein Geburtsjahr sein! Obschon er in den Angaben seines Alters bald diese, bald jene Zahl nannte, liebte er doch die Zahl 1825. Er kannte nichts von seiner Geburt, von seinen Eltern, nichts von seiner Heimath. Allein soviel konnte er berechnen, daß er, wenn er etwa sechs bis acht Jahre alt war, als er aus dem Waisenhause zu Schlurck gekommen, um das Jahr 1825 geboren sein mußte.

Nicht daß er annahm, Bartusch suchte nach Papieren, die ihn betrafen. Aber etwas Verführerisches lag doch für ihn darin, daß er gerade sein eigenes vermeintliches Geburtsjahr, 1825, über dem Schranke erblickte. Sein Entschluß stand so wie so fest. Bartusch hatte ein Papier in der Hand. Er überflog es und laut entfuhr ihm ein Ah! Das ist es! Er las noch einmal, nickte dann mehrmals und wollte selbstzufrieden den Schrank zuschließen. Vorher steckte er das Papier in die linke Brusttasche. Eben schlug das Schloß im Schrank wieder zu, als er sich plötzlich im Dunkeln befand. Bartusch zuckte erschrocken auf. Im Nu hatte ihn eine kräftige Hand umklammert. Todesschreck schnürte dem Alten die Kehle zu. Er wollte schreien. Der Ton erstickte. Er fühlte eine Hand, die ihm das Halstuch zusammenwürgte. Aus seiner Brusttasche wurde ihm von einem Unsichtbaren das eben gefundene Papier entrissen. Halb ohnmächtig, unvermögend zu schreien, lag Bartusch rücklings auf der Erde.

Inzwischen harrte noch Schmelzing unten an der Thür seines Kameraden. Er fürchtete sich, durch die mehreren Höfe und Durchgänge, die noch bis zur Schildwacht am Eingange des Rathhauses zu durchwandern waren, allein zu gehen. Es schlug

halb zwölf. An eines der leeren Weinfässer lehnte er sich, um Luft zu schöpfen. Jeden Augenblick erwartete er irgend einen Schrei im Innern des unheimlichen Hauses, irgend einen Hülferuf. So stand er zitternd, bis Hackert am Rande der Treppe erschien. „Pst, Schmelzing! Wo sind Sie? Die blonde Nonne hatte keinen Kopf! Sie kommt uns nach! Eilen Sie! Schmelzing, die Polizei erlebt mehr als gewöhnliche andere Menschen.“

Damit zog Hackert den von der Luft und dem Wein und dem Schrecken völlig verwirrten Schmelzing vorwärts. Die Höfe, die sie durchschritten, widerhallten. Durch einige Durchgänge mußten sie sich an den Wänden streifen. Da und dort brannte unheimlich ein mattes Lämpchen. Sie kamen an die offene Thür des Rathhauses, die von einer Feuerwache in der Flur, von einer Militärwache am Eingange besetzt war. Die Feuerwächter kannten die beiden neuen Polizeiagenten hinlänglich und ließen sie um so mehr passiren, als sie überdies noch eine geheime Parole angeben konnten.

Und nach einer halben Stunde kam dann auch ein graues Männlein durch den Hof geschlichen, und wandte sich ächzend und stöhnend nicht durch den Thorweg auf die Straße, sondern schlich sich in eine offene Thür, wo eine Stiege zu einem Fenster führte, wo noch Licht brannte. Dort wohnte der Rathsdiener Spieß, der eine hübsche junge Frau hatte, die an Abenden, wo ihr Mann zu Pfändungen und gerichtlichen Executionen innerhalb der nächsten Umgegend reiste und zuweilen eine Nacht ausblieb, länger Licht zu haben pflegte als gewöhnlich. Wir glauben, daß sich mit dem Glockenschlag zwölf Bartusch anschicken wird, einen beruhigenden Thee zu trinken, den ihm die Rathsdienerin gewiß mit größter Gefälligkeit kochen wird, da sie und ihr Gemahl diesem vielvermögenden Herrn Bartusch einen solchen Posten und hier in dem ehrwürdigen alten Rathhause die bequeme freie Wohnung verdankten.

Zwölftes Kapitel.

Der Sechste im Bunde.

Am Morgen nach diesem ereignißvollen Tage und der ihm folgenden ernsten Nacht finden wir die Brüder Wildungen in einem Gespräch auf dem Sopha der „Akademie.“ Die Akademie, wissen wir, ist Siegbert's, die Aula ist Dankmar's Wohnzimmer. Sie waren trotzdem, daß sie so spät zur Ruhe gegangen waren,

früh erwacht. Trotz des Weins, trotz der Reden, trotz der gewaltigsten Aufregung des Geistes fühlten sich die kräftigen jungen Männer nicht angegriffen. Nur Siegbert konnte sein inneres Leid nicht verbergen. „Du hast etwas mit Olga gehabt?“ sagte Dankmar. Siegbert schwieg. — „Wer sah es dem Mädchen nicht an? Diese Fröhlichkeit, als wir schieden! Ihr kamt zum Gesang der Trompetta und der Flottwitz als Nachzügler aus dem dunklen Garten. Ich sah Dir an, daß Du zittertest. Olga dagegen glühte und hätte lieber tanzen mögen, als Tänze spielen. Wie sie auf das Klavier schlug, merkt' ich, daß sie die gewaltigste Aufregung zu beherrschen suchte.“ — „Die Situationen sind unser Fluch!“ — „Das heißt, die Raketen waren zerplatzt, die Leuchtkugeln flimmerten noch vor den Augen. Es wurde still. Das Herbstlaub raschelte an den Bäumen. Die Sterne funkelten. Zwei Herzen lagen aneinander und jubelten: Himmlischer, Sternengewaltiger, sieh herab auf Deine kleinen Kinder! Wir wollen uns lieben wie die Lämmlein, weil Deine Erde so schön ist! Siegbert nickte mit schmerzlichem Ausdruck. „Wenn es Dich trösten kann,“ sagte Dankmar nach einer Weile, „so sag' ich Dir, daß ich fast Deinem Beispiele gefolgt wäre. Die blonde Neubündlerin ist eine schwärmerische Natur! Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich sie im Vorüberflug an mein Herz gezogen, ihr einen demokratischen Kuß gegeben und ausgerufen: Soll uns denn unser politischer Glaube trennen? Ist Das das moderne Schicksal liebender Herzen, sich fliehen zu müssen wie die Capulet's die Montagues flohen?“ — Siegbert staunte anfangs, kam aber bald von dem Gegenstande ab, da er sah, daß sein Bruder nur Scherz trieb. Der Uebergang zu Melanie, zu Helene d'Azimont war gegeben. Von letzterer behauptete Dankmar, sie würde sich durch den Maler Heinrichson für Egon entschädigen. Siegbert wallte protestirend auf.

„Bei einer gewissen Klasse vornehmer Frauen siegen erst Die, die ihnen ebenbürtig sind,“ sagte Dankmar bitter. „Bei der ersten Furche auf der Stirn wählen sie einen berühmten Musiker zum Freunde, bei der zweiten einen berühmten Maler, und wenn es abwärts geht, findet sich wohl noch ein flammender Naturpoet, der für seine lyrischen Vocale einen Consonanten braucht. Guido Stromer, mein' ich z. B., könnte noch bei Paulinen von Harder Glück machen und Heinrichson's Nachfolger werden.“ — „Nein, nein,“ sagte Siegbert, „Dem ist nicht so! Heinrichson zeichnet mit der d'Azimont die Erinnerungen an den See von Enghien, er übermalt ihre schwachen Leistungen, zu denen sie die Liebe spornte, ohne daß sie die Kraft besaß, Das, was ihr in voller Seligkeit der Erinnerung vorschwebte, zu vollenden. Er

ist einschmeichelnd, das ist wahr, verführerisch, charakterlos. Ich zweifle nicht, daß er sich von seiner brillantesten Seite zeigt, sie mit Artigkeiten überhäuft, sie durch eine scheinbare Zurückhaltung verwirrt und durch seinen trockenen, zuweilen treffenden Witz unterhält. —" Dankmar kam auf die Schwester der Gräfin, auf die Fürstin. Dankmar sah, daß der Bruder zu schonen war und schwieg. Als aber Siegbert auch ihn necken wollte und von Selma sprach, wallte er auf und sprach: „Oft versink' ich in ein stilles Grübeln. Ich bin dann im Walde von Hohenberg, in der Ferne rauscht die Mühle, im Baum hackt der Specht, die Vögel singen, ich schreite mit Selma durch die junge Eichenschonung. Sie spricht ebenso heiter, so klar, so nachdenkend wie damals, als ich nicht wußte, welch' ein Zauber mich zu ihr zog. Wie mag Selma als Mädchen sein? Ich träume davon. Wenn ich gearbeitet habe und aufblicke, steht sie vor mir im leichten weißen Kleide. Sie ist immer um mich. Ich scherze schwesterlich mit ihr. Weißt Du noch, unser Schwesterlein? Die holde Mechtild! Wie liebten wir sie! Wie herzten wir das Kind und weinten, als es im Sarge lag mit Blumen bestreut! Selma ist wie Mechtild. Und wenn ich ihrer gedenke, so senken sich alle Spitzen meines Wesens, wie man die Waffen senkt, wenn man sich gefangen giebt. Ich denke dann an nichts mehr von Dem, was mich so foltert und quält. Unser Streithandel, die Weltlage, die Zeitfragen, die Stiftung des Ordens — was ist das Alles, wenn ich an Selma denke! Sie kommt dann und nimmt mir Schild und Speer aus der Hand, sie legt das Schwert unter Blumen, entwaffnet mich und sitzt auf meinem Schooß und herzt und küßt mich, ohne daß die Küsse mich erregen oder mir etwas Anderes bedeuten, als eins ihrer traulich gesprochenen Worte. Selma! Wenn ich sie sehen könnte —!"

Eben wollte Siegbert ausführen, wie seltsam es wäre, daß es nun beinahe zwei noch unreife Jungfrauen, halbe Kinder wären, die sie fesselten, da brachte der Postbote einen Brief von der Mutter. Siegbert las die sonst so feste Handschrift, die ihm heute schwankend erschien. „Die Mutter wird leidend sein!" bemerkte Dankmar erschreckend. „Das verhüte Gott!" sagte Siegbert und durchflog die Zeilen. In der That, die Mutter klagte. Auch ihr wollte der Aufenthalt in den großen, kalten Räumen des alten Tempelhauses nicht bekommen. Sie sprach von einer Rückkehr alter Leiden und beängstigte ihre Söhne so, daß sich Siegbert die bittersten Vorwürfe machte. „Was haben nun Eltern von ihren Kindern," sagte er, „wenn diese selbstständig geworden! Jedes Band ist wie abgeschnitten! Der flügge Vogel ist aus dem Nest und denkt nicht mehr daran, zu den trauernden

Alten heimzukehren.“ Dankmar, nicht minder bewegt, kleidete sich an und beruhigte den Bruder, daß es leicht möglich werden könnte, er müßte noch in diesem Herbste nach Angerode.

Als beide Brüder aus dem Hause traten, sahen sie Louis Armand hastig die Straße daher kommen. Schon von fern zeigte er ein Zeitungsblatt. Louis brachte die neueste Nummer des „Jahrhunderts,“ das seit einiger Zeit auch in einer Morgenausgabe erschien. „Das Ministerium hat abgedankt. Es hatte eine Differenz von funfzehn Stimmen gegen sich. Egon stimmte mit der Minorität!“ rief Louis. — „Also ministeriell —“ — „Mehr als ministeriell! Lesen Sie seine Motivirung!“ — Man trat in die offene Flur des nächsten Hauses, breitete die Zeitung auseinander und las:

„Fürst Hohenberg. Meine Herren, Sie wollen in dies Haus eine Ordnung einführen, die eine Tyrannei ist und allen Gesetzen des Anstandes widerspricht. Ich billige vollkommen, wenn Sie sagen, in diesem Hause wären Sie die Herren und die Herren Minister nur Ihre Gäste; ich theile durchaus nicht die Ansicht der Herren Minister, denen dies Verhältniß umzukehren beliebt. Allein, wer sich vorgesetzt hat, nur seinen eigensten Ueberzeugungen zu folgen, wird unfähig sein, sich in dieser Frage auf irgend einen Parteistandpunkt zu stellen. Die Minister haben Thatsachen zu vertreten, während Sie nur Meinungen. Ein Minister kann in jedem Augenblick in der Lage sein, einen neuen Brennstoff in die Debatte zu werfen.“

„Eine Stimme. Oel ins Feuer!“

„Fürst Hohenberg. Wohl! Mein Herr! Oel ins Feuer! Daß es lodere, daß es flamme, daß die Wahrheit heller erkannt werde! Und wenn hier ein Minister des Absolutismus oder ein Minister in der Blouse stünde, er müßte das Recht haben, die furchtbare und leider meist unwiderstehliche Kraft der ihm anvertrauten Thatsachen zu vertreten, zu geschweige, meine Herren, daß die einfachsten Gesetze des Anstandes Demjenigen, den man bei sich eingeladen hat, das letzte Wort zugestehen. Ich stimme gegen den Antrag der Commission. (Bewegung. Bravo. Zischen.)“

„Es ist acht Uhr,“ sagte Dankmar, nach einem Augenblick des Erstaunens rasch auflodernd, „wollen wir Egon besuchen?“ — „Ich muß es thun,“ sagte Louis; „ich hab' ihm versprochen, Bericht zu erstatten von unserm gestrigen Abend, an dem er Antheil zu nehmen schien, als ich ihm davon erzählte. Wenn ihn irgend ein Gedanke ergreifen kann, so sollte es dieser hochherzige sein! Egon ist schon ein Ritter vom Geiste — haha! Sie sehen, wie er sich vom Buchstaben der Partei lossagt.“ — „Dieser Buchstabe“, be-

merkte Dankmar auf eine so zweideutige Wendung, „ist leider in Uebergangskrisen, wie wir sie jetzt erleben, der Geist selbst! Wer nicht die Kraft hat, eine eigne Partei zu bilden, muß sich bezwingen, die Zahl Derer, die ihm am verwandtesten denken, durch seine Zustimmung zu vergrößern. Die edelste Aufgabe meines Bundes wird unter anderm die sein, die Kunst zu lehren und zu üben, Majoritäten zu bilden. Wir wollen zu Egon gehen."

Als die Freunde eine Seitengasse einschlugen, bestätigte Louis aufs neue, wieviel Sorgen ihm der hochgestellte Freund machte. Seit vierzehn Tagen schiene er an einem tiefen Kummer zu leiden und wäre nicht mehr der Alte. Leider hätte diese Verstimmung zur Folge, daß er alle seine alten Pläne aufgäbe und nur noch dem Ehrgeiz lebte. Louis erzählte von Wiederherstellung eines verwitterten Wappens über seinem Palais, einer Unternehmung, die Siegbert mit den Worten entschuldigte: „Warum soll er denn sein Wappen vermodern lassen? Die steinerne Tafel mußte entweder abgenommen oder restaurirt werden." — „Aber man hört von Vermehrung der Bedienung, von neuen Livreen nach englischem Schnitt, von einer verschwenderischen Anwenduug des Hohenberg'schen Wappens auf Briefcouverten, Büchern, Tellern, Pferdegeschirren."

Schon seit einigen Tagen begrüßten die Diener des Hohenberg'schen Palais die Freunde ihres Herrn nicht mehr mit der früheren Ehrerbietung. Dankmar flüsterte den beiden Begleitern zu, daß es gut wäre, solche äußere Zeichen zu beachten und sie bei Egon zur Sprache zu bringen. Nur Dorette Wandstabler, die Aelteste, wußte sich zu beherrschen. Sie unterließ keinen Beweis äußerer Achtung, als sie den Ankommenden auf der Treppe begegnete. Louis erhielt sogar im Vorübergehen von ihr zugeflüstert, es wäre soeben vom Hofe ein Brief in Rosa-Umschlag angekommen. Ein Brief in Rosa-Umschlag, das wüßte sie noch vom alten Fürsten her, käme immer aus dem Cabinet des Königs. Dankmar sagte: „Man wird ihm das Ministerium antragen."

Indem hatte sie bereits ein neuangenommener Kammerdiener gemeldet. Er kam mit dem Bescheide, daß sie Se. Durchlaucht bäte, eine Viertelstunde zu warten. Er zöge sich eben an. Se. Majestät hätten ihn um zehn Uhr auf's Schloß beordert.

Die Freunde betrachteten sich einander bedeutungsvoll und harrten im Vorzimmer. Sie sprachen nichts. Es war ihnen, als wären sie im Begriff, von einer geliebten Person für immer Abschied zu nehmen. Diese Bilder, Statüen, Vasen, die hier ringsum standen, hatten ihnen früher nur einen flüchtigen Eindruck gemacht. Eine alabasterne Tänzerin, auf einem Säulen-

piedestal von Marmor, schien ihnen jetzt zu sagen: Wer seid Ihr? Was wollt Ihr hier?

Endlich wurden sie vorgelassen. Sie trafen Egon in gewähltester Toilette. Sein Haar war frisirt, der Kinnbart mit großer Sorgfalt geordnet. Es lag etwas Imponirendes in dieser schönen jugendlichen Gestalt. Durch die Krankheit war die Stirn fast zu hoch geworden. Sie verrieth aber den Denker. Die Augen waren ein wenig eingefallen, blitzten aber aus den tiefern schattigen Höhlen nur um so feuriger, voll Geist und Anregung. Um den Mund lag unverkennbarer Muth und schnelle Entschlossenheit, doch milderte ein gefälliges Lächeln den allzustrengen Ernst. Auf dem Frack glänzte zum erstenmale der Stern des Großkreuzes vom Verdienstorden, das ihm der König bei seiner ersten Vorstellung am Hofe, vor etwa zwölf Tagen, mit den huldvollen Worten überreicht hatte: Er hätte sämmtliche einheimische Orden des großen Helden, seines Vaters, bei Seite gelegt und hoffte, sie mit der Zeit einen nach dem andern dem Sohne wieder zurückgeben zu können.

„Ich bin zum König gerufen," begann Egon und begrüßte die Freunde wie sonst durch den alten Handschlag. „Was habt Ihr beschlossen? Ich höre nichts mehr von Euren Plänen! Ihr feiert Weinlesen, seht Schwärmer prasseln, macht schönen Mädchen den Hof, während ich Armer den Dunst unserer schlechten Oelbeleuchtung in der Kammer einathmen muß. Siegbert, wie geht es der kleinen Olga? Ihr Glücklichen! Sie und du, Dankmar, was seid Ihr beneidenswerth! Die eine Hälfte der schönen Welt speculirt auf Eure Million und die andere tröstet sich, wenn es nichts damit ist, wenigstens mit zwei liebenswürdigen Männern kokettirt zu haben. Und Louis hat auch schon seine stillen Freuden und sieht ganz lyrisch aus. Ich wette, er wetteifert schon wieder mit Béranger und Lamartine. Ihr seid nicht aufrichtig, Alle, Alle seid Ihr's nicht!"

„Vor dem neuen Minister des Innern," bemerkte Dankmar, „wird man bald keine Geheimnisse mehr haben."

Egon blickte auf Dankmar mit einem eigenthümlichen, sichern, lächelnden Blick. „Glaubst Du," sagte er nach einer Pause, „glaubst Du, lieber Freund, daß ich deshalb, weil ich gestern Abend meiner eigenen Grille folgte, nun auch gleich die Grillen des Hofes wahrmachen werde?" — „Es ist gefährlich, eigene Grillen zu haben," bemerkte Dankmar mit Ruhe. „Wenn man sich von seinen Freunden trennt, werden die Feinde der Freunde immer glauben, einen Verbündeten zu haben." — „Und sie werden sich täuschen in diesem Glauben, lieber Dankmar," sagte Egon ruhig. „Ich glaube in der That, daß man die Absicht hat, mir

heute um zehn Uhr im Schlosse ein Portefeuille anzubieten. Ich werde ein Programm aufstellen. Erlaubt man mir nach diesem Programm zu verwalten, so werd' ich das Portefeuille annehmen." — „Die Lage des Hofes," erwiderte Dankmar, „ist nicht von der Art, ein Programm, wie du es nur mit Ehren stellen kannst, annehmen zu können." Dies Wort verletzte Egon sichtlich. Doch behielt er seine Mienen in der Gewalt und fragte Siegbert und Louis, ob sie gemeinschaftlich frühstücken wollten? „Ich habe," fuhr er launig fort, „den Keller meines Vaters revidirt und gefunden, daß unten viel Poesie versteckt liegt. Wie ich die Etiketten las: Alicante, Xeres, Marsalla, welche Vorstellungen weckt Das! Man fühlt sich in die Gegenden versetzt, wo einst diese gekelterten Trauben am Stock hingen, sieht das Ultramarin des südlichen Himmels, hört die Woge des Meeres an den hohen steinigten Ufern branden und streckt sich unter Palmen- und Olivenbäumen und träumt ein dolce far niente!" Damit klingelte Egon und bestellte ein Frühstück. „Unten im Pavillon," sagte er. „Aber rasch! rasch! Bringt, was Ihr zur Hand habt und Alicante und Xeres!" Der Kammerdiener flog.

„Ich kann mir denken," begann Egon aufs Neue, „daß Euch meine gestrige Abstimmung überrascht hat. Ich konnte mir jedoch nicht helfen. Ich muß so reden, wie ich fühle. Tretet doch nur einmal in eine dieser Vorberathungen der Parteien, hört diese blinde, sich überstürzende, tolle Hast von Menschen, welche die Parole austheilen wollen, ich wette, Ihr haltet es mit aller Eurer Ueberlegung vom nothwendigen Parteihaltenmüssen nicht drei Tage aus. Ich hielt es vierzehn Tage aus. Aus der Partei der Linken bin ich ausgetreten." — „Und welcher Seite des Centrums schließt du dich an?" fragte Dankmar. — „An gar keine." — „Nicht einmal an den Club Justus?" fragte Dankmar immer erregter. — „An diesen am wenigsten," antwortete Egon. „Was soll ich da sitzen und dies Durcheinander von Intriguen hören! Alles soll Taktik und immer Taktik sein, an die Thatsachen denkt Niemand. Sie sitzen und zählen Stimmen. Immer ist Einer unterwegs, der bald zu der, bald zu jener kleinen Fraction läuft und ein Compromiß beantragt: Gebt uns acht Stimmen für Das, so geben wir Euch acht für Das! Pfui, ich habe diese Methode Politik zu treiben satt. Es ist ein Schacher, kein Handelsgeist, der darin herrscht. Ich will von heute an stimmen, wie ich denke. — Die Freunde hatten diesen Entschluß im Grunde nur zu billigen, fürchteten aber, daß sich Egon auf diese Art isoliren würde.

„Nein," antwortete Egon, „es giebt Männer genug in der Kammer, die unter dem Druck der Intrigue seufzen. Sie sehnen

sich nach Befreiung. Sie werden sich mit Freuden unter dem Banner schaaren, das irgend ein Retter der gesunden Vernunft aufsteckt. Ob dieser Retter ich sein werde, das weiß ich nicht. Will man sich mir anschließen, wohlan, da ist meine Hand! Aufsuchen werd' ich Niemand." — „Aristokratisch das oder bequem?" fragte Dankmar. Egon schien an dieser Alternative keinen Anstoß zu nehmen. Im Gegentheil sagte er: „Entsinnst Du Dich unsers ersten Gesprächs im Walde hinter dem Heidekrug?" — „Damals trugst du eine Blouse. Allerdings würde ich jetzt dieselben Ansichten, von einem Fürsten in gesterntem Frack vorgetragen, vorsichtiger auffassen. Du protegirst die Zeitung: Das Jahrhuudert. Man nennt den Ton derselben doctrinär. Die Doctrinäre sind die Aristokraten der Idee." — „Beruhige Dich, Freund," erwiderte Egon, „ich werde nicht mit den Professoren stimmen. In einer Zeit des Handelns ist Niemand überflüssiger als Der, der nur räth und lehrt. Aber kommt! Kommt! Es ist bald neun Uhr. Wir gehen in den Pavillon!"

Durch mehre Zimmer, Cabinette, einen Corridor und eine kleine Wendeltreppe hinunter, führte Egon die Freunde nach jenem geheimnißvollen Pavillon seines Vaters. Niemals hatte er gern von diesem Ort gesprochen, die Freunde nie veranlaßt, denselben zu besuchen. Heute sprach er von ihm wie von einer seiner gewöhnlichen „Retraiten". Die Freunde folgten ihm in einer eigenen beklommenen Stimmung. Sie fühlten, zwischen ihnen und dem jungen Fürsten war es nicht ganz mehr wie sonst. Die Unbefangenheit fehlte, der Duft des Verhältnisses war verflogen. Sie fühlten, daß ihnen Egon nicht wehthun, sie nicht in ihren Grundsätzen verletzen wollte, und nichts verletzte sie eben mehr als gerade, daß sie sahen, wie er ihnen auswich und durch Artigkeiten und Scherze den tiefern Bruch zwischen ihnen zu verdecken suchte.

Sie hatten die kleine Wendeltreppe hinter sich. Ein Bedienter, der am Fuß derselben harrte, stieß zwei Thorflügel auf, die in ein Vestibül führten, das rings mit Blumen geschmückt war. Zwei Victorien von Bronze hielten den Eintretenden Kränze entgegen. Der Fußboden war mit dickwollenen, bunten Teppichen belegt. Hinter den Victorien rauschte ein Vorhang auf von schwerem rothen Sammet. Man befand sich in einer Rotunde. Rings an den Wänden sah man Spiegel mit Goldleisten und neben ihnen Candelaber. An den Wänden lief eine einzige Ottomane rundum, unterbrochen nur von Eingängen in kleine durch Vorhänge unterschiedene Cabinette. Als sie über die schweren Teppiche hinschritten, sagte Egon: „Ich entsinne mich, daß Ihr zum erstenmal hier seid. Seht da, die Erfindungsgabe meines Vaters! Von der rechten Seite hier bis zur Linken ziehen

sich allerliebste Gemächer. Ueber jedem ist in Wachsmalerei angegeben, wozu die Bestimmung der Gemächer dienen soll. Hier über dem Vorhang steht der erschöpfte Mars. Amor nimmt ihm die Waffen ab. Es ist das Entrée eines Badezimmers, das sich hier nebenan befindet. Die badende Nymphe macht die Bestimmung kenntlich. Daneben sitzt Pan und bläst auf seiner Flöte, während Tritonen aus Hörnern Wasserstrahlen spritzen. Ich weiß nicht, welche Tändeleien für das dritte Cabinet bestimmt waren. Ueber jenes vierte seht Ihr Hebe mit der Kanne und mit einem Teller schweben. Wahrscheinlich befindet sich in der Kanne Nektar und auf der Schale Ambrosia. Soviel weiß ich, daß in diesem vierten Cabinet vortrefflich gespeist worden ist und sich die Ambrosia als die Praxis eines guten pariser Kochs zu erkennen gab. In dem fünften waltete die Nachmittagsruhe. Es ist das Cabinet der türkischen Pfeifen. Der talentvolle Künstler, der diese Medaillons über die Thüren malte, muß in Verlegenheit gewesen sein, die türkischen Pfeifen in den Kreis seiner mythologischen Allegorieen einzuführen, und doch hat er sich gut geholfen. Seht die drei schönen Mädchen, die über einem todten von Flammengluth umgebenen Knaben weinen und die Hände ausstrecken! Sie verwandeln sich eben in Pappeln und die Thränen, die ihnen entfallen, flimmern von dem gelben Schein des Knaben gelb. Der gelbe Knabe ist der soeben von der Sonne heruntergestürzte Phaethon. Die Schwestern beweinen seinen Fall und verwandeln sich in Pappeln. Ihre Thränen, die in dem gelben Scheine des versengten, von der Lichtmaterie des Sonnenballs gedörrten Phaethon gelb erscheinen, sind der Bernstein. Und diese Sage vom Ursprung des Bernsteins paßt für ein Cabinet mit türkischen Pfeifen, deren Spitzen von Bernstein sind. Ich kenne den Maler nicht —" — „Es ist unser herrlicher Berg selbst!" sagte Siegbert. „Diese Wachsmalereien sind als Cartons berühmt gewesen." — „Ich bekomme Ehrfurcht vor dem Geschmack meines Vaters, des alten Haudegens. Seht da, das sechste Cabinet hat als Medaillon eine Nymphe, die sich im Wasser spiegelt und sich dabei selbst copirt, mit einer Stecknadel nämlich auf einem großen Feigenblatt, das ihr ein Satyr hinreicht. Seht den Satyr mit dem Feigenzweig! Wie zierlich und schalkhaft die ritzende Nadel auf dem Blatt. In diesem Cabinet sind Bildersammlungen, die ich Euch nicht zeigen mag. Und hier im siebenten und letzten befindet sich eine Bibliothek verbotener Bücher. Mein loyaler Papa war ein eifriger Sammler in diesem Fach der Literatur, das der Maler in jenem Medaillon kenntlich machte: Eine Frau sitzt und lehrt Amor schreiben! Der kleine Junge weint, weil die Feder vielleicht kritzelt oder ihm die Mühe zu sauer wird oder

auch, weil seine Werke meistens confiscirt zu werden pflegen. Der Faun liest behaglich, was Amor geschrieben hat. Die beiden Tauben, die sich über dem Busch, wo die Schulscene passirt, schnäbeln, drücken wohl das Thema der hier gesammelten wilden Literatur aus."

Inzwischen waren die Diener gekommen und hatten in das vierte Cabinet silberne Schüsseln, Körbe, Servirbretter, Flaschen getragen. Der Kammerdiener schlug den Vorhang zurück. Egon forderte die Freunde auf einzutreten. Ein zierliches, behagliches Gemach umfing sie. Die kleine gedeckte Tafel in der Mitte widerstrahlte von Krystall und Silberzeug. Die nach außen zu unscheinbaren Fenster waren durch ein zweites Fenster verdeckt, das von innen vorgebogen werden konnte, ein Fenster von mattgeschliffenem Glase mit eingefugten Lithophanieen. Die Sessel waren bequem mit Lehnen von blau- und weißgestreiften Gurten. Von derselben Farbe waren ringsum die Ottomanen. Ein Gemälde an der Wand erwies sich alsbald als eine Flötenuhr und spielte mit reingestimmtem Glockenton allerlei Modearien von vor zwanzig Jahren. Der einfachere Charakter dieses kleinen Cabinets entsprach seiner Bestimmung; denn in einem Eßzimmer sollen die Sinne des Auges nicht durch eine überladene Staffage zerstreut werden.

Egon machte den Wirth mit gewohnter Freundlichkeit. Drei galonirte Diener, bereits gerüstet mit nach Hofe zu fahren, servirten. Es war ein Ton in das Hauswesen gekommen, gegen den Egon früher selbst protestirt hatte und der sich nun seit etwa vierzehn Tagen von selbst verstand. Seine Gäste aßen nur wenig. Sie machten sich Vorwürfe, ihn jetzt, wo er seine Gedanken zusammenzufassen hätte, noch aufzuhalten. Dankmar fragte ihn sogar, ob er sein Programm schon fertig hätte? „Seit Jahren denk' ich darüber nach und schrieb es in zehn Minuten nieder!" erwiderte Egon. — „Und darf man nicht einen der Paragraphen erfahren?" — „Ich werde dem Hofe Bedingungen stellen, die er nie eingehen kann. Denn leider haben schon diese bedrängten Machthaber eine solche Furcht, vom Idiom unserer Tage abzuweichen, daß sie eher die Richtung ans Ruder bringen, die sie fürchten, als etwas Neues versuchen." — „Dies vortreffliche Dejeuner," bemerkte Dankmar, „ist wenigstens Bürgschaft, daß Du keine so spartanischen Vorschläge machen wirst, wie ich zuweilen Deinen Ideen abgelauscht habe. Welche Rolle wird in diesem Programm die vielbesprochene Arbeit spielen?" — „Die Arbeit," sagte Egon mit ruhigem Ernst, „die ich immer pries, wird auch in meinem Programm die Hauptrolle spielen. Ich kenne nur den Staat der Pflichten. Einer Zeit gegenüber,

die ewig von Rechten der Menschheit träumt, muß man offen aussprechen, daß es die Pflichten sind, dessen gewissenhafte Erfüllung die Rechte allein gewährleistet. Nur da, wo Jeder bereit ist, zu geben, was er geben muß, kann ein freudiges Empfangen ermöglicht werden und ein reichliches. Das, was uns überliefert ist, ist des Menschen erste Lebensbedingung. Ich bin der Thor nicht, der da auftreten und das Unrecht deshalb vertheidigen wird, weil es überliefert ist. Dem Unrecht als solchem dien' ich nicht. Aber auch im überlieferten Unrecht liegt eine Menschenpflicht und ein Menschenrecht. Die Tradition ist das Chaos, das wir zu lichten, der Knoten, den wir zu entwirren haben. Wer darf es wagen und mit dem Schwert diese Schwierigkeiten durchhauen? Ich verlange, daß man das Leben reformirt nach einer überlieferten Gestaltung, d. h. die Methode des neuen Lebens muß das Leben selbst sein. Ich werde Jedem, der trotzig von seinem Rechte spricht, auch eine Pflicht entgegenhalten, dem Armen wie dem Reichen, dem Niedrigen wie dem Hohen." — „Ich fürchte,' bemerkte Dankmar unerschütterlich, „daß diese Grundsätze dem Hofe und den kleinen Cirkeln, die am Ende doch Alles regieren, zu allgemein sein werden. Man wird einfach den Verfassungsentwurf der frühern radicalen Ministerien nehmen und Dich fragen, was Du mit ihm zu thun gedenkst?" — „Auch darauf bin ich gefaßt," sagte Egon. „Ich nehme diesen Verfassungsentwurf nicht an. Ich erkläre, ihn nicht vertheidigen zu können. Ich habe die Vorstellung von einer andern Urkunde unsers gesellschaftlichen Pactes. Von unten herauf muß der Aufbau vollendet werden, vom Zweck der gesitteten Gesellschaft aus." — „Auch damit wirst Du den kleinen Cirkeln nicht gelegen kommen," bemerkte Dankmar. „Diese wollen nur einen überlieferten historischen Staat, der nur in die traurige Lage gekommen ist, zu den schon berechtigten Gewalten eine neue Berechtigung, das Volk, mit hinzuzulassen. Dort streitet man nur über das Maß von Freiheiten, das man an die neuen stürmischen Dränger abzulassen gedenkt. Wenn Du von der Ueberflüssigkeit z. B. einer Ersten Kammer sprächest, würdest Du sogleich bemerken, daß alle Hofdamen, die Euer Gespräch belauschen dürften, die Nase rümpfen werden." — „Ich bin für eine Erste Kammer," sagte Egon. — „In der That?" bemerkten einstimmig die Freunde. — „Jede Frage verlangt eine doppelte Erwägung. Prometheus und Epimetheus, das ist eine alte Wahrheit. Aber ich verwerfe das nur geschichtliche Element, das die Erste Kammer bilden soll. Ich verlange zwei Instanzen von der Gesetzgebung. Die eine soll die der Interessen, die andere die der allgemeinen Freiheit sein. Um ein Beispiel zu geben, würd' ich

gleichsam in die Erste Kammer die Meister, in die Zweite die Gesellen bringen. Unser ganzes Wirken ist aus den Factoren des Besitzes und Erwerbes, des Stabilen und Strebsamen zusammengesetzt. Ich verachte die Stabilität der Beamtenwelt, des Geldsacks, selbst die der Geburt einzelner vornehmer Geschlechter. Ich erkenne als das Princip des Staats nur die Arbeit an, schließe das Capital als arbeitende Potenz, eine Lüge, vollständig aus, anerkenne nirgendwo die todte Hand, auch die todte Hand des Besitzes nicht; ich anerkenne nur die lebendige, die individuelle Arbeit. Meine Erste Kammer besteht aus den Bevollmächtigten der Interessen der einzelnen wirklichen Arbeitsbranchen des Lebens, meine Zweite aus den Bevollmächtigten des arbeitgebenden Publikums. In der Ersten wird der Zunftzwang, in der Zweiten die Gewerbefreiheit sitzen. Ich lasse nicht nach Ständen, Städten, Census und ähnlichen Unterscheidungen wählen, sondern in die Erste Kammer nach den speciellen Thätigkeitsbranchen des Lebens, in die Zweite je nach dem öffentlichen Bedürfniß. Es ist möglich, daß in meiner Zweiten Kammer Fürsten und Grafen, in meiner Ersten Blousenmänner sitzen." — „Das kommt auf Eins heraus," fiel Dankmar lächelnd ein. „Man würde diese Einrichtung allenfalls bei Hofe und in Petersburg als einen Druckfehler entschuldigen können —" — „Doch nicht, doch nicht, lieber Freund," sagte Egon und gab sich Mühe zu lächeln. „Das Wahlprincip der Zweiten Kammer faß' ich uumerisch. Das Publikum ist unbeschränkt. Nur einige Modificationen mit Ansiedelung und Bürgerrecht, sonst ist jedes Staatsmitglied Wähler. In die erste Kammer setz' ich die, welche die Träger des Staates sind, die fleißigen Hände. Erschrickt der Hof vor Pairs, die keine Glacéhandschuhe tragen, so ist die Zeit dieser Ideen noch nicht gekommen und ich ziehe mich zurück, um das Chaos so lange zu beobachten, bis unsere Zeit gekommen ist."

Louis und Siegbert waren von diesen Auseinandersetzungen immerhin überrascht und freuten sich der noch so stark in dem hochgestellten, nun zu so glänzender Laufbahn berufenen Freunde nachwirkenden alten volksthümlichen Einflüsse. Dankmar aber äußerte sich entschieden zweifelnd und bemerkte: „Ich habe, mein verehrter Freund, seit ich Dich kennen lernte und Du mir einst sagtest, unter diesen Spiegeln und Kronleuchtern würdest Du mich in Dein tiefstes Innere blicken lassen, nie anders von Dir gedacht, als bedeutend und groß! Etwas Gewöhnliches wirst Du nicht bieten. Aber ich fürchte sehr, daß sich bei Dir eine alte Erfahrung bestätigt. Die Richtung der Zeit ist wie der reißende Strom eines Flusses, der aus einer seeartigen Breite plötzlich in engere Ufer tritt. Man wird fortgerissen. Die Zeit läßt sich

durch einen Einzelnen nur in den seltensten Fällen bestimmen. Diese Begriffe von Links und Rechts, von Liberal und Conservativ sind in der That sehr einseitig und jeder geistreiche Kopf, der positiv denkt und nicht von einer bloßen Manie der Neuerung getrieben wird, leidet unter dem Gegenseitigsichausschließen dieser Antithesen. Allein diese Antithesen sind einmal die Tyrannen unserer Zeit. Man glaubt, sie beherrscht, ihre Klippen vermieden zu haben, und scheitert an ihnen. Die Umstände zwängen uns immer wieder in die alten Schattirungen: Schwarz oder Weiß! Licht oder Schatten! ein. Und nun sieh! Wenn ich mir dächte —"

Dankmar sprach nicht weiter; denn sie wurden unterbrochen. Einer der Bedienten brachte dem jungen Fürsten, den die Aeußerung Dankmar's vom Blick in die Vergangenheit unter den Spiegeln und Leuchtern dieses Pavillons ernster gestimmt hatte, ein zierliches Billet. Ueber die Methode, Briefe auf silbernen Tellern zu überreichen, hatte Egon früher selbst gelacht. Heute fand die Abgabe in dieser Form statt. Egon erbrach das Billet und schien zerstreut, verstimmt. „Die Gräfin sind selbst da!" sagte der Bediente. — „Nein! Nein!" rief Egon. „Ich bin unter meinen Freunden." — „Ich sagte es —" — „Ich fahre zum König." — „Eben deshalb," sagte die Gräfin." — „O Gott! O Gott!" schrie Egon förmlich auf. Er begleitete diesen Ruf mit Geberden wie ein wildes verwundetes Thier. Er sprang auf. Er warf das Billet den Freunden hin, daß sie es lesen sollten. „Entschuldigt mich," sagte er. „Lebt wohl!" Damit verschwand er, noch die Serviette in der Hand, die er zornig zerknitterte und unterwegs mitten in der großen Rotunde von sich warf.

Die plötzlich verlassenen Freunde ahnten, daß ihn Gräfin d'Azimont abgerufen hatte. Siegbert, dem das Billet am nächsten lag, nahm Anstand, es zu lesen. Auch Louis meinte, er könnte nichts hören, was von dieser Hand käme. Dankmar fand es wenigstens nicht erlaubt, das Briefchen so liegen zu lassen. „Warum wollen wir einen letzten Beweis von Freundschaft, den wir noch von Egon empfingen, nicht ehrend entgegennehmen?" sagte er. Die drei Freunde standen auf. Sie traten in die große Rotunde. Das von oben herabfallende Licht erhellte den Raum hinlänglich, um die kleinen zarten Schriftzüge lesen zu können. Sie lauteten:

„Ich sterbe! Du wühlst den Dolch in meine Brust! Zertritt mich nur ganz! Sage mir, daß ich mich unter den Huf Deiner Pferde werfe! Dann ist's doch aus! Aus! O Gott, schenke mir Wahnsinn! Tod oder Wahnsinn! Egon, ich beschwöre

Dich — sei Mensch! Werde dann tausendmal Minister! Gehöre der Welt! Nur Entschiedenheit! Erlösung, Licht, mindestens mir die Freiheit des Todes!"

Die drei Freunde sahen sich entsetzt an. Sie fühlten, daß dies der Verzweiflungsschrei einer Frau war, die ihr Alles an Egon gesetzt hatte und nun fühlte, daß sie ihm von keinem Werth mehr war. Die Genugthuung für Louis Armand hätte damit vollständig sein können, wenn sein fühlendes Herz eines so kalten Triumphes fähig gewesen wäre. „Arme Louison," sprach er, „Du hast nicht gewollt, daß so der Genius der Liebe Dein Andenken rächt!" — „Und doch," sprach Siegbert, dem diese Worte der Schwester Adelen's tief in's Herz schnitten, „doch ist Egon vielleicht selbst unglücklicher als Helene! Ein Weib geliebt haben und heraus sein aus dem magnetischen Rapport, der aber in ihr noch voll und glühend nachwirkt, während man selbst erkältet, übersättigt ist — o das ist Qual! Man will nicht verwunden, man will aber auch nicht lügen. Man hat ein Herz und darf ihm doch nicht folgen. Armer Egon! Sein Schmerz, wie er aufstand, war furchtbar, fast wahnsinnig!" — Und Dankmar sagte: „Kommt! Kommt! Die Luft dieses Pavillons, der Staub dieser Teppiche, das Lachen dieser Bilder, alles das ist erstickend. An die frische Luft! Ich kann nicht mehr Athem schöpfen."

An der kleinen Treppe, die zu Egon führte, führte auch eine Thür sogleich in den Hof. Dieser eilten sie zu und sogen wie Balsam die stärkende Octoberluft ein. Es trieb sie fort, als wenn der Fußboden unter ihnen brannte. Stürmende Gespenster schienen sie zu jagen. Sie sahen sich nicht um, sie flohen.

Auf der Straße rief ihnen eine Stimme nach. Sie wandten sich. Es war Rudhard, an dem sie vorübergeschritten waren, ohne ihn zu sehen. Nachdenklich, ruhig, stand der sich immer Gleiche am Portal des Palais, sich auf einen Stab lehnend. Er winkte Siegbert. Siegbert bat die Freunde, einen Augenblick zu warten. Als sich Siegbert näherte, erschrak er über des alten Mannes heute so ernstes, gemessenes Antlitz. „Ich wollte zu Egon," sagte Rudhard. „Ich hörte, daß er nicht allein ist. Er fährt zum König. Er fliegt einem glänzenden Gestirne zu. Lieber Wildungen — ein Wort —" Siegbert ahnte etwas aus den Mienen des Greises.

„Glauben Sie, daß ich Sie in mein Herz geschlossen habe, Siegbert?" fragte Rudhard mit einem nach Bestimmtheit ringenden, bewegten Tone. — „Herr Rudhard!" antwortete Siegbert und ergriff seine Hand. — „Ahnen Sie nichts, was ich Ihnen sagen muß — muß, mit widerstrebendem Herzen!" Rudhard ließ seine Augen, die wie immer klar und ruhig waren, eine Weile

fragend auf Siegbert ruhen. Siegbert's Blick füllte sich mit Thränen. „Ich weiß es, Herr Rudhard," sagte er nach einigen Augenblicken der Sammlung. „Ich habe einen Auftrag zu einer künstlerischen Aufgabe empfangen, die mich vorläufig auf einige Wochen von hier entfernen wird. Sagen Sie den Damen Ihres Hauses, den lieben Kindern ein herzliches Lebewohl!" Rudhard drückte die Hand des jungen Mannes und sprach nur das Einzige: „Ich danke Ihnen dafür, lieber Wildungen! Es war Ihrer würdig. Wir sehen uns wieder." Siegbert wandte sich und Rudhard ging langsam zum Palais des Fürsten.

Als Siegbert zu seinen Begleitern zurück wollte, waren diese vorausgegangen. Er konnte somit noch Zeit finden, sich zu sammeln und die Thränen zu dämmen, die übermächtig in seine Augen traten. Louis und Dankmar standen an einer Straßenecke, wo sie sich zu trennen hatten. Siegbert überraschte die Freunde durch den Entschluß, nach Schönau zu gehen und den künstlerischen Vorschlag Gelbsattels für den Sommer, er erzählte davon, schon jetzt in Angriff zu nehmen. Auch Dankmar, der ihn fragend fixirte, sprach von einer Möglichkeit, daß ihn die Entscheidung der ersten Instanz zwingen würde, nach Angerode zu reisen. Louis Armand hörte diese Nachrichten mit Betrübniß.

Dreizehntes Kapitel.

Entscheidungen.

Es war gegen zehn Uhr Abends. Düster brannte die Lampe in einem Zimmer, dessen grünseidene Fenstervorhänge tief herabgelassen waren. Im Kamin glüht noch etwas die eben verkohlende Asche. Draußen jagen Carossen. Die Theater haben geendet. Die großen Gesellschaften füllen sich. Auch noch Volksmassen tummeln sich. Man hört am lebhaften Sprechen der Vorübergehenden, das von unten heraufschallt, wie die Gemüther erregt sind. Auch der Schritt daherwandelnder Militärtruppen ist dem Ohre vernehmbar, das hören will und kann.

Helene d'Azimont, die zu diesen nicht gehörte, lag ausgestreckt auf einer Chaise-longue, die in die Nähe des Kamins gerückt war. Das Zimmer war überheiß. Dennoch fror sie. Eingehüllt in einen großen Shawl konnte sie sich nicht erwärmen. Ihre Hände fröstelten. Ihr Kinn zitterte so, daß sie laut stammelte. Diener und Kammermädchen hatte sie abgewiesen. Sie wollte keine Hülfe, sie erwartete den Tod. Schon seit dem Morgen um halb

elf Uhr lag sie so. Sie war, nach Hause gekommen, aus dem Wagen mehr gesunken, als gestiegen, und hatte sich sogleich auf ihr Bett geworfen. Die Mädchen entkleideten sie, alles geschah auf ihren stummen Wink. Man wollte zum Arzt schicken. Heftig ablehnend hatte sie es untersagt. Wer an der Thür lauschte, hörte sie oft schluchzen. Dann lachte sie wieder, dann weinte sie still. Von einer Nahrung, die sie zu sich genommen hätte, war keine Rede. Sie schüttelte auf jede Frage ihr entstelltes, von Thränen fast ungleich gefärbtes Antlitz. Meldungen, sogar diejenigen, welche Besuche von Rafflard, von Heinrichson ankündigten, wurden abgelehnt. Sie lag halb erstarrt. Ihr Kopf wühlte sich in ein Kissen ein, das von Thränen schon durchnäßt war. Nur auf vieles Zureden ihrer Mädchen erhob sie sich und ließ sich auf die Chaise-longue führen, die man an den Kamin rückte.

Um sechs Uhr etwa begehrte die Gräfin einige Löffel Suppe. Sie aß nicht den vierten Theil eines Tellers und stieß den Rest zurück. Die Arme hingen ihr willenlos, schlaff vom Körper herab. Die Augen sahen starr oder schlossen sich vor Erschöpfung. Oft griff sie plötzlich nach dem Herzen. Man hatte alle Bänder an ihren Kleidern aufknüpfen müssen. Jeder Druck machte ihr Beengung.

Gegen Acht klingelte sie. Sie machte eine Miene, etwas zu begehren. Sprechen konnte sie nicht. Die Hand streckte sich nach einem kleinen Tisch am Fenster hinüber aus und deutete auf die dort gesammelt liegenden Zeitungen. Man wollte diese bringen. Sie schüttelte den Kopf und deutete hinaus auf den Eingang ihrer Wohnung. Man verstand sie erst jetzt. Sie wollte die Zeitung von diesem Abend haben. Man ging hinaus, diese zu holen. Die Zeitung war noch nicht angekommen. Ein tiefer Seufzer war Helenens Antwort.

Endlich kam das ersehnte Blatt. Sie erhob sich geisterhaft. Krampfhaft schlug sie das noch nasse Papier auf und durchflog es. Bald entdeckte sie die mit großen Lettern gedruckte Stelle, die sie suchte. Sie lautete: „Die Krisis ist noch nicht beendigt. Fürst Egon von Hohenberg hat ein Programm vorgelegt, das die vollständige Billigung des Hofes erhielt. Die Frage ist nur die, ob der Fürst sein Ministerium wird vervollständigen können. Die Nachricht einiger Blätter, daß er einige jüngere Beamte und Offiziere als Collegen vorgeschlagen hätte, bestätigt sich nicht. Vorläufige Liste: Conseilpräsident und Minister des Innern: Fürst Egon von Hohenberg. Auswärtige Angelegenheiten: General Voland von der Hahnenfeder. Krieg: General Arnheim. Cultus: Propst Gelbsattel. Handel und Gewerbe: Justus. Königliches Haus: Geheimrath von Harder."

Helene warf die Zeitung hin, als wär' es ihr lieber, sie fiele sogleich in die Flamme des Kamins. Sie sah nicht, daß der Bediente das Blatt aufhob. Sie hörte auch nicht, ob er ging oder blieb. Ein sanfter Thränenstrom entfloß ihren Augen. Eine unendliche Rührung schien sie über ihre eigenen Schmerzen zu ergreifen. Erst erquickten sie diese rinnenden Perlenbäche, die aus den heißen fieberhaften Augen flossen. Dann aber gerieth sie in lautes Schluchzen und wieder der Brustkrampf stellte sich ein. Sie mußte husten, als wenn sie ersticken wollte. Das Blut, das sie zuweilen in ihren Tüchern erblickte, schien ihr eine Erleichterung zu sein.

Rafflard und Heinrichson ließen sich zum zweitenmale melden. Sie nahm sie wiederum nicht an. Gegen neun Uhr kam ein Billet von Paulinen. Ohne Hast, ergeben und schmerzlich, öffnete sie es. Pauline schrieb: „Helene, was hör' ich! Sie sind untröstlich über die glänzende Laufbahn unseres Freundes! Eben sitzt Egon an meinem Schreibtisch und redigirt eine genauere Erläuterung seines meisterhaften Programms. Zwei Worte, die er fallen ließ, verriethen mir, daß Sie eine Scene hatten. Warum das, Helene? Warum fliehen Sie mich? Warum schließen Sie sich nicht unsern großen, bedeutungsvollen Plänen an? Egon liebt Sie, Helene. Aber stellen Sie sich nicht in den Weg, der zu seinem Ruhme führt —!" — „Egon liebt mich!" rief Helene und riß das Billet, den Rest des Inhalts überfliegend, in hundert Stücke, die sie zornig in den Kamin warf. „Er liebt mich? Und kann mich mit Füßen treten, mich an den Haaren schleifen, wenn ich ihm sage: Vernachlässige mich nicht! Waren die zwei Worte, die er fallen ließ, vielleicht die, daß ich auf der Erde vor ihm lag und ihn um den Tod bat? Waren die zwei Worte vielleicht die, daß ich sagte: So will ich Dein Weib sein! War es die kalte, herzzerschneidende Antwort: „Helene, ich muß zum König! Beschäme mich nicht mit einem Geschenk, für das ich Dir würdig zu danken keine Zeit habe!"

Ein krampfhaftes Lächeln befiel sie bei diesem Selbstgespräch. Sie sprang auf. Nun wollte sie Menschen sehen. Sie rief nach Rafflard, nach Heinrichson. Nun war es schon nach zehn Uhr und zu spät, um diese noch entbieten zu können. Sie durchschritt die Zimmer, riß die Fenster auf, wollte ausgehen, zog an den Klingeln, die Diener und Mädchen standen hinter ihr. Sie wußte aber nicht, was sie ihnen befehlen sollte. „Laßt uns allein!" rief sie endlich den Dienern und: „Entkleidet mich!" stöhnte sie den Mädchen. Langsam schritt sie in ihr Zimmer zurück, ließ mit sich geschehen, was geschah und sank in's Bett, ohne Schlaf und ohne Wachen. Immer horchte sie, ob nicht doch wohl noch

Egon käme, und wenn auch nach Mitternacht. Erst gegen Morgen ergab sich das gequälte Gemüth den Forderungen des erschöpften Körpers. Helene entschlief.

Hoch stand die Sonne am Himmel, als sie erwachte. Rafflard und Heinrichson hatten sich schon in aller Frühe nach ihrem Befinden erkundigen lassen. Von Egon fand sie keine Anfrage vor. Sie ließ sich langsam ankleiden. Sie fühlte sich vom Schlaf nicht gestärkt. Die Rückerinnerung an die gestrigen Erlebnisse war ihr grauenhaft. Um elf Uhr kam Drommeldey, der ihr Aussehen, ihren Puls bedenklich fand. Er war nie ohne Neugier, der Sanitätsrath. Er kannte die eigenthümlichen Verhältnisse dieser gestörten Liebe; noch mehr, da er ein Frauenarzt vornehmer Sphäre war, verstand er sich auf die Pathologie der „brechenden Verhältnisse". Er erklärte diese für einen jener Seelenzustände, bei denen man vorzugsweise dem gastrischen Rückschlage vorbeugen müßte.

Drommeldey billigte die Diät der Gräfin und schied von ihr mit den Worten: „Verehrte, hüten Sie sich vor dem Uebermaß der Gefühle! Aber dennoch gesteh' ich, daß ich mehr für das volle Ausbluten des Herzens bin, als für die gewaltsame Unterdrückung. Ich weiß nicht, was Sie so stören, so bewegen kann. Aber wenn Sie Kummer haben, meine Gnädigste, so nehmen Sie nur den Kelch des Schicksals sogleich ganz, trinken Sie den bittern Schierling hinunter bis zum letzten Tropfen! In dieser Wahrheit gegen sich selbst liegt gleich die Genesung. Nur nicht fliehen vor dem Schmerz! Nur nicht dem Fatalen aus dem Wege gehen! Das giebt geistige Blutzersetzungen und erzeugt unterlaufene Seelenzustände, die entzündlich werden können. Für heute thun Sie mir den Gefallen, lassen Sie anspannen, und genießen Sie nicht nur die stärkende, erfrischende Luft, sondern auch die viel trostreichere und erquickendere Abwechselung der Gegenstände, die sich Ihnen bei einer nicht zu raschen Spazierfahrt darbieten werden. Versprechen Sie mir Das?"

Die Gräfin versprach es nicht nur, sondern erfüllte auch des Sanitätsraths Begehren, sogleich anspannen zu lassen. Er wollte sie ausfahren sehen. „Ich bin noch nicht angekleidet." — „Sie müssen einen Mantel nehmen! Es ist oktoberfrisch." Dabei zog Drommeldey sein Portefeuille und gab ihr aus seiner kleinen portativen Apotheke, die er immer bei sich führte, einige Streukügelchen. Sie wirkten natürlich sogleich. Drommeldey plauderte dabei von Politik, vom Ministerium, Egon's glänzenden Talenten, Paulinen von Harder, vom „Jahrhundert," Alles durcheinander. Charakteristisch war, daß er bemerkte, man nennte das Ministerium Egon schon das Blousen-Ministerium und erwartete,

daß er seine vier bis fünf Inséparables zu Ministern machte. Die gestern angegebene Liste des „Jahrhunderts" hätte sich schon zerschlagen und man wettete noch, daß der Kunsttischler Louis Armand, der ohnehin Heimathsrechte haben sollte, das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten erhalte. Während Helene in seiner Gegenwart letzte Toilette machte und über alle Aeußerungen des vorsichtig lauschenden Asklepiaden schmerzlich, aber befriedigt lächelte, sagte er: „Apropos, was haben Sie denn mit der Trompetta? Ist sie Ihnen bös?" — „Möglich!" bestätigte Helene. „Ich habe alle Menschen vernachlässigt. Sie gehört wohl zu Denen, die Dergleichen dem Unglück nicht verzeihen." — „Gestern, als sie in einer Gesellschaft vom Ministerium Hohenberg reden hörte, fuhr sie entrüstet auf und sagte: Wenn sich der Hof so mit der Demokratie und Immoralität verbindet, brech' ich mit ihm! Ich widme mein Album der deutschen Flotte." — „Welches Album?" fragte Helene, die vielleicht schon oft vom „Gethsemane" gehört, aber für nichts Sinn hatte, was nicht mit dem geliebten Egon zusammenhing. Drommeldey erklärte ihr diese Sammlung und schloß seinen Bericht, daß sich die Trompetta nun aus Opposition gegen die ihr und dem Neubund bewiesene Feindseligkeit des Hofes entschlossen hätte, das Gethsemane zum Besten eines Schiffes der deutschen Flotte zu verloosen. Sie studirte jetzt Marine und würde sich nächstens entscheiden, ob sie die fernere Aufgabe ihres Lebens in der Begründung eines Kanonenbootes oder eines Kutters oder einer einfachen schwimmenden Batterie finden sollte. Mit diesen absichtlichen Scherzen geleitete Sanitätsrath Drommeldey Helenen an den Wagen und gab dem Kutscher eine genaue Anweisung des Weges, welchen er eine Stunde lang im Park oder sonst wo vor den Thoren einschlagen sollte.

Helene war, als sie mit schwankenden Schritten durch ihre Zimmer ging, an der Treppe einem alten gebückten Mann begegnet, der, eine schwarze Binde um die Augen, an der Wand stehen blieb und sie in ihren Gewändern vorüberrauschen ließ. Als einer der Bedienten vom Wagenschlage zurückkehrte, fragte der Alte, der sich an einer Fußbürste sorgfältig die Stiefel reinigte, ob er den Professor Rafflard sprechen könnte. — „Er ist im Augenblick nicht da," hieß es. — „Ich hab' ihn in seiner Wohnung gesucht und möchte ihn hier erwarten." — Der Bediente besann sich, daß Dies jener Fremde, Namens Murray, war, mit welchem der vertraute Rathgeber sich vorgestern so lange unterhalten hatte und den er beauftragt war, mit Vorsicht zu behandeln. „Professor Rafflard," sagte er, „kann jeden Augenblick wiederkommen. Setzen Sie sich, wenn Sie ihn erwarten wollen."

Eine Weile hatte sich Murray, still in sich versunken, auf

einen Stuhl im Vorzimmer niedergelassen, als es draußen klingelte und der nebenan in die Bedientenstube gegangene Diener öffnete. „Die Gräfin zu sprechen?" — „Sie ist in diesem Augenblick ausgefahren." — „Wohin?" — „In den Park, um sich zu erholen. Der Arzt brachte sie selbst in den Wagen." — „In den Park!" wiederholte der Sprecher, der sich, als er einige Schritte vorwärts that, als Heinrichson erwies. Er war in einem kalksteinfarbigen, gelbweißen, leichten Paletot über seinem Frack. Halb unter der Thür stehend, konnte er Murray nicht sehen. Als er sich besann, ob er nicht der Gräfin im Park zu begegnen suchen sollte, stand plötzlich Murray vor ihm. „Herr!" rief Heinrichson erschreckend, hier schon wieder den unheimlichen Mahner an eine alte verdrießliche Geschichte zu finden. „Was wollen Sie?" — „Sie ist nun todt," sagte Murray. — „Wer ist todt?" — „Ophelia! Ich sah das Stück in London. Sie war toll. Aber in den Bach sprang Auguste nicht. Sie fiel von ungefähr aus dem Fenster. Sie hätten es sehen sollen, Bester. Jesabel starb so. Es hätte auch ein Bild gegeben." Heinrichson machte es heute wie vorgestern. Er ließ Murray wie einen Irrsinnigen reden und entzog sich einer weitern Erörterung durch die Flucht.

Murray setzte sich ächzend. Er hatte die Worte in gewaltiger Aufregung gesprochen und sich doch beherrschen müssen. Der Bediente sah ihn staunend an. „Ja," sagte Murray, „sie tanzte so lange, bis sie sich im Wirbel drehte, an ein Fenster kam und unten im Gras lag mit ihren schönen gelenken Gliedern. Morgen früh begrab' ich das arme Ding." Der Bediente schüttelte den Kopf und deutete für sich nach der Stirn, als wollte er sagen, bei Dem ist es wohl nicht richtig. Wie er sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte, das durch eine Glasthür vom Vorzimmer getrennt war, hörte er, wie Murray öfters tief aufseufzte und sich die Augen trocknete. Dann sang zuweilen der Alte vor sich hin ein Liedchen oder trommelte an den Fensterscheiben, in deren Nähe er saß. Dem Diener war es unheimlich, wenn es klingelte und er zum Oeffnen hinaus mußte. Zuletzt hörte er zu seiner Beruhigung den bekannten Husten des Professors Rafflard, der sich schon auf der Treppe ankündigte. Sogleich ging er ihm entgegen, öffnete und zeigte auf Murray, der ihn erwartete.

„Kommen Sie, mein Bester! Kommen Sie! Jean, wir gehen in das gelbe Zimmer. Man soll uns nicht stören. Hörst Du, Jean? Kommen Sie, Murray! Gehen Sie voran!" Rafflard öffnete langsam ausschreitend und ließ Murray, der sogleich ehrerbietig aufgestanden war, vorangehen. „Rechts! Rechts!" sagte Rafflard. „Ihr wißt doch noch? So! Hier herein!" Da-

mit folgte Rafflard, drückte die Thür des gelben Zimmers fest hinter sich zu, legte den Hut ab und setzte sich erschöpft. „Was bringen Sie nun? Wie steht es? Was habt Ihr heraus?“ fragte er und zog dabei eine Schachtel Brustpastillen hervor, erwartungsvoll, was ihm der demüthige und sich überall umblickende Murray würde mitzutheilen haben.

Murray begann mit verstellter Verlegenheit eine Schilderung des günstigen Erfolges der Versuche, die er gemacht hätte, die Aufträge des Professors ins Werk zu richten. Er begann von Fränzchen, Sandrart, ließ etwas vom Professor Barberini fallen. Erst folgte Rafflard zustimmend, dann mußte er aber doch sagen: „Ja, aber, bester Freund, ich besorge, Ihr verwickelt die ganze Angelegenheit — Was soll Louis Armand, was Luise Eisold?“ — „Nein! Nein!“ entgegnete Murray. „Ihr müßt wissen, Herr, daß ich nach vielen wilden Dingen, die auf meinem Gewissen lasten, zuweilen trübsinnig bin, schwarzsichtig. Da ist's mir eine Freude geworden, neben Luise Eisold zu wohnen. Sie fürchtet sich zwar vor mir, das närrische Ding; aber singen hör' ich sie doch gern, und wie sie einmal ein Lied sang, das mir ausnehmend gefiel, ging ich zu ihr und klopfte an. Das sind acht Tage her —“ „Ja, aber wozu soll denn Das?“ rief der Professor. — „Ich klopfte bei ihr an und sagte: Luise, seit dem Tage, wo Ihr mir das Glas Wasser vom Brunnen holtet, sprachen wir uns nicht. Ich habe seitdem viel Leids erlebt. Ich kam in dies Land, um hier zu sterben. Ich habe eine ernste Pflicht vor meinem Tode zu erfüllen, einer von elenden, nichtswürdigen Menschen mit Füßen getretenen Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen, dann will ich mein zweites Auge zuthun, das erste hab' ich schon daran gewöhnt, nichts mehr von der Welt zu sehen —“ Rafflard rückte mit seinem Stuhl ungeduldig hin und her und riß zornig seine Augen auf — „Ihr singt so schön, sagt' ich dem Mädchen,“ fuhr Murray in ungestörter Ruhe fort. „Ihr singt so schön, mein gutes Kind, und ich muß Euch danken, daß Ihr meine Hoffnung damit aufrichtet. Was ist Das für ein Lied, das Ihr eben sangt? Da nannte sie einen Franzosen, Louis Armand, der es gedichtet hat —“

Rafflard horchte beruhigter. Diese Mittheilung schien ihm nicht ungehörig zu sein. „Ich bat um die Strophen,“ fuhr Murray fort, „und sie gefielen mir. Das waren Worte, wie sie im Herzen des fühlenden Freundes der Armen widerklingen müssen. Luise Eisold hatte sich selbst dazu eine Weise erfunden. Es war Schwung darin, Rhythmus, Harmonie —“ — „Wetter!“ sprang jetzt Rafflard auf und stand wie starr über diese gebildeten Worte. „Treibt Ihr Musik?“ fragte er tonlos. „Was

ist Das?" Murray besann sich, stockte eine Weile und sagte dann: „Eh' ich meinen Eltern davon lief, hatten sie viel auf mich verwandt. Ich strich die Violine und verstand mich besonders auf die Doppelgriffe —" — „Ha! Ha!" lachte Rafflard, der den Doppelsinn auffaßte, den Murray mit schlauer Miene absichtlich in die musikalische Terminologie legte, und beruhigte sich.

„Seitdem," fuhr Murray fort, „schätz' ich Louis Armand und wünschte, ihn kennen zu lernen. Die Gelegenheit fand sich. Das Vertrauen, das Ihr mir geschenkt habt, Herr, führte mich Fränzchen Heunisch in die Nähe. Gestern früh macht' ich des Dichters persönliche Bekanntschaft." — „Und —" — „Es war nach zehn Uhr. Er kam verstimmt nach Hanse. Ich hörte ihn von dem Zimmer aus, das ich mir für acht Tage gemiethet hatte. Ich ging zu ihm und fand einen jungen gefälligen Mann —" — „Wozu gefällig?" — „Erst sprach ich von seinem Gedicht, von Luise Eisold, ihren Geschwistern und was sich so ergiebt aus der kleinen Welt, in der diese Menschen leben. Dann kam auch Heinrich Sandrart —" — „Was wollt Ihr denn mit —" — „Dem jungen Mann, der seine Eltern so bekümmert?" — „Ich bin auf der Folter —" — „Louis Armand gestand es ja ein." — „Was?" — „Daß Heinrich Sandrart Fränzchen liebt. Und als ich ihm den Wunsch der Eltern oder Verwandten aussprach, durch eine Entfernung Fränzchen's auch Heinrich Sandrart zur Vernunft zu bringen, erbot er sich, mir um so mehr die Hand zu reichen, als eben an ihn ein Brief vom Onkel des jungen Mädchens angekommen war." — „Welcher Onkel?" — „Den Ihr kennt! Ihr kennt ja die Verwandten? Herr!" — „Murray! Murray! Ihr habt klüger sein wollen, als ich —" — „Herr," sagte Murray, „ich habe Gewalt vermeiden wollen. In Teufels Namen, wenn Sie einem Banditen sagen: Stich Den und Den nieder und der Bezeichnete ist eben im Begriff, sich selbst an den nächsten Baum aufzuknüpfen, wird der Bandit ein Esel sein und erst noch einen überflüssigen Mord auf seine Seele laden? Der Onkel schreibt an Louis: Veranlassen Sie Fränzchen, zu mir zu kommen! Mir ist nicht wohl. Die Ursula Marzahn will sterben. Fränzchen soll nur diesen Winter bei mir bleiben! Die Ursula Marzahn, Herr, darf nicht sterben! Wissen Sie, Herr, sie darf nicht! Kennen Sie die Ursula, Herr?" — Damit war Murray aufgesprungen und hatte sich dicht vor Rafflard hingestellt, der nicht mehr wußte, wie ihm geschah. Er sah die Aufregung des Alten und mußte ihn, aus Furcht, ihr Gespräch dürfte zu laut werden, gewähren lassen.

Murray besann sich und nahm wieder Platz. Nach einer Weile, während dessen Rafflard nicht mehr wußte, was er aus

seinem Gegenüber machen sollte, fuhr dieser fort: „Ist einmal Franziska im hohenberger Walde, so nimmt Sandrart, dem es schon längst in seiner bunten Jacke zu eng ist, den Abschied und der Zweck, den Ihr wollt, ist erreicht. Nicht so, Herr?"

Rafflard erhob sich und warf seine Pastillendose ärgerlich auf den Tisch. „Welch' ein Thor Ihr seid, Alter!" rief er. „Welche alberne, kindische Geschichte Ihr da erfunden habt! Wer hat Euch denn gerathen, weise zu sein, nachzudenken, Finessen zu machen! Wenn Leute Eures Schlages diplomatisch werden wollen, kommt immer Verkehrtes an den Tag. Fort soll sie! Heute noch! Und Der, der ihr folgen soll, Der, den sie liebt und der sie wieder liebt, ist nicht der Soldat da, sondern —" — „Ich weiß es," rief Murray rasch, „Der, der sie liebt, ist ein Sprachlehrer, Namens Sylvestre —" Rafflard wandte sich, um nicht sein Erschrecken zu verrathen. „Ein Herr Sylvestre!" fuhr Murray fort. „Ja! Ja! Sie hat ihn auf dem Fortunaball kennen gelernt. Er hat ihr Sprachunterricht geben und sie verführen wollen. Herr, dieser Sylvestre ist's! Eine lange Figur, schwarze Perrücke, auch die verdammt kleine Nase, auch das Kinn des Pavians — wie ich vermuthe, der Doppelgänger des Signore Barberini, Herr — meinen Sie nicht? Es ist Der?" — Rafflard, ohne sich umzuwenden und von Murray auf den Spiegel gewiesen, sagte leise und zitternd: „Auch Der nicht!" — „Zum Henker! So sagen Sie's, wer es ist!" — „Dieser selbe Louis Armand ist's! Habt Ihr, Wahnsinniger, denn nicht bemerkt, daß nur er, er es ist, den Franziska liebt? Habt Ihr Euch in Eurer tollen Weisheit so hinter's Licht führen lassen, daß Ihr nicht merktet, daß der sie vergöttert und sie bis ans Ende der Welt aufsuchen würde, wenn es hieße, sie ist in Hamburg, in London — wo weiß ich, Ihr alter Sünder Ihr!"

Murray blieb auf diese Worte in einer eigenthümlichen Stellung sitzen. Er hatte das linke Bein über das rechte gelegt und hielt es mit beiden Händen fest, unruhig daran rüttelnd. Es schien, als müßte er durch diese Bewegung eine große innere Unruhe im Zaum halten. „Dieser Louis Armand ist es," fuhr Rafflard fort, „dessen communistische Träumereien hiesigen achtbaren Familien, mit denen er in Verbindung steht, die größten Gefahren drohen. Wenn ihn etwas entfernen kann, ihn etwas in die Welt jagt, um sich zu ändern, zu bessern, Menschen kennen zu lernen, so ist es die Unruhe über das Loos jenes Mädchens, das er zu heirathen entschlossen ist. Es ist ein Werk der Erziehung, der Besserung, das Ihr fördern solltet, Murray, und so verkehrt habt Ihr alles angefaßt?" — „Nun denn," sagte Murray ruhig. „Warum wart Ihr nicht gleich gegen mich offen, Herr?

Was erhalt' ich, wenn ich heute Abend mit Franziska Heunisch nach dem Walde von Hohenberg abreise und morgen früh Louis Armand es ist, der uns nicht nach Hamburg, aber dorthin folgt?" — „Das ist nichts," sagte Rafflard. „Auf Monate muß er entfernt bleiben. Entführt das Mädchen, wohin Ihr wollt! Louis Armand muß weit, weit weg avisirt werden —" — „Wie aber, wenn Louis Armand den ganzen Winter aus freien Stücken auf dem Schlosse Hohenberg bliebe?" Rafflard horchte auf.

Murray zog seine Brieftasche, öffnete sie langsam und nahm ein Billet heraus, das er dem, jeder seiner Bewegungen erstaunt folgenden spinnenbeinigen Professor mit den Worten überreichte: „Der Bravo lauerte hinter einem Baume, an dem sich sein Opfer eben selbst erhängt!"

„Von wem ist das Billet?" fragte Rafflard wieder befremdet über diese Redewendung. — „Louis Armand empfing es gestern Abend um die zehnte Stunde!" — Rafflard las:

„Mein theurer Louis, soeben komm' ich vom Schloß. Der König und seine ganze Familie haben mir ein Vertrauen bewiesen, das ich ehren muß. Mein Programm ist angenommen. Es kommt nur noch darauf an, Männer zu finden, die sich in meine Ideen einzuleben vermögen und meine Collegen werden. Sind diejenigen Namen, die selbst eine Politik vertreten vermöchten, zu stolz, sich meinen Ansichten zu fügen, so befiehlt der Monarch einigen Bureauchefs, sich meinen Befehlen unterzuordnen. Jetzt, Louis, hab' ich eine Bitte! Die Geschäfte des Staats werden mich so in Anspruch nehmen, daß ich mich meinen eigenen Angelegenheiten entziehen muß. Erweise mir die Güte und reise in meinem Auftrage nach Hohenberg! Es wäre mir lieb, wenn Du schon morgen gingest. Ich muß wissen, wie es dort aussieht, was der neue Generalpächter macht, ich habe Ursache, auf die Wiederherstellung meiner äußeren Verhältnisse Werth zu legen. Sollte ich bei der Ueberfülle an Zumuthungen, die mir jetzt werden gestellt werden, Dich, meinen theuersten Gefährten und Bruder, nicht mehr sehen können, so entnimm vom Banquier Reichmeyer Alles, was Du zur Bestreitung dieser Reise bedarfst. Beaufsichtige den Zustand meines kleinen Fürstenthums, den ich nicht länger vernachlässigen will. Nimm Dir Zeit dazu und sorge, daß für das bevorstehende Frühjahr Alles so in Angriff genommen wird, als es nöthig ist, um mit Ackermann einverstanden zu bleiben. Lebe wohl, Louis! Der unsichtbare Genius, der uns verbunden, schütze Dich und mich! Dein Egon!"

Rafflard's Mienen verklärten sich sonnenhell. Einen solchen Einblick in die innersten Angelegenheiten seines ihm so feindseli-

gen Zöglings hatte er nicht erwartet. „Wo habt Ihr das Billet her, Murray?" fragte er hocherstaunt und hustete sich aus. Das Bücken beim Lesen hatte ihn angegriffen. — „Von Louis selbst!" sagte Murray, in seinen frühern dumpfen brütenden Ton zurückfallend. — „So vertraut seid Ihr mit ihm geworden?" — „Es war zehn Uhr Abends, als dieser Brief ankam. Ich hatte drei Stunden mit ihm allein gesessen —" — „Drei Stunden?" — „Ich hatte ihn traurig gefunden; denn er nahm Abschied von einem Freunde, Namens Siegbert Wildungen, der nach einem Dorfe Schönau reist —" — „Schönau? In der That!" rief Rafflard mit großer Befriedigung. — „Er nahm Abschied von einem andern Freunde, Namens Dankmar Wildungen, der einen wichtigen Proceß in erster Instanz verloren hat und nach Angerode in Thüringen reist, um sich neue Hülfsmittel zu seinem Unternehmen zu holen und eine kranke Mutter zu besuchen —" — „Murray! Du bist ein Freudenbote!" — „Er nahm Abschied von einem Geistlichen, Namens Rudhard, der in diesen Tagen die Residenz mit der ganzen Wäsämskoi'schen Familie, die Fürstin ausgenommen, verlassen will." — Rafflard stand auf. Dies natürliche Lösen der Kette, die sich um Egon geschlungen hatte, erwartete er nicht. „Ich fand Louis Armand," fuhr Murray fort, „gestört, unglücklich, in Thränen. Ich wollte ihn zerstreuen, trösten. Ich bin unglücklich mit meinen Tröstungen. Als es zehn Uhr schlug, kam dieser Brief." — „Und er wird gehen?" — „Er ist schon fort. Morgen, wenn ich eine Todte begraben habe, folg' ich ihm mit Franziska Heunisch —" — „Ihr mit dem Mädchen?" — „Warum nicht?" — „Euch vertraut er sein Theuerstes?" — „Mir nicht, warum nicht mir?" — „Murray! Ha! Ha! Murray, wodurch habt Ihr ihn so bezaubert?" — „Durch die Wahrheit!" — „Welche Wahrheit?" — „Die Wahrheit meines Lebens, mit der ich in drei Stunden ihn zu zerstreuen suchte." — „Ha! ha! Und da glaubte er Euch? Das ist lustig, Murray! Aber Ihr wollt das Mädchen nun in den Wald führen zu Louis Armand? Alterchen, wie wär's, wenn man lieber einen Ort ausfindig machte, wo der kleine Engel nur Euch und zuweilen mich sähe? Wenn man mit dem Nutzen im Allgemeinen einen Vortheil für sich im Besondern verbände? Murray, wenn man das schöne Mädchen irgendwo versteckte, knebelte —? Ihr wißt zu bezaubern. Wodurch habt Ihr diesen Armand gewonnen?" — „Noch mehr! Durch die Wahrheit über Euch, Rafflard, habe ich ihn ganz gewonnen!"

Rafflard richtete sich auf, wie vom Donner gerührt. Das war ein Wort, das ihm die lüsternen Lippen erstarren machte.

„Durch die Wahrheit, die ich Euch verschwiegen habe, Elender!" — „Murray!" — „Rafflard!" — „Seid Ihr toll?" rief Rafflard, dem es war wie ein plötzlicher Ueberfall. „Barberini! Sylvestre! Jesuit!" — „Wahnsinniger!" stöhnte Rafflard und sprang an die Thür. Murray ihm zuvor. Beide rangen um den Ausgang. „Durch die Wahrheit," donnerte Murray und packte den langen Feigling fest im Genick, „durch sie hab' ich einen Edlen gewonnen, der da schauderte, als er erfuhr, daß ich zu Eurem verbrecherischen Antrag nur schwieg, weil ich ihn hören, ganz hören, Euch ganz entlarven und Die, die er betraf, warnen wollte." — „Lügner!" krächzte Rafflard und wollte die Thür gewinnen. — „Ich log mich als Sünder," rief Murray ihn zurückschleudernd, „als elenden Helfershelfer Eurer tückischen Pläne, weil ich das erstemal, daß ich den Namen Franziska Heunisch hörte, zitterte; denn ich habe Ursache, Menschen, die mit dem Geheimniß meines Lebens zusammenhängen, zu schonen, zu schützen, wie ein Engel zu bewahren. Du Teufel, glaubst, daß ich der Hölle entstammt bin wie Du? Was Heinrich Sandrart! Was die gemiethete Wohnung! Nichts von Allem ist wahr, als daß Dein Nebenbuhler Dir von selbst weicht! Aber auch das Opfer, das Du ihm nicht gönntest, ist Dir entrissen. Ich werde Franziska schützen. Diese Tücke ist Dir mißlungen, Elender!"

Rafflard war auf seinen Stuhl zurückgesunken, todtenbleich. Murray hatte sein Terzerol gezogen. Rafflard verzog keine Miene. Seine Geistesgegenwart war erschüttert, aber sie verließ ihn nicht ganz. Aus den letzten Worten Murray's entnahm er, daß dieser bei ihm nur ein Attentat auf die Tugend eines jungen reizenden Mädchens vorausgesetzt hatte. Rasch ergriff er den Gedanken, sich durch Humor zu helfen. Frech zog er seine Börse hervor und sagte, diese in die Luft werfend, lachend: „Murray, Das war Dir bestimmt! Nimm! Ich erkenne, Du gehörst zu Denen, die sich hüten, rückfällig zu werden. Es ist nie gut. Ihr habt Recht! Ja, ja, Alter! Ich habe den Fehler, verliebt zu sein in Mädchen mit wächsernen Augenlidern und schwarzen langen Wimpern." Murray stieß die Börse zurück. Sein Scharfsinn sagte ihm, daß er sich in der Voraussetzung eines Attentats auf die Unschuld Franziska's geirrt haben und die Ursache der Rafflard'schen Anträge vielleicht noch eine ganz andere sein mochte. Er wollte forschen und mäßigte sich. „Dankt Gott," sagte er, „dem Gott, dessen Namen Ihr in meinem Kerker und dem des Mädchens, das ich morgen begrabe, unnützlich führtet —" — „Das schöne Mädchen, mit dem Ihr auf dem Fortunaball ergriffen wurdet?" lenkte Rafflard ein, erleichtert, daß er auf einen andern Gegenstand kommen durfte. — „Ist todt —" sagte Murray, der bei

diesem Gedanken alle Vortheile seines Sieges über den Elenden aufgab. — „Wie kam Das, Alterchen? — „Wohl so, wie es manchem Mädchen mit wächsernen Augenlidern und schwarzen langen Wimpern gegangen wäre, wenn Ihr eine schönere Nase hättet und ein menschlicheres Kinn." — „Ich wünschte Murray," versuchte Rafflard zu scherzen, „Ihr nähmet lieber das Geld und ließet etwas mehr von meiner Schönheit gelten. Ihr macht Euch bitter bezahlt —" — „Bessert Euch und belügt die Welt nicht mehr!" sagte Murray, legte die schon früher empfangenen Dukaten auf den Tisch und wandte sich zum Gehen, da er im Nebenzimmer Geräusch, Thürenschlagen, rasches Laufen hörte.

Rafflard, aufathmend, begleitete ihn mit aller Freundlichkeit, schlug ihm auf die Schulter zur Versöhnung und ließ ihn an dem gelben Zimmer mit den Worten: „Alterchen, wir bleiben Freunde! Die Philosophie verbindet uns. Auf Wiedersehen, wenn Ihr aus Hohenberg zurückkommt. Ihr seid in das kleine Ding verliebt und eifersüchtig auf mich! Verstellt Euch nicht! Führt sie in den Wald! Lebt glücklicher mit ihr als mit den Damen, unter deren Ruf Ihr leidet und die Euch sterben, wenn sie Euch Geld gekostet haben. Auf Wiedersehen, Murray! Lebt wohl, alter Freund!" Der böse Mann entließ Murray scheinbar wie seinen besten Freund. Murray aber ging und seufzte über die verwilderte Phantasie eines Schurken, der nicht im Stande war, irgend ein Verhältniß rein und sittlich aufzufassen.

Das Entzücken, worin sich Rafflard über die freie Bahn befand, die sich zwischen ihm, Egon und Helene d'Azimont eröffnete, sollte nicht lange währen. Er wollte kennen lernen, daß Egon einer jener Menschen war, die über jede Berechnung hinauswachsen. Kein Maßstab paßt auf Individuen flugschneller Entwickelung. Wie der Jesuit die Bedienten nach der Gräfin fragte, wie man ihm sagte, sie wäre zwar soeben von ihrer Spazierfahrt zurückgekommen, hätte jedoch vom Fürsten Egon einen Brief erhalten und sich eingeschlossen, wußte er, ohnehin noch erschüttert, nicht, was er thun sollte. Seit zwei Tagen hatte er sie nicht gesprochen. Alle seine Pläne waren so günstig vorwärts gegangen. Er hatte der alten Gräfin nach Paris die besten Versicherungen schreiben können, daß er sich ihrem Auftrage, eine Scheidung zwischen ihrem Sohn und Helenen zu befördern, mit dem günstigsten Erfolge unterzöge. Helene hatte er seit vorgestern früh nicht gesehen. Er hoffte, sie mit der Aussicht, daß der Bund, der sich um Egon gebildet hatte, zersprengt, zerstreut, entfernt war, aufs angenehmste zu überraschen, und nun hörte er, daß sie weinte, krank wäre, ihn abwiese und sich schon wieder eingeschlossen hatte.

Eine längere Ungewißheit ertrug er nicht. Er näherte sich der verschlossenen Thür und lauschte. Es war ihm, als hörte er weinen. Um des Himmelswillen, dachte er, was hat die Gräfin vor? Was ist geschehen? Er öffnete leise das Metallplättchen über dem Schlüsselloch. Die Bedienten, denen der Zustand ihrer sonst so gutmüthigen und freundlichen Herrin Besorgnisse einflößte, unterstützten ihn in seinem Beginnen. Er konnte Helenen nicht sehen. Der Schlüssel, der von innen steckte, verhinderte es. Aber deutlich hörte er, daß sie weinte und mit den Zähnen klapperte wie eine Fieberkranke. Jetzt hielt er sich nicht länger. Er klopfte. Helene antwortete nicht. Er klopfte stärker und rief durch das Schlüsselloch: „Beste, theuerste Freundin, was beginnen Sie! Lassen Sie mich hinein, Ihr wärmster, aufrichtigster Freund muß Sie sprechen! Es sind Wunderdinge geschehen. Oeffnen Sie, Gräfin!"

In der That hörte er die Gräfin gehen. Sie erhob sich. Er hörte ihr Kleid rauschen. Sie schloß auf. Wie er eintrat, sah er eine Jammergestalt. Die Wangen der schönen Frau waren schlaff, die Augen erloschen, die Hände herabhängend. Er faßte die Rechte, sie zu küssen. Sie war eiskalt. „Aber, was ist Das?" rief er. „Gräfin! Ich komme, um Ihnen zu sagen, daß von morgen, vielleicht schon von heute an der Fürst von allen seinen Umgebungen gänzlich verlassen ist. Er wird Minister. Das ist wahr. Aber die Stunden der Muße, der Erholung, deren er nur zu sehr bedarf, werden nun unverkürzt nur Ihnen gehören. Was sagen Sie?"

Statt aller Antwort gab Helene dem Sprecher einen Brief. Es war dieselbe Handschrift wie die, die er eben an Louis gerichtet gesehen hatte. Egon schrieb auch an die Gräfin eine Entscheidung ihres Schicksals. Der schmerzliche Accord, der durch unsere Erzählung tönt, lautete:

„O es ist wohl eine der herbsten Entbehrungen, Helene, die sich der Mensch auferlegen kann, wenn er sich dem Arm der Liebe entwindet! Ich habe lange gerungen, mich von den grauen und düstern Vorstellungen, die mein Gemüth umschatteten, zu befreien. Ich kann nicht anders; ich bin den finstern Mächten der Ueberlegung verfallen und was ich auch beginne, mich wieder aufzuschwingen zu einem großen, vorurtheilslosen, freien Blick über das Leben hin, ich kann es nicht. Ich erfülle mein Schicksal."

„Was mich zu Dir führte, geliebte Helene, das hab' ich Dir oft dankend gestammelt. Es war nicht Deine Schönheit allein, nicht die Güte Deines Herzens, die sorgsame Liebe und Sorgfalt, ja leidenschaftliche Vergötterung Dessen, was Du einmal in

das Heiligthum Deines Herzens eingeschlossen hattest, es war ebensoviel von meinem eigenen innern Drange, gerade Das was ich in Dir fand, gerade Das allein zu besitzen. Ich Aermster hatte der Liebe so wenig gefunden im Leben! Liebe ist das behagliche Glück der reinsten Menschlichkeit! Liebe ist das stille Ausruhen an einem Platze, wo es allen Sinnen, den innern und äußern, wohlergeht. So glücklich war ich zweimal! In Lyon und in Enghien —!"

„In Paris verlor ich Louison. Ich verlor diese Liebe an Paris selbst. Es gehört zur Liebe ein schlummernder Mensch, der wenig bedarf, wenig begehrt und träumen kann. Ein solcher war ich nicht mehr, als ich die große Weltstadt sah, das Gewühl der Menschen, die von Interessen und Meinungen durcheinander gejagt werden. Louison's liebliche Gestalt reichte bis zu den Phantasieen nicht mehr hinauf, die mich zu umgaukeln anfingen in der Weltstadt. Und doch wollt' ich entsagen, wollte nicht sein und scheinen, was ich war, wollte mich verbergen, lernen, mich bilden. Ich mochte den Begriffen, denen ich in Lyon Treue geschworen hatte, nicht entsagen. Da fand ich Alles, was ich vermißte, in Deiner Liebe! Du hast mich geliebt, Helene, wie die Mutter, die sich vom Gatten abwendet, nur ihr Kind anbetet und in reinen Flammen ihre ganze Seele zu läutern glaubt! Du fingst an, Dich selbst zu lieben, Dir selbst zu gefallen, als Du mir Deine ganze Kraft der Aufopferung schenktest. Aber auch damals, theures Wesen, warst Du mir nur der Widerschein eines innern Bildes, die Befriedigung eines von mir selbst gefühlten Bedürfnisses, ein Gedanke, eine Stufe der Entwickelung, ein Standpunkt zur Anschauung des Lebens. Ach, daß es so ist! Doch wer kann es ändern? Ich war glücklich, bei Dir von einem Irrthum, von einer Grille auszuruhen. Du nahmst mich ohne Ansprüche. Du wolltest nicht, daß ich glänzte, meinen Ruf wiederherstellte. Du liebtest nur mich, die Person, mein Lachen, mein Weinen, mein Hoffen, mein Klagen, den Menschen, den schwachen, träumenden, bequemen Menschen, der mit der Welt grollte, mit den Seinigen gebrochen hatte und über eine Zukunft philosophirte, die er sich nach den Stimmungen des Augenblicks wechselnd und immer anders ausmalte Die Flamme brannte und nahm den Docht, wo sie ihn fand. Das Zufälligste machte uns glücklich und Unterhaltung fanden wir genug in uns selbst."

„Eine schmerzliche Reue schied uns. Du weißt, Helene, wie ich mich plötzlich aufgeschreckt fühlte. Ich konnte so, wie sonst, nicht zurückkehren zu Dir! Ich hatte Louis Armand wiedergesehen und fand in ihm noch all die Keime der Gedanken wieder, die ich in mir selbst erstickt hatte. Ich gab Dich drum nicht

auf, Helene! Das weißt Du wohl. Ich floh nicht vor Dir, sondern vor mir. Ich floh vor dem Bilde der Trägheit, der zwecklosen Träumerei, das mir von mir selbst vorschwebte. Ich floh vor den Jahren, um die ich den Schöpfer betrogen zu haben glaubte. Unschlüssig über mich selbst kam ich hier an. Louis dachte für mich, handelte für mich. Ich folgte seinen weiseren Anordnungen. Die Reise nach Hohenberg, die Krankheit ist Dir bekannt, auch unser Wiedersehen, Helene! Frage den Gott der Liebe, ob es falsche Schwüre gewesen, die ich Dir in der Seligkeit dieses Wiedersehens gelobte, sie waren nicht untreu. Aber ich fühle es, die Art, in der ich allein noch, was ich damals verhieß, ausführen kann, wird Dir nicht genügen."

„Ich habe angefangen, Helene, Alles, was ich seit Genf, seit den deutschen Universitäten, seit Lyon und Paris über die Gesellschaft und das Staatsleben nachgedacht habe, jetzt in ein System zu bringen. Ich muß den Anfang eines männlichen Berufes machen. Ich bedarf jetzt einer unendlichen Freundschaft, kann aber nur diese, nicht mehr die Liebe erwidern. Ich fühle mich zur Liebe, zur Hingebung ebenso zerstreut, matt, ohnmächtig, wie glühend ich der uneigennützigsten, blindesten, treuesten Freundschaft bedarf. Es ist mir jetzt, als wenn Männer, die etwas Großes wollen, nicht in der Weise, wie es die Dichter singen, lieben können. Werf' ich Dir vor, daß Du es verschmähst, von meinen Almosen zu leben, von den Blicken zu zehren, die ich Dir in meiner Sturmeseile einen Augenblick innehaltend flüchtig zuwerfe? Wärst Du selbst ehrgeizig, Du begnügtest Dich mit ihnen. Aber Du bist es nicht. Du willst nur Liebe, das Glück des stillen, ungestörten Besitzes. Du bist eine Lebensdichterin! Ich bin, wenn ich einst in allen meinen Hoffnungen und Entwürfen scheitern werde, höchstens so glücklich, der Gegenstand eines Dichters zu werden, der mich mit einem Gebet für meine Seele, mit einer Entschuldigung für die Welt, in seiner Darstellung — einschaufelt."

„Du hast dies Leiden gefühlt, Helene, und mir gestern, als ich so grausam, so kalt war, wieder von dem Wort gesprochen, das Du schon einmal fallen ließest, Du wolltest mein Weib werden! Helene, ach! daß ein Wort, worin für ein Weib ihre ganze Kraft, ihre ganze Allmacht liegt, hier wie ein Almosen klang, das nicht einmal Du gabst, sondern Du — nahmst! Mein Weib! Helene, Du mein Weib! Daß ich verneinend so auffuhr, daß ich so wild stürmte, was war es anders, als daß ich Dich für zu hoch halte, um mit dem Bettelpfennig der Ehe die Schuld abzutragen, die Du an meine Liebe zu fordern hast! Soll die Ehe harren und warten, bis ich geneigt sein kann und gedrungen

mich fühle, die starre Form zu beleben und zu beweisen, daß die Ehe nicht das abfallende Saamenkorn der Blüthe, sondern die Blüthe in ihrer vollsten Schöne und reichsten Entfaltung sein soll? In dem Augenblick, Helene, wo Du von der Ehe sprachst, da sah ich Dich mit einem Blatt Papier und mit einer Feder in der Hand. Schreibe, daß Du mich lieben willst, oder kraft dieses Blattes mach' ich Dir das Leben zur Hölle! So klang es mir ins Ohr. Mußt' ich nicht fliehen?"

„Ich bin nun Minister eines großen Staates! Ein Beruf von unsterblicher Bedeutung! Ich habe volle Gelegenheit, mich zu tummeln und werde wenig Abende — von Tagen red' ich nicht — wenig Nächte ganz mein eigen nennen können. Träumen, Helene, wird von Dir der erschöpfte Geist. Im Traum von Dir werd' ich Erquickung finden. Diese Furcht vor Dem, was mich binden, mich von meinen Geisteszielen entfernen könnte, geht so weit, daß ich auch von Louis Armand für diesen Winter Abschied genommen habe. Er geht nach meinem väterlichen Schloß Hohenberg. Auch die jungen Wildungen, die Beide die Residenz verlassen, sehe ich gern ziehen. Alle Drei sind mir theuer gewesen, aber ihre Idealität und träumerische Unbestimmtheit drückt mich. Sie stellen mir Zumuthungen auf Grund von Voraussetzungen, in denen sie sich irren. Ich habe die Blouse getragen, ja, ich habe den Hobel geführt, das war keine Grille. Aber wer sagt denn, daß ich darum die Ordnung der Welt umkehren will? Ich habe mir das Leben selbst gestalten wollen, ich mochte vom Schicksal keine Gunst, die ich mir nicht erworben hätte.. Allein Das, was mir persönlich zu Nutzen kommt, wird doch keine Verbindlichkeit für Andere werden sollen? Ich bin froh, auch von dieser Seite frei zu sein und nicht von einem der fatalsten Uebel gepeinigt zu werden, der Verhinderung durch freundschaftsberechtigte Rathgeber, vor denen man Alles, was man thut, vorher erörtern und nachher rechtfertigen soll. Fühl' aus diesen Worten nichts Kaltes, nichts Liebloses heraus! Die Menschheit kann halbe Persönlichkeiten nicht brauchen. Man muß sich ganz einsetzen und für seine Wahrheiten und Irrthümer allein aufkommen, und sagte auch die Welt: Dieser Mensch ist ein Dämon!"

„Ich schreibe Dir diese Worte nach einer schlaflosen Nacht in frühester Morgenstunde. Es ist ein Abschied, Helene! Ich kann, ich darf Dich vor einem langen Zeitraum nicht wiedersehen. Kehre nach Paris zurück! Such' einen stillen Ort an einem italienischen See! Bete für mich! Kniee an einem Kreuz im Thale und bitte Gott, den Wandrer da oben auf hohem Felsenriff zu behüten! Ich kann Dich in meinem jetzigen Leben — vergieb mir den kalten Ausdruck — nicht unterbringen. Versprich

mir, ruhig zu scheiden! Versprich mir, wie Einem, der zum Tode geht, ihn durch Deine Liebe nicht mehr zu erweichen und zu verhindern, daß er gefaßt und seinen Henkern zum Trotz ohne Thränen sterben kann! Ich bitte Dich darum, Helene! Es kommt eine Zeit, ich ahn' es, wo ich wieder Liebe bedarf. Dann werd' ich am Wege liegen, verwundet, verschmachtet und hört' ich dann den Ton Deiner Stimme, säh' ich dann den Saum Deines Kleides, wie wollt' ich die Samariterin segnen! Jetzt laß mich ziehen! Dank für Deine Liebe, Helene! Lebe wohl! Lebe glücklicher, als Du durch mich geworden wärst. Bekämpfe Deinen Schmerz durch Deinen Stolz! Gehöre dem Leben, das Du so hold zu verschönern verstehst! Verlaß diese Stadt! Es kommt eine ernste Zeit. Was Du auch von mir hörst, verzweifle nicht an mir! Lebe wohl! Nicht auf ewig! Aber für jetzt entschieden — Lebe wohl!"

Als Rafflard sah, daß die Gräfin entschlossen war, diesem Briefe Gehör zu geben, als er sah, daß sie ausgerungen, ihre Rechnung nach tausend Thränen abgeschlossen hatte, wagte er nichts mehr von den alten Plänen vorzubringen. Er sah seine Hoffnungen vernichtet. „Sie werden reisen?" fragte er tonlos. — „Morgen in der Frühe —" — „Wohin, meine Gnädigste?" — „Das weiß ich nicht. Schreiben Sie nur nach Paris! Ich werde von mir hören lassen, wenn ich weiß, wo ich bleiben soll." — „Aber allein wollen Sie —?" — „Allein!" sagte Helene. „Ich werde versuchen, mich zu retten." Indem trat der Diener ein und meldete ein junges Mädchen, das draußen stünde und sich nicht genannt hätte, aber die gnädige Frau zu sprechen wünschte. „Jetzt nicht, herrschte Rafflard vorlaut. Und dann sich zur Gräfin wendend: „Das Ministerium ist nicht vollständig. Man sagt jeden Augenblick, der ganze Plan könnte scheitern —" — „An solche Trümmer kann ich mich nicht mehr klammern," antwortete Helene gefaßter und sich zum Bedienten wendend, sprach sie: „Was will das junge Mädchen? Wer ist es?"

Und im selben Augenblick ergriff sie der Gedanke an Melanie Schlurck. Von ihr wußte sie, daß Egon sie bei Paulinen sah. Melanie hatte sich in Egon's Phantasie eingeschmeichelt. Er hatte sogar in Helenens Gegenwart gewagt, von diesem schönen Mädchen zu scherzen. Sie war zu stolz gewesen, dem Gefühl der Eifersucht Raum zu geben. Sie hatte lediglich Paulinen vermieden, die ihr jetzt zweideutig vorkam. Pauline, die trägt Egon jene — „Freundschaft" an, hatte sie sich gesagt, deren er bedarf! Das ist nichts als Bewunderung, nichts als Sklaverei, nichts als Stolz, ihn nur zu haben, zu besitzen, zu benutzen, um — sich selbst zu heben! Oft grübelte sie, was wohl Egon jetzt an

Paulinen Hände. Einmal hatte Egon gesagt: Ein Geheimniß. Welches? hatte sie gefragt. Ach, Helene! war Egon's Antwort, das elendeste und jammervollste! Da mochte sie nicht länger forschen, aber ihre Eifersucht auf Melanie wuchs. Jeden Abend, so hörte sie von Heinrichson, der nicht mehr zur Geheimräthin ging, träfe Melanie noch bis elf, zwölf Uhr bei der Geheimräthin, die keine großen Gesellschaften mehr gab, mit Egon zusammen. Und nun dachte sie: Die da jetzt zu mir kommt, ist Melanie! Auch sie ist geopfert, auch sie ist elend! Sie kommt, um ihre Thränen mit den meinigen zu mischen!

In dem Augenblick trat aber ein kleines, verschleiertes Mädchen, das dem Diener gefolgt war, ohne Zögern ein und stürzte auf die Gräfin zu, sie zu umarmen. „Wer sind Sie?" fragte diese erschreckend und mit Ablehnung zurücktretend. Es war nicht Melanie; aber es war ein Mädchen, das wirklich weinte. „Warum weinen Sie? Kann ich Ihnen helfen?" Das junge elegant gekleidete Kind, in schwarzer Seide, weißem Hut und feinem türkischen Shawl schlug den Schleier zurück. Die Gräfin kannte sie nicht. Auch Rafflard nicht. „Wer sind Sie, mein Kind? Sie sind unglücklich! Was haben Sie?"

Rafflard winkte dem Diener zu gehen. Das junge, schöne, blasse Mädchen mit den seelenvollen Augen, vergeistigten hoheitsvollen Blicken sammelte sich und sprach: „Ich bin Olga." Sie küßte die Hände der Gräfin — „Olga?" sagte Helene erstaunt. „Olga? Sie sind —" Das Mädchen hielt die Gräfin umschlungen und antwortete nicht. „Sie sind doch nicht Olga Wäsämskoi, Adelens Kind — meine —" — „Ma chère tante!" sagte Olga schluchzend uud liebkoste sie.

Der Augenblick brach Helenen's ganzes Herz. Sie weinte mit dem Kinde. „Engel! Himmlisches Kind," rief sie, „was führt Dich zu mir, zu Deiner Tante, die Du lieben willst? Was ist Dir?" Olga schwieg. „Du suchst Hülfe? Olga! Liebst Du mich? Liebst Du Deine Tante?" — Olga sah bittend und zutraulich in die Augen Helenen's. — „Man verfolgt auch Dich? Die eigne Mutter — ha, ich verstehe —! Ich weiß es — nicht wahr, Siegbert Wildungen —?" — Olga verhüllte ihr Angesicht an Helenen's Herzen. Der Hut entglitt ihr. Rafflard hob diesen auf. Helene war so gerührt, daß sie jetzt nur noch über die Thränen des Kindes, nicht über ihr eigenes Schicksal weinte.

Rafflard, erschreckend über diese Annäherung und diese neue Gefahr für das Vermögen des Grafen und die Besorgnisse seiner Mutter, ergriff das Wort und sagte heuchlerisch: „Rudhard, Ihr Erzieher, mein Fräulein, hat die Absicht, eine Reise mit Ihnen zu machen?" — Als Olga diese Frage mit stummer Geberde

bejahte, sagte Helene mit überquellendem Gefühl und in ihrem eigenen Schmerz die Größe des fremden Leids ermessend: „Arme liebevolle Olga! Ich weiß Alles! Olga, Du liebst Siegbert Wildungen — die eigene Mutter gönnt Dir das Glück Deines jungen Herzens nicht — Du sollst fort — mit den Geschwistern fort — Rudhard soll Euch entführen, damit der Mutter allein das Glück Deines Lebens bleibt —?" Olga bejahte Alles und schluchzte.

„Ha!" rief Helene begeistert. „Du bleibst zurück, ich schütze Dich, Du bleibst!" Helene sprach diese Erklärung mit der ganzen Entschiedenheit, deren ihr Herz in leidenschaftlichen Aufwallungen fähig war. — „Nicht bleiben, Tante!" sagte Olga. „Ich darf nicht! Fort! Fort! Er ist da —" — „Wer ist da?" — „Wer wer, mein Kind?" sagte Rafflard, schmeichelnd, zudringlich, ängstlich, als Olga schwieg. — „Otto von Dystra!" sagte Olga tonlos. Während Rafflard hin und her combinirte und sich im Geiste schon vergegenwärtigte, daß der alte Plan, einst das Vermögen des Grafen d'Azimont an die Kinder der Familie Wäsämskoi zu bringen, jetzt durch eine Wendung des Geschickes und die entstehende Liebe Helenen's zu diesem Kinde in vollster Entwickelung war und alle seine Hoffnungen für die alte Gräfin d'Azimont scheiterten, besann sich Helene und sagte rasch: „Otto von Dystra! Was soll er? Aus Amerika! Der Sonderling? Er war — der Freund des Fürsten — ein Aesop — ein Narr — was soll's?" Olga hauchte die Erklärung hin, daß die Mutter verlangte, sie müßte sich mit Otto von Dystra verloben. Helene starrte. „Gestern Abend fuhr er vor," sagte Olga. „Heute sollten wir entweder mit Rudhard reisen oder ich soll mich erklären, daß ich mich mit diesem Ungeheuer verbinde —"

Das war genug, um Helene d'Azimont zu elektrisiren. Die heldenmüthige, liebesstarke, verlassene Frau, die in Olga ihr ganzes Ebenbild gefunden hatte, rief: „Und Du?" — „Ich floh zu Dir!" — „Warum zu mir?" — Das Mädchen schwieg. Dann sagte sie durch Thränen zuversichtlich, treuherzig: „Weil Du lieben kannst!"

Wie Olga diese Worte so fest und sicher gesprochen hatte, stürzten aufs neue die Thränen aus Helenen's Augen. Sie umarmte stürmisch das junge Mädchen, riß ihr den Hut fort, den sie in der Hand hatte, nahm ihr den Shawl ab und sprach in äußerster Erregung: „Noch heute reisen wir! Nun bist Du mein, mein Kind, meine Olga! Wir Beide sind verbunden durch den Schmerz der Liebe! Gehen Sie, Rafflard, besorgen Sie unsre Pässe. Schicken Sie sie uns nach. Wir reisen so, wie wir hier sind! Fort! Fort! In die Welt! Wir müssen uns retten,

Mädchen, vor diesem Elend des Lebens, vor dem Frost des Winters, der sich an die Herzen setzt! Auch Siegbert hatte den Muth nicht, Dich sein zu nennen! Entblättert sich Dir schon so früh der schöne Glaube an Männerseelen? Du bist von meinem Blut, Mädchen! Dein Herz schlägt wie meines! Fort! Fort! Wir bedürfen andrer, südlicher Luft! Nach Italien! In diesem Norden erfrieren wir." Damit drängte sie Rafflard, der vernichtet gestanden hatte, hinaus. Rafflard blieb noch immer unschlüssig und wollte verdrießlich werden. „Aber Gräfin! Was beginnen Sie? Welche neue Verirrung?" — „Rafflard!" rief jetzt Helene voll Zorn. „Kein Wort der Entgegnung! Ich hasse Egon! Ich bleibe meinem Gatten treu! Desiré d'Azimont ist ein Engel. Olga meine Seele, Olga jetzt mein Leben —! Olga, in Dir find' ich mein Glück, meinen Reichthum, meine Zukunft, mein Alles! Ein Kind, ein Kind gewonnen durch den Schmerz des gleichen Schicksals —! Olga! Laß uns die Welt sehen und unser Leid verbergen! Ich, ohne Hoffnung für das ganze Leben, Du für Siegbert Wildungen aufblühend in meiner Pflege, wenn er Dich verdient! Ich, Deine Mutter! Dein Schutz gegen Rudhard, gegen Dystra und wenn Sie wagen, Rafflard, wenn Sie wagen, Adelen zu sagen, wohin ihr Kind sich flüchtete —" — „Gräfin! Was denken Sie?" — „Postpferde!" rief Helene und Rafflard war hinaus. Er überlegte, was zu thun. Sollte er vor's Thor eilen und die Fürstin von der Gefahr, ihr Kind zu verlieren, unterrichten? Während er so auf der Treppe stand, kam Heinrichson. „Sie kommen gerade recht," sagte er diesem. — „Wozu?" — „Die Gräfin will nach Italien, und noch heute." Heinrichson stand wie vom Blitz getroffen. „Das ist eine Trennung!" sagte Rafflard spöttisch. — „Doch nicht!" antwortete Heinrichson lächelnd, „vielmehr ein Wiedersehen! Ich selbst wollte der Gräfin sagen, daß ich in einigen Tagen nach Rom zu reisen gedächte. Sie weiß es, ich sprach immer davon —" — Rafflard überblickte, daß Heinrichson die Gräfin liebte. Anzunehmen, daß auch schon die Gräfin von ihm für die Idee einer italienischen Begegnung gewonnen war, hatte er keinen, auch nicht den mindesten Grund. Aber dennoch erstarrt, ergriff er die Gelegenheit, die ihm von der Gräfin gegebenen Aufträge von sich abzuschütteln. „Leisten Sie ihr für diese schnelle und übereilte Abreise hülfreiche Hand!" sagte er zornig. „Ich für meinen Theil bin zu beschäftigt, um ihren Aufträgen nach Wunsch zu genügen."

Heinrichson in glückseligster Geschäftigkeit ging zur Gräfin, Rafflard hustete noch lange die Straße entlang. Unten überfiel ihn die verdrießlichste Stimmung, wie doch all' seine klug berechneten Pläne umsonst gewesen und die Menschen mit ihren Leidenschaften

weit über alle Schlingen und Netze des Verstandes hinauswachsen. Sein alter rheumatischer Husten überfiel ihn so heftig, daß er an der nächsten Straßenecke stillstand, in einen Fiaker stieg und mit den dem Kutscher zugerufenen Worten davonfuhr: „Ans Komödienhaus bei der katholischen Kirche! Zum General Voland von der Hahnenfeder!"

Noch in der Nacht gegen ein Uhr rollte ein Wagen mit Helene d'Azimont, Olga Wäjämskoi, einem Mädchen und einem Diener zum Thor hinaus. Es war das Thor, das dem Süden zuführte.

Siebentes Buch.

Erstes Kapitel.

Die ersten Winterschauer.

Schon war der Vorwinter da. An die Fenster desselben Eckzimmers im Schloß Hohenberg, wo die uns bekannten Sommergäste ihre fröhlichen Abendgesellschaften gehalten hatten, schlug jetzt der Regen eines mürrischen, naßkalten Herbstes. Dennoch war es im hohen Eckzimmer, wo in der Mitte noch das Piano stand, worauf damals Melanie die Tanzanklänge gespielt hatte, nicht ungemüthlich. Ein alterthümlich geformter Ofen von Gußeisen, in Form einer Pyramide, verbreitete die winterliche Behaglichkeit der ersten Zimmerwärme. Der alte Winkler trug das Holz herein, Brigitte warf es von der Mitte des Ofens hinunter gerade durch die mit einer Jahreszahl versehene eiserne Denktafel der Pyramide, die nur die Thür des Ofens war. Der Alte schleppte schon den zweiten Korb herein und packte ihn sorgsam in der Nähe des Ofens unter das Kanapee. Das zurückgekehrte Mobiliar der seligen Fürstin gab fast Hoffnung, daß alles beim Alten bliebe. Das hatten Heunisch und Herr von Zeisel versichert. Mit einer Art Stolz blickten die Sessel, die Divans, die Gebetpulte, die Tische und Schränke wieder in den Zimmern um sich, die sie zu schmücken hatten. Aber die weitern Schicksale, die ihnen und dem Schlosse bevorstanden, waren den beiden alten Leuten für die kurze Zeit ihres Lebens noch verschleiert.

Nun freilich hatte sich das Seltsame ereignet, daß ein alter Mann und ein junger sich durch einen Brief des Fürsten als rechtmäßige Bewohner des Schlosses auswiesen und vom Gerichtsdirector von Zeisel mit großer Aufmerksamkeit empfangen wurden. Wer waren diese beiden neuen Ankömmlinge? Vornehme Gläubiger gewiß nicht. Sie gingen so einfach, so schlicht,

daß Winkler manchmal das Grüßen vergaß, was vielleicht auch an den immer schwächer werdenden fünf Sinnen der alten Haut lag, die noch immer vergebens auf die Beförderung durch den vornehmen Herrn wartete, der einmal zu ihm so gnädig geäußert hatte: „Gut geharkt! Schöner Strich! Kenne das!" Die Brigitte war sogar verstimmt, daß diese Herren, die nur der Alte und der Junge hießen, auch nicht einen einzigen Dienstboten mitgebracht hatten. Nicht wegen der Arbeit. Denn die Gäste waren anspruchslos, sondern nur wegen Nachfrage und Unterhaltung.

„Befehlen doch die Herrschaften etwas Braten, Schinken! Wir haben ja alles, oder wenn Sie's befehlen, muß es da sein!" — „Danke für mich, Mütterchen. Freilich mein junger Freund und Begleiter —" Murray sah dabei auf den Alten, der das Holz unter das Ende des Kanapees packte. Er wollte helfen. Brigitte litt es nicht und sprach von Hammelkeule und ähnlichen Mysterien Ihrer Gnaden, der Frau Gerichtsdirectorin von Zeisel. Murray, der das Feuer in der Ofenpyramide behaglich knistern hörte, brach ihre Mittheilungen ab mit den Worten: „Licht, Mütterchen! Und Hammelkeule immerhin, wenn mein Reisegefährte kommt. Es ist dunkel. Ich hoffe, daß er bald da sein wird."

In der That ging es auf sechs Uhr, und schon war es stichdunkel. Brigitte brachte langsam und vorsichtig eine große Astrallampe mit einem Gazeschirm, die sie schon gestern ihren Gästen angekündigt hatte, als sie ihnen Lichter gab. Es war die alte Zimmerlampe der seligen Fürstin, lange nicht gebraucht und so altmodisch, daß — „sie ausgehen wird!" bemerkte Murray. — „Versuchen Sie's einmal damit," meinte die Alte. „Wenn sie nicht brennen sollte, so liegt's am Docht —" — „In dem die Motten sitzen werden? Seht, seht, da geht sie schon aus!" sagte Murray geduldig lächelnd. In der That erlosch die Lampe mit unfreundlichem Duft. Murray wünschte die Leuchter von gestern. Brigitte schüttelte den Kopf, trat an die Thür, die nicht ganz geschlossen war, und sprach hinaus: „Na ja, Zeck! Die Lampe hier muß Er auch in die Kur nehmen —" Murray hörte kaum diese Worte, als er Brigitte festhielt, die Thür zuwarf und fragte: „Wer ist da draußen?"

„Der alte Zeck und der junge," sagte Brigitte, „die sich auf alles hier verstehen, auf Pferde und Vieh und Oefen und Lampen." — „Was sollen die?" sagte Murray in peinlichster Ungeduld und die Thür zuhaltend. — „Der junge Herr hat sie ja bestellt wegen des Klaviers. Sie sollen die Saiten schrauben." — „O, sagt den Leuten nur, daß es keine Eile damit hätte! Laßt sie nicht kommen! Nein! Nein! Schickt die Leute fort! Holt den

Leuchter; alles andere, was ich nicht bestimmt bestelle, laßt gut sein. Hört Ihr, liebe Frau! Geht rasch, ich kann im Dunkeln bleiben."

Murray sprach diese Worte in einer Aufregung, als stünde ihm die unangenehmste Begegnung bevor. Er drängte Brigitten von sich fort, protestirte jetzt lebhafter gegen den Duft der ausgegangenen Lampe und riegelte die Thür zu, als Brigitte brummend hinausging. Murray überzeugte sich an schweren, plumpen Schritten, die er draußen hörte, daß sich die Zecks gleichfalls entfernten, und schob den Riegel wieder zurück. Er gab die Thüre frei. Erschöpft warf er sich auf das Kanapee. Tief holte er Athem, wie nach einer großen Anstrengung. So saß er nachdenklich, erschüttert, eine Weile. Dann ging er an eines der Fenster, die auf den Garten sehen ließen, und drückte die Stirn an die Scheiben. So bewegt schien er, daß er kaum bemerkte, wie die Tropfen von außen an das Glas schlugen und wie der Sturm die Bäume und Gesträuche peitschte.

Dann wandte sich Murray einem Tische zu, den er an einem andern Fenster des großen Zimmers für sich eingerichtet hatte. Hier lagen Papiere, Zeichenmaterialien, feine kleine Instrumente, alles durcheinander, jetzt von Lichtern erhellt, die Brigitte in aller Stille hereingebracht hatte. Er setzte sich, nahm über die Binde noch einen grünen Schirm, der auf dem Tisch lag, und schickte sich zu einer Arbeit an, die keine andere war, als auf eine Kupferplatte Buchstaben zu ätzen. Das Licht der beiden Talgkerzen war dazu zu schwach. Einige kleine Gläser, die am Fenster standen, verriethen, daß Murray auch sonst mit allen Hülfsmitteln der Kupferstecherkunst ausgerüstet war. Er stellte die Lichter dicht vor die Platte, über die er sich mit seiner Aetznadel beugte; er wollte arbeiten. Doch mußt' er bald aufhören. Das Licht war zu flackernd, zu düster. Er schüttelte den Kopf und gab sein Werk, woran er den Tag über gearbeitet hatte, für jetzt auf. Indem hörte er kommen. Rasch warf er einen größern Papierbogen über die Kupfertafel und erhob sich.

„Ich bin es, Murray," rief draußen im Vorzimmer eine Stimme, die er sogleich als die Louis Armand's erkannte. Da Louis nicht eintrat, ging ihm Murray mit dem Licht entgegen. Hinausleuchtend begrüßte er den Ankömmling mit den Worten; „So spät? Und in diesem Wetter? Himmel, wie sind Sie durchnäßt!" — „Das bin ich!" sagte Louis und schwenkte den nassen Hut im Vorzimmer und trat heftig mit den Füßen, sich schüttelnd, auf.

„Sie müssen sich umkleiden, Freund!" — „Ich fühl' es wohl; ich bin naß bis auf die Haut. Ein Wetter wie in den Ardennen, wo ich öfters einen Vetter auf einem Eisenhammer

besuchte. Nur die Wölfe fehlen." — „Kommen Sie an den Ofen! Trocknen Sie sich!" — „Ich will nur ein Hemd und Kleider aus meinem Koffer nehmen." Murray leuchtete und geleitete seinen jungen Freund an den warmen Ofen. „Darf ich, Papa?" fragte Louis Armand und deutete auf seine Absicht hin, sich ganz frisch umzukleiden. — „Ich helfe, versteht sich!" antwortete Murray. „Die Wäsche muß gewärmt sein. Geben Sie her, ich halte sie gegen diese Pyramide, die unser Heiligthum werden wird, als wären wir alte Aegyptier. Diese hatten Kühlung von ihren Pyramiden, wir Wärme. Grund genug zur Verehrung."

Louis kleidete sich in wenig Augenblicken um und würde begonnen haben, Murray's Verlangen nach Mittheilung seiner Erlebnisse im Walde zu befriedigen, wenn jetzt nicht Brigitte in pünktlicher Aufmerksamkeit mit dem Thee und dem Zubehör erschienen wäre. Der alte Winkler trug das Kohlenbecken und die heiße Kanne, sie selbst die Theebüchse, Brot, Butter und zwar nicht den ganzen Hammelbraten der Frau von Zeisel, wohl aber eine ansehnliche Anzahl von glatt ihm entschnittenen Scheiben. „O das ist angenehm," sagte Louis, dem es ganz wohl und behaglich in seinen erwärmten Kleidern wurde und der sich sagen konnte, daß er im Auftrage des Fürsten hier wie in seinem Eigenthum wohnen durfte. „Danke, danke, Mütterchen! Wie behaglich, wie gastfrei! Das soll uns gut schmecken."

Murray, der hier von Louis Armand's Flügeln geschützte Gast, würde freudig in dies Lob mit eingestimmt haben, wenn nicht Brigitte mit einem Blick auf Louis wieder von den Zecks angefangen hätte, die wegen des eisernen Dinges, das er bestellt hätte, doch noch immer draußen warteten. „Ja", sagte Louis, „die Stimmschraube glaubt der Alte liefern zu können." — „Nein, nein," fuhr Murray wie vorhin auf, „ich sagt' es schon. Es ist gut so. Ich spiele zu wenig Klavier." Er gerieth wieder in Aufregung. — „Der Alte meinte, er verstünde mich vollkommen. Ich mußt' es ihm handgreiflich beschreiben, da er blind ist," sagte Louis. — „Ist er blind?" fiel Murray mit einiger Bewegung ein. — „Der Vater ist blind," antwortete Louis, „und der Sohn taub." — Und nun lehnte Murray entschieden den Dienst ab. „Heute nicht! Genug von der Sache! Guten Abend, Frau Brigitte. Morgen! Morgen! Gebt ihm die Lampe! Laßt die von ihm repariren, er kann es, es ist ein Tausendkünstler oder — Guten Abend!" Damit drängte Murray die Alte hinaus und schob noch den Riegel vor. Dann knüpfte er, seine Aufregung zu verbergen, sogleich seine Bemerkungen an Louis' Appetit an und forderte ihn auf, Platz zu nehmen auf dem Kanapee neben ihm und zu erzählen, wie er im Forsthause alles angetroffen.

Den einen drängte es ebenso zu reden, wie den andern zu hören. Das Feuer im Ofen prasselte, das Wasser in der Maschine zischte, draußen regnete es. Dieser Gegensatz weckte die gemüthlichste Behaglichkeit.

Zweites Kapitel.

Morton.

„Nun zuerst einen Gruß von Fränzchen," begann Louis Armand, „und nochmals tausend Dank für die freundliche und sorgsame Art, wie Ihr sie hierher begleitet habt! Sie hat mir gestanden —" — „Hundertmal, daß sie Euch liebt!" schaltete Murray scherzend ein. — „Nein! Daß sie Euch fürchtete —!" Ich hätt' es kaum gedacht. Als ich ihr sagte: Fränzchen, wir haben Feinde, die uns Böses wollen, nehmen Sie die Bitte des Onkels an, gehen Sie auf diesen Winter zu ihm; ich werde in Ihrer Nähe sein; denn ich muß nach Hohenberg, und wie sie gleich freudig einstimmte: Darf ich dann mit Ihnen reisen? da hatt' ich ihr von Ihnen das Beste und Schönste gesagt." — „Weil Sie selbst nicht daran glaubten, so fehlte wohl die Wirkung?" — Louis nahm die Tasse Thee, die ihm Murray entgegenhielt, stellte sie auf den Tisch und legte sanft die Hand über Murray's Schulter.

„Ich nicht daran glauben, Papa?" sagte er. „Weiß ich doch nur wenig Augenblicke meines Lebens, die mir so denkwürdig bleiben wie der, wo ein ganz fremder Herr zu mir eintritt und sagte: Lieben Sie Franziska Heunisch?" — „Sie sagten nicht Ja! Sie waren nicht aufrichtig oder Ihr Gefühl schwankte, während das arme Herz des Kindes wie ein Anker felsenfest auf Meeresgrund ruhte." — „Ich sagte leider nicht mehr, als daß ich Franziska mit meinem Leben schützen und daß ich sie nur dem abtreten würde, von dem ich überzeugt wäre, daß er sie glücklicher machen würde, als ich noch bis jetzt im Stande wäre." — „Haben Sie ihr das so wörtlich wiedererzählt? Ein Mädchen hört das einfache Wort Liebe viel tausendmal lieber als die prächtigsten Umschreibungen." — „Franziska kennt mich. Sie vertraute mir sogleich, als ich ihr sagte: Freundin, Ihre Ruhe ist bedroht. Glauben Sie Feinde zu haben? Und als ich die Andeutungen wiederholte, die ich von Ihnen gehört hatte, erschrak sie heftig und wiederholte Namen —" — „Die ich Ihnen doch nicht genannt hatte?" — „Sie waren geheimnißvoller,

als ich wünschen mußte. Aber ich vertraute Ihnen. Ich glaubte Ihnen, daß die Nachstellungen, die der Eine verweigern würde, bei einem Andern leichteres Gehör finden konnten, und gesteh' ich's nur, da ich selbst nach diesem Schlosse sollte —" — „So glaubten Sie meinem Märchen und haben sich mit Ihrem guten Herzen fangen lassen?" — Louis nahm eben einen Imbiß, den ihm Murray, der seinerseits selbst wenig genoß, zurechtgemacht hatte.

„Sie haben mir kein Märchen erzählt," begann Louis wieder ernst und blickte in das eine, unruhige, offene Auge, das Murray niederschlug und nicht wollte prüfen lassen. „Wenn Sie mir eine Reihe von großen Verdiensten aufgezählt hätten, o ja! Dann würd' ich gezweifelt haben. Aber Sie haben nur Schlimmes von sich gesagt." — „Was Sie Franziska wiederholten? Nun begreif' ich freilich, daß das Mädchen in mir nur den Besucher des Fortunaballs finden wollte und scheu, recht in den Tod erschrocken war, als ich sie in dem Wägelchen abholte, um mit ihr hierher zu reisen —" — „Das hat sie mir erzählt," sagte Louis, „aber auch hinzugefügt, daß Sie Thränen im Auge hatten —" — „Ich kam vom Kirchhof." — „Wo Sie jenes Mädchen bestatteten, das Fränzchen in jener Nacht an Ihrem Arme gesehen. Sie sprachen stundenlang kein Wort und seufzten nur. Und dann fingen Sie von der Natur an, die nun scheidet, von den Blättern, die schon gefallen waren, und vom Tode, der uns allen Ruhe geben wird. Ist's nicht so?" — „Schon recht! Ich war bewegt! Ich ganz allein stand an dem Grabe einer Unglücklichen! Ich ganz allein! Der Kirchhof, wie war der noch neu, noch ohne Bäume und Blumen! Wie frostig wehte der Wind darüber und fand nicht einmal Halme zum Niederbeugen. Die Gräber ohne Schmuck. Die Todten der öffentlichen Krankenpflege, wer feiert ihr Angedenken? Wer sieht ihnen mit Liebe in die gelbe Grube nach? Ein Handwerker lag da im Todtenhaus, fern sind seine Aeltern, die vielleicht gar nicht wissen, daß er schon nicht mehr unter den Lebenden weilt. Sie sagen nur: Wie lange er nicht schreibt! Was ist ihm! Da liegt er. Da ein Dienstbote — dort ein Verunglückter, der nicht einmal in die Erde, nein, zu den jungen Aerzten dort kommt, die ihn zerstückeln werden! Welche Mühe hat es mich gekostet, meine arme Todte aus ihren Händen zu befreien! Wie war sie schön noch auf der Bahre! Die Messer der Aerzte zuckten nach ihren Formen! Das blutschwarze Mal an der Stirn, auf die sie beim Sturz aus dem Fenster gefallen war, entstellte sie nicht. Ich strich eine Locke drüber hin; nun war's verdeckt. Aus dem Todtenhause trugen sie den Sarg. Ich folgte allein,

betete ein Vaterunser, dann drei Hände voll Erde, die Spaten thaten das übrige. Ade!" Murray blickte nieder.

„Der Lebenslauf von Tausenden!" sagte Louis bewegt und sein Nachtmahl eine Weile leise zurückschiebend. „Ein schönes Mädchen, arm, ohne Freunde, verführt, wahnsinnig — wer sieht auf all' die Opfer, die auf unserm Lebenswege liegen! Das alles ereignet sich so still hinter Mauern und verschlossenen Thüren. Wer sucht das eigentliche Mysterium des Lebens auf den Kirchhöfen!" — Sich aufraffend fuhr Murray fort: „Wie findet sie sich nun in dem Walde zurecht?" Louis erzählte. „Der Förster," sagte er, „rührte mich gestern, wie liebevoll er sie empfing. Er fuhr sie selbst in seine Wohnung, die nicht zu weit von uns entfernt ist. Dort angekommen, zeigt' er ihr das Stübchen, das er ihr eingerichtet. Es ist so still und traurig, hinauszusehen in den entlaubten Forst, aber im Zimmer so lebendig dabei, als wär' hier der Wald so lange einquartiert bis zum Frühjahr. Da singen die Vögel in den Käfigen, dort stehen große Blumen in Töpfen, hier hängen Hirschgeweihe an den Wänden, und wenn es still ist und der Sturm einmal nachläßt, hört man die Thurmuhr von Plessen nach dem Jägerhause deutlich herüberschlagen, und das ist ja gerade, als sprächen wir so weit mit einander." — „Und Ursula Marzahn?" fragte Murray mit forschendem Blick. — „Liegt krank im Bett." — „Bedenklich?" — „Der Onkel giebt sie auf. Ich hörte sie ächzen in einer obern Kammer über Fränzchen. Ich wollte auf einen Arzt dringen. Da hilft nichts, sagte Heunisch. Sie hat ihre Kräuter, ihren Thee, den sie sich selbst kocht. Sie studirte bei Doctor Lehmann, sagte er. Sie nimmt nichts und will nur Ruhe haben."

Murray stand auf. Die Nachricht schien ihn zu ängstigen.

„Was haben Sie? Sie sind bewegt?" fragte Louis. — „Und wie! Und wie!" rief Murray. „Hängt doch diese Frau mit meinem Geheimniß zusammen, ohne daß ich mich ihr entdecken möchte. Wenn sie aber stürbe —" — „Sie ist die Schwester des blinden Schmieds —" — „Ich weiß es, die Tante des Tauben! Erwähnen Sie mich diesen Menschen nicht wieder! Die Zeit ist noch nicht günstig, mich in das Andenken dieser beiden Geschwister zurückzurufen." — „Ich verhehle Ihnen nicht," sagte Louis, „daß der Ruf dieser Geschwister kein guter ist. Franziska hat mir anvertraut, daß sie vor Ursula Marzahn ein Grauen empfände, und dem blinden Schmied weicht jeder aus —" — Murray schwieg nachdenklich.

„Neuerdings haben sie," fuhr Louis fort, „aus Amerika eine Erbschaft empfangen von einem dort verstorbenen Bruder —" — „Haben sie?" sagte Murray lebhaft. — „Und sonderbar,

der diese Erbschaft überbrachte, erzählte mir der Förster, ist jener Ackermann, der nun hier die Besitzungen Egon's in Pacht genommen hat und über dessen Anstalten ich die Urtheile einziehen soll —" — „Wer?" sagte Murray und blieb wie erstarrt stehen. „Wer brachte das Geld?" fragte er dringender. — „Der jetzige Generalpächter drüben, Ackermann! Ich selbst überbrachte ihm Egon's Genehmigung zu seinem Anerbieten, kurz ehe des Fürsten Krankheit in ein gefährliches Stadium überging —" — „Ackermann! Ackermann!" wiederholte Murray. — „Befremdet Sie der Name?" fragte Louis. — „Ich kenne ihn nicht," sagte, Murray, „und dennoch erfahre ich von Ihnen Dinge, die mich bestimmen, hier wie ein Einsiedler zu leben. Ich komme auf das, mein Freund, was ich Ihnen vor acht Tagen sagte, zurück. Ich nannte mich damals einen Schatten, der über die Erde, in der er einst als Mensch lebte und fehlte und büßte, noch einmal hinstreift und keine Ansprüche mehr auf eigenes Glück, ja nicht einmal auf das Glück der richtigen Beurtheilung macht. Ich gestand Ihnen, daß ich einst der sittlichen Welt entrückt war, durch den Drang des Ehrgeizes entrückt, von Liebe geblendet. Das Verbrechen, das ich beging, soll ich es Ihnen nennen?" — „Nein, nein," sagte Louis. „Schließen Sie in Ihr Herz ein, was Sie gebüßt haben! Sie sind ein Weiser, den ich hoch verehre. Ich will nicht wissen, wie Sie es geworden sind." — „Wissen Sie," sagte Murray, „daß das Bedürfniß der Beichte ein Mysterium ist?" — „Ich bin Katholik!" antwortete Louis. — „Das Bedürfniß der Beichte ist der Wahrheitsdrang des Menschen, ja oft die einzige Ermuthigung zur Tugend. Nur wer sich in einem andern darlegen kann, in einem andern ausruhen mag, fühlt Reue; ist der andere edel und gut, ein sanfter Priester auch ohne Priesterrock und Weihe, so fühlt er Ruhe mit" — „Ich kenne," sagte Louis, „zwei Priester, die würdiger wären als ich, Sie zu hören." — „Wer wären diese?" — Louis nannte die Brüder Siegbert und Dankmar Wildungen und freute sich, mit kräftiger Betonung dieser Namen gleichsam Zeugniß für den Werth dieser beiden Menschen abzulegen.

Dann ging er an die verriegelte Thür, öffnete und sah ins Vorzimmer. Es war alles still. Als er sich gesetzt hatte, wandte sich Murray an den Tisch, wo er zu arbeiten versucht hatte. Er hob das Papier ab, nahm die Kupferplatte, die es bedeckt hatte, hielt die Platte gegen Louis hin und zeigte sie ihm. „Sie sind ein Künstler!" sagte Louis. Schon gestern sah ich's an den Zeichnungen auf dem Tisch." — „Lesen Sie!" sagte Murray ruhig. Louis betrachtete die Platte. „Es ist verkehrte Schrift!" sagte er. „Ich will versuchen —" — „Er buchsta-

birte: „Louis Armand, Kunsttischler und Vergolder." — „Ich wollte Sie überraschen," sagte Murray zu Louis, der von dieser Aufmerksamkeit angenehm berührt war; „ich wollte Ihnen ein Geschenk machen und hoffe, auch noch diese Visitenkarten zur Ausführung zu bringen. Sie sehen daraus mit wenig Worten, daß ich ein Kupferstecher bin."

Louis betrachtete die Platte mit Wohlgefallen und freute sich der Verwandtschaft des Arbeiterberufs. Murray aber mit jenem sichern Gefühl der Anlehnung, das uns in dieser Welt zu selten zu Theil wird, mit jenem anschmiegsamen Behagen an eine völlig interesselose und doch tief wohlwollende und rein hingegebene Natur, fuhr fort: „Ich bin der Sohn gewöhnlicher Eltern. Es giebt gewöhnliche Menschen, die alle Keime besserer Entwickelung in sich tragen. So war es bei dem Ehepaar, das mir, einem Bruder und einer Schwester, das Leben gab. Doch geht es meistentheils so, das Bedeutende kommt, wo es seine wahre Richtung, gesund und ungehindert aufwachsend, nicht findet, verkehrt zur Welt. Der innere Gehalt kann da die äußere Form nicht verklären, nicht veredeln. So wuchert das Bedeutende in Mißgestaltung auf und es kommen, statt guter, ungeschlachte Dinge zu Tage. Meine Aeltern, rohe Menschen, wenn man's so nehmen will, gingen in Selbstplage, Verschwendung, wenn sie etwas besaßen, Schulden, verworrenen sittlichen Begriffen zu Grunde. Ihr wildes Wesen vererbte sich zumeist auf die Schwester, die älteste von uns dreien, die wie ein wildes Gewächs aufschoß und keine andere Schranke ihrer Begierden hatte, als die immer erneute Begierde selbst. Sie hatte gute Keime, Hingebung, Aufopferung, Großherzigkeit, aber da sie nur ihrem Instinct folgte, so ergriff sie, um diesen Regungen zu genügen, jedes Mittel und war sozusagen im Lasterhaften tugendhaft, in der Regellosigkeit strebsam, in der Verachtung jeder Rücksicht großartig wie einer jener Verbrecher, welche die Geschichte zu Helden machte, weil ihnen irgend ein großes verbotenes Wagniß gelang." Murray wollte sich in Rücksicht auf Armands noch nicht beendete Erquickung durch Speise und Trank unterbrechen. „Nein, nein, ich versorge mich schon!" sagte Louis, bediente sich wieder ein wenig der Vorräthe, die vor ihnen standen, und hörte einer Auseinandersetzung zu, die er lehrreich nannte. Murray erschien ihm wie ein Weiser. So ruhig, so klar blickte dieser seltsame Mann auf die Vergangenheit zurück, so tief waren die Gänge angelegt, die er sich durch das Menschenherz zu bahnen wußte. Er mußte viel gelitten, viel beobachtet haben. „Diese Schwester," fuhr er fort, „war natürlich (denn ich spreche von den gewöhnlichsten Menschen) nur ein Dienstbote und dennoch, trotzdem daß sie ohne Bildung

und Form war, giebt sie mir Anlaß, so wie ich vorhin andeutete, über sie nachzudenken. Der ältere Bruder war roh, von gewaltiger Muskelkraft, gewinnsüchtig, heimtückisch und nicht ohne Anschlägigkeit zu Fertigkeiten. Er wählte das Handwerk des Vaters und wurde Schmied, was mein Vater war."

Louis' Blick fiel zufällig auf das Fenster und sah durch Regen und Nebel einen kleinen glühenden Schein in der Ferne und ein gewaltiges klingendes Anpochen der Hämmer wie im Takte. Es kam von der Zeck'schen Schmiede. Ohne näher anzugeben, daß eben der blinde Zeck sein Bruder war, folgte Murray dem Blick Louis' und erkannte, was ihn fesselte. Er mußte einen Augenblick schweigen, so ergriff ihn die Vorstellung, daß der Schlag des Hammers, den sein Bruder schwang, seine Erzählung von ihm begleitete. Anregend genug ist auch eine Schmiede, so in der Herbstnacht glühend, so fernhin hörbar und an ihrem Schein durch den Nebel leuchtend —! „In einer Schmiede," fuhr Murray fort, „verkehrt viel Volks, und zu allen Zeiten hatten die Söhne Vulkan's ihr apartes Wesen. Ein Hauptkunde meines Vaters, der dicht am Thor der Stadt sein Geschäft trieb, war ein berühmter Pferdearzt, der aus einer nicht seltenen Liebhaberei auch das Amt eines Scharfrichters nicht weit vom Thore bekleidete. Zu diesem zog meine Schwester Ursula und lebte eine Reihe von Jahren bei und mit ihm, bis sie einen Soldaten kennen lernte, den sie später geheirathet hat, als er eine Försterstelle beim alten Fürsten von Hohenberg erhielt. Früh schon entfernte ich mich von den Meinigen und hatte das Glück, in gute Hände zu gerathen. Anfangs war ich Uhrmacher bei einem französischen Schweizer aus Lachaux-de-Fonds, einem wunderlichen Kauz, der mir manches von Voltaire und Rousseau beibrachte, das in mir sitzen blieb; aber auch sein Französisch blieb sitzen. Ich lernte von ihm denken und sprechen. Mit dem Parliren und dem leichten Philosophiren meines Schweizers begannen aber auch meine Irrthümer. Die Zusammensetzung der Uhren machte mir keine Freude mehr. Ich bemerkte, daß ich ein Talent besaß, auf den Gehäusen Chiffren einzukratzen, sogar falsche, denn diese Uhren sollten für Breguets gelten und waren keine. Da blieb ich auf dem Wege zu dieser Kunst, von der ich Ihnen hier eine Probe zeigte. Ich wurde Kupferstecher und vervollkommnete mich bis zum Künstler. Ein Auftrag führte mich nach England. Ich sollte einen hohen Polizeibeamten begleiten, der daselbst falschen, in England angefertigten Tresorscheinen unsers Staats nachzuspüren hatte. Wir entdeckten die Quelle des Betrugs, ernteten Anerkennung und konnten ehrenvoll zurückreisen. Ich blieb aber in England und führte ein wildes, genuß-

süchtiges Leben. Schon war ich über dreißig Jahre, aber von vortheilhaftem Aeußern. Sie lächeln, Freund? Verurtheilen Sie meine Eitelkeit nicht so rasch! Ich besitze Toilettenkünste." — „Wissen Sie," sagte Louis, „daß Sie mir oft vorkommen wie ein jugendlicher Held, der nur die äußern Formen des Alters angenommen hat? Ich wette, unter dieser dunkeln Perrücke steckt ein Haar, das nicht ein einziges graues zählt." — „Wollen wir es untersuchen? sagte Murray und nahm die schwarze Binde und seine Tour ab. — Louis erschrak, ein kurzgeschorenes, dickes, volles, aber schneeweißes Haar zu sehen. — „Nicht wahr, ich bin eitel?" sagte Murray lächelnd. „Der Adonis weiß sich herzustellen."

Louis sah dies weiße Haar und den plötzlich geänderten ehrwürdigen Kopf eines kräftigen Greises nicht ohne Rührung. Doch mußte er hinzufügen: „Ich nenne Sie doch keinen Greis! Ich sehe weißes Haar, aber ein viel jugendlicheres Antlitz, viel mehr Kraft als unter dieser abscheulichen Binde, die sie nicht einmal nöthig haben, da ich nicht die geringste Verletzung an Ihrem Auge bemerke."

Doch! Doch!" sagte Murray. „Ich sehe schlecht an dieser Stelle. Eine Explosion hat die Sehnerven dieses Auges geschwächt. Dieselbe Explosion, die meinem Bruder das Augenlicht gänzlich raubte!"

Louis staunte und sah nicht ohne eine Art von Grauen, das ihn durchrieselte, wie Murray wieder die Tour auf den Kopf drückte, die Binde wieder aufsetzte und unwillkürlich mit dieser Bewegung auch den Rücken wieder krümmte und zusammensank. Er fuhr fort: „Von London kam ich als vollendeter Gentleman heim. Ich sprach fertig zwei fremde Sprachen und hatte mir durch die großartigen Eindrücke des Auslandes Anschauungen erworben, die mich für die Heimat weit über meinen Stand erhoben. Seit frühester Kindheit litt ich an grenzenloser Eitelkeit. Nichts trug ich lieber als kostbare Ringe an den Fingern, Uhren, Ketten auf der Weste, Sporen, Reitgerten. Ich hatte in England das Spiel lieb gewonnen und mit ihm Einnahmen gemacht. In vollendeter Fertigkeit des Farao kam ich nach Deutschland zurück und schlenderte wie ein Gentleman mit voller Börse durch die Bäder, deren Saison gerade in Flor war. Mein Hochmuth litt nicht, daß ich mich für den ehemaligen Kupferstecher Zeck zu erkennen gab. Ich nannte mich Baron Grimm und wußte mich durch Toilette, einnehmende Gestalt, Fortune im Spiel, Succeß in der großen Gesellschaft so zu behaupten, daß ich mehrere Jahre lang in meinem Incognito verharrte und die glücklichsten Eroberungen machte. Mein Spiel am grünen Tisch war ehrlich, alles, alles an mir war damals ehrlich, kühn, unternehmend, nur mein Name war falsch. In der-

selben Residenz, wo wir uns kennen lernten, junger Freund, setzt' ich das Glück fort, das ich in den Bädern bei den Frauen gemacht hatte. Ich war kein gewöhnlicher Stutzer. Gerade weil ich mir mein Leben selbst bestimmte, wandte ich allen Fleiß auf die Möglichkeit, es auch geistig behaupten zu können. Ich las sogar, nahm Unterricht in allen Wissensfächern und bildete mich mit Leidenschaft für jemand aus, der ich selbst nicht war. Bildung zu erwerben, mein lieber Freund, das soll eine Religion, ein Cultus sein. Ich trieb diesen Cultus. Kann es aber etwas Blasphemischeres geben, als die Entweihung, die ich mit den Wissenschaften trieb? Ich lernte, lief in alle öffentlichen Vorlesungen, brachte die Nächte mit Lektüre zu. Aber nicht etwa um der Bildung selbst willen, sondern um eine Lüge möglich zu machen, eine Verstellung durchzuführen, den falschen Namen, die erlogene Existenz eines Baron Grimm. Ich las, nicht um zu wissen, was ein Autor wollte, sondern um sagen zu können, daß ich das kannte, was andere der Sache selbst wegen lasen. Aus Ehrgeiz füllte ich mich mit Thatsachen, die ich nicht um ihrer selbst willen liebte. Dies ist jene Bildung, mein Freund, die uns nie Segen bringt. Ein einziges Buch, tief aufgenommen, dem Verfasser nachgefühlt und nachgelebt, stiftet in unserer Brust größere Umwälzungen, als Bibliotheken, die man nur aus Eitelkeit und ohne sittlichen Halt durchliest. Mein Glück bei den Frauen war nicht gering. Besonders gelang es mir, das Interesse einer Dame zu gewinnen, die — Hören Sie nicht Geräusch?" unterbrach sich Murray. Die Thür ging draußen. Man horchte. Es war die alte Brigitte, die sich mit der Frage meldete, ob sie das Theegeschirr wegnehmen dürfte. „Laßt das nur, Mütterchen!" sagte Louis. „Wann geht Ihr zu Bett? Gewiß fallen Euch schon die Augen zu. Sorgt Euch nicht um diese Gegenstände! Das Feuer brennt! Holz ist da. Habt gute Nacht und wünscht nur, daß wir morgen besseres Wetter haben."

Die Alte schlief schon halb zu all diesen Ermunterungen, antwortete nichts und ging von dannen, über Gäste staunend, die sich selbst bedienten. Louis rief ihr noch nach, daß man morgen, wenn es so fortführe zu regnen und zu stürmen, für ein Wägelchen sorgen möchte. Er würde Vormittags in den Ullagrund fahren zu Herrn Ackermann. Die Alte rieb sich die Augen, raffte sich auf und wandte sich mit den Worten: „Daß ich's fast vergessen habe! Herr Oleander fährt nach dem Ullagrund. Jeden Morgen um elf Uhr. Wollen Sie nicht mit?" „Wer ist Herr Oleander?" fragte Louis doppelt interessirt. Der Name Oleander fiel ihm auf, wie kürzlich der der Jagellona. – „Der Herr Pfarrverweser, der unten bei der Frau Pfarrerin wohnt," erklärte Brigitte —

„Nun wohl,“ sagte Louis träumerisch, „so bittet Herrn Oleander in meinem Namen, daß er mich mit sich nimmt, wenn er in den Ullagrund fährt. — Oleander!“ setzte er dann wieder hinzu für sich. — „Herr Oleander giebt dem Fräulein im Ullagrunde Lektionen!“ sagte die Alte. — „Schön!“ — Und damit waren die beiden sich schnell vertrauenden Freunde wieder allein. „Sie werden Ackermann morgen sehen!“ sagte Murray. — „Begleiten Sie mich!“ — „Unmöglich! Wie bin ich eingeengt!“ seufzte Murray. „Wie sehr bedarf ich eines Freundes, der mir meine letzten Pflichten erleichtert und mich dann allein zu Grabe geleitet, so wie ich jenes Mädchen.“ — „Nicht so Papa!“ sagte Louis. „Keine Trauer! Die Erzählung erleichtert Ihren Kummer! Fahren Sie fort, wenn ich Ihres Vertrauens würdig bin! Die vornehme Dame also — “

Murray drückte Louis die Hand und fuhr fort: „Ich lebte in der großen Welt und verstand mich trefflich auf ihren Ton. Ehrgeiz und Liebe sind die beiden Haupthebel aller Rührigkeit in dieser Sphäre. Ich lernte Verhältnisse von unglaublicher Zerrüttung kennen und verstand mich vortrefflich auf die Philosophie, mit der sich hier Untreue und Leichtsinn zu entschuldigen wissen. Ich lernte eine Dame kennen, die ich nie nennen werde. Sie fand an mir Gefallen. Sie war nicht mehr jung, nie schön. Sie hatte ein Verhältniß gehabt mit einem Rechtsgelehrten, einer, wie ich für bestimmt weiß, energischen Persönlichkeit. Dieser war ihr untreu geworden aus Gründen, die ich begreifen konnte. Sie gehörte zu den Frauen, die früh alle Bande der gewohnten Ordnung abzuwerfen und sich ihr Leben selbst zu bestimmen gesucht hatten. Sie reiste als junge Wittwe für sich, sie nahm das Leben umsomehr nach bequemster Art, als sich eine zerfallene Stimmung ihrer bemächtigt hatte über ein Körperleiden, das mehr auf Einbildung als Wirklichkeit beruhte. Jener Freund hatte lange in ihrer Nähe geduldet und jenes elende Joch der Abhängigkeit von einem Wesen, dem die echte Weiblichkeit fehlte, mit sich hingeschleppt. Da lernte er in einem Badeorte eine unglückliche Frau kennen, die Freundin seiner Geliebten. Sie war jünger, lieblicher, reizender, duldender, weiblicher. Was man von ihr weiß, was sie selbst an Spuren ihres Daseins hinterlassen hat —“ Murray blickte um sich und schüttelte den Kopf, wie über etwas Wunderbares, das ihn diese Erinnerung an Fürstin Amanda bedünken mußte, hier, in diesen ihren Zimmern, auf ihrem Schlosse! Murray war über alles, was sich uns schon allmälig entschleierte, unterrichtet. Louis bemerkte seine Erregung und dies Erstaunen. „Was fällt Ihnen hier so auf?“ fragte er. Murray, der sich vorgenommen hatte, nur über sich selbst nichts zu verschweigen, erwiderte: „Ich

glaubte, es rauschte etwas an der Decke, an den Wänden. Es ist nur der Wind, der sich meldet, daß er zuhorcht. Laß mich nur reden, Du wilder Mahner draußen! Ich entweihe diese Räume nicht!"

Louis wußte nicht, worauf diese Worte gingen und hörte nur. „Ein verlassenes Weib," fuhr Murray fort, „denkt, wenn sie einen ungebändigten Charakter hat, erst an Rache, dann versinkt die Rache in eine Art innerer Vernichtung, dann die Vernichtung in neue Hoffnung. Das dreißigste Lebensjahr ist überschritten. Der Vorhang der Ansprüche auf Huldigung wird bald für immer fallen. Da noch einmal rafft sich das durch Entbehrung nur gesteigerte Bedürfniß der Liebe empor und blindlings stürzt die Sehnsucht dem in die Arme, der, ich muß so grausam sein und dies sagen, am nächsten steht. Der Zufall wollte, daß ich in dem Bade Ems, das jene Dame regelmäßig besuchte, ihr am nächsten stand. Mein gewandtes Wesen, der Schein von Esprit, den ich mir zu geben wußte, meine anscheinend glänzende Situation, in die ich vom Spielen gekommen war, führte mich, den Barón Grimm, den süddeutschen Adeligen, in die vertrautere Beziehung zu einer Eroberung, die ich mit leichter Mühe machte. Eine Zwischenhändlerin, die alles rasch zum Ziele führte, war die Begleiterin meiner neuen Freundin. Ich erfuhr ihre früheren Lebensverhältnisse, ihren Jammer über eine erlittene Untreue, ihren Haß gegen eine Jugendfreundin, die ihr das stolzeste Herz der Erde entrissen hätte, und, wie es zu geschehen pflegt, mein lieber Freund, die Frauen werden mit den Jahren in einigen Punkten besser, in andern schlimmer. Schlimmer wurde bei meiner in der Welt hochgestellten, adligen Gönnerin der Stolz, die Weltverachtung, das Bedürfniß der Intrigue; besser ihre innere Erkenntniß des Wenigen, das sie denn doch zuletzt einem Manne zu bieten hatte. Wie einst bei dem verloren gegangenen Freunde die Rede von einem Ehebunde gewesen, den man, der geistigen Vorzüge jenes Mannes wegen, keine Mesalliance hätte nennen können, so war nun auch bei Baron Grimm von einer dauernden Verbindung die Rede. Baron Grimm war so tollkühn, mit seiner Eroberung offen in der Gesellschaft zu prahlen. Er liebte sogar die Frau, da sie von vielen starken und bedeutenden Eigenschaften gehoben wurde. Sie war zärtlich, aufmerksam; alles Gute der Frauennatur kam in ihrer Hingebung an den Mann ihrer Wahl zum Vorschein, während sie jedes, was außerhalb dieser Wahl lag, mit Geringschätzung behandelte. Ach, mein Freund, das ist das Tragische an einer Schuld, daß man sie liebgewinnt und es für heroisch hält, sie bis aufs Aeußerste durchzuführen. Ich war gerührt von jener Frau und mochte ihr durch Entdeckung meines Standes nicht wehe thun. Ich hatte von

meinen Gütern sprechen müssen und wurde täglich mittelloser. Da ich bei meiner Geliebten war, konnt' ich nicht mehr in den Spielgesellschaften sein. Sie besaß Vermögen, großes Vermögen, durch ihren ersten Mann; aber ich war zu stolz, ihre Mittel in Anspruch zu nehmen. Woher meine versiegte Kasse neu füllen? Woher den Muth nehmen, meine tollkühne Rolle durchzuführen? Entdeckung fürchtete ich noch nicht. Jener Polizeibeamte, den ich nach London begleitet hatte, war gestorben. Meine Eltern lebten nicht mehr. Ursula stand auswärts in Diensten, nur den einzigen Bruder hatt' ich einmal gesehen, wie dieser vor der Schmiede unseres Vaters stand, und ich vor ihm zum Thor hinaus ritt. Ich gab dem Pferde die Sporen und ritt dem Hochgericht zu, wo Ursula einst in Diensten stand — " — „Wie lange waren Sie in England?" unterbrach ihn Louis. — „Fast acht Jahre," sagte Murray. „Ich hatte mich sehr verändert und dennoch erkannte mich mein Bruder. Er sah mir nach. Ich bin überzeugt, jetzt, wo er blind ist, noch jetzt würde er mich am Ton meiner Stimme erkennen."

Louis blickte um sich. Es war so einsam, so schauerlich still auf dem Schlosse. Der Regen schoß in tausend Tropfen unaufhörlich an die Fenster, der Sturm sauste. Das Feuer drüben in der Schmiede war erloschen. Der Gedanke, daß sie nicht allein wären, ergriff Louis dermaßen, daß er einen der Leuchter nahm, ins Vorzimmer ging, es durchsuchte und es nach dem Korridor zu, auf dem er alles dunkel und still fand, abschloß. Als er zurückkehrte, sagte Murray: „Ich danke Ihnen, mein Freund, denn Sie ahnen wohl, daß ich mich der dunkelsten Stelle meines Lebens nähere!" Louis setzte sich und stützte trauernd über das, was ihm Murray jetzt sagen wollte, den Kopf auf die Lehne des Kanapees.

„Ja, mein Sohn!" fuhr Murray fort. „Das waren sechs schlimme Monate, die ich nicht aus meinem Dasein auslöschen kann! Sie brennen auf der Seele, wie die Buchstaben, die man dem Leibe einätzt. Oft hab' ich gedacht und damals ganz gewiß, was ich that, wäre lediglich ein Wagniß, kein Verbrechen. Wer hat denn den Staat berechtigt, sagte ich mir, den Werth der Dinge zu bestimmen? Wer hat ihm denn nach der sittlichen Ordnung der Dinge allein zugestanden, daß er lügen darf? Denn Lüge ist es doch, dem Papier einen Nennwerth geben, dem nur eine conventionelle Annahme als Realisation zum Grunde liegt? Verstehen Sie, wovon ich rede, Louis?" — „O," sagte Louis mit lächelndem Schmerz und großer Aufregung, „nur zu gut verstehe ich! Sie haben das gethan, was der verzweifelnde Arbeiter jeden Tag thun möchte, wenn er das Werk seines Fleißes vor sich stehen sieht, es zur Ausstellung in ein Gewölbe trägt, Wochen, Monate

Jahre lang wartet, bis es sich verwerthet! Sie haben das gethan, was die Noth in verzweifelten Momenten hundertmal erfunden hat, wo man Stücke Papier nahm und darauf schrieb: Das sind fünf Sous! Diese nimmt der Bäcker und giebt mir Brot! Mag sie mein Schuldner morgen einlösen!" — „O, mein Freund," unterbrach ihn Murray. „Entweihen Sie nicht eine Frage der Armuth und der Arbeit mit meinem frivolen Beginnen! Ich habe Geld gemacht, nur, weil ich es zu machen verstand! Wohl begreif' ich, wovon Sie sprechen. Wohl versteh' ich die Verzweiflung des Arbeiters, der einen Werth in Händen hat, den er durch seinen Fleiß erschuf und der den Ausdruck für diesen Werth erst bekommt, wenn das Werk verkauft wird. Auch ich sage, die Gesellschaft hat hier ein Recht der Selbsthülfe." — „In der That, hat sie das?" fragte Louis erregt. — „Sie hat es, aber unter gesetzlichen Bedingungen!" antwortete Murray, „Geld ist das, was gilt. Was kann, was soll mehr gelten, als die Arbeit? Die Arbeit ist schon Geld. Die Arbeit vollendet, ist sogleich Geld. Daß sie warten muß, bis sie durch Zufall Geld wird, ist der schaudervollste, empörendste Mord der Menschheit, den leider täglich unsere Gesetzgeber verüben. Fluch der Gesellschaft, die das Geld nur zum Ausdruck des Bedürfnisses und der Fähigkeit, Bedürfnisse zu befriedigen, gemacht hat! Adam Smith hat den alten Glauben gestürzt, daß Geld Geld ist, das heißt, Metall, Gold, Silber. Adam Smith hat das Geld als Waare verworfen und gesagt: Geld ist der Kredit, das Tauschmittel des Verkehrs, die Abkürzung des Verkehrs, das Triebrad der Circulation. Aber dieser Grundsatz eines handeltreibenden Volks mochte für das verflossene Jahrhundert ausreichen. Unser Jahrhundert hätte noch weiter gehen und sagen sollen: Geld ist Arbeit. Nicht auf Bergwerke soll man Geld aufnehmen, sondern auf ein Magazin der Arbeit. Der Staat muß Geld zum Ausdruck der moralischen Lebensthätigkeit und des Fleißes machen. Ehe wir nicht dahin kommen, ehe wir nicht frei werden von den Tyrannen, die Geld immer und immer wieder zur Waare, zum sich aufhäufenden Nennwerth für Nichts machen, ehe wir nicht mit dem Geldmachen auch das Geldtilgen unter die Garantie des Staates stellen, eher hört auch das Elend der Menschheit, das Unrecht und der Fluch unsers Daseins nicht auf." — Louis war so von diesem Ausbruch einer tiefen Ueberzeugung und dem Gefühl der Uebereinstimmung ergriffen, daß er in seiner südlichen Gluth aufsprang, durch das Zimmer schritt und dem bewegten Sprecher die Hand schüttelte mit den Worten: „Murray, verurtheilen Sie sich nicht! Sie sind kein Verbrecher! Mordeten Sie? Was thaten Sie? Ihre Schuld ist gebüßt."

Murray, Louis' Hand zurücklehnend, erwiderte: „Verwechseln

Sie die Ergebnisse meiner spätern Betrachtungen nicht mit dem unreinen Geist, aus dem ich damals mir sagte: Warum sollst du nicht das thun dürfen, was sich der Staat erlaubt? Ich philosophirte damals wie jetzt, aber ich Elender, wo waren die Werthe von Fleiß und Arbeit, denen ich die gesellschaftliche Benennung „Geld" gab? Darf ich mein Haupt in die reine Sphäre erheben, in der Sie leben, Louis, wenn Sie über das Wohl des tugendhaften Menschen nachdenken?" — „Nein!" sagte Louis, der seine alte Gedankenreihe noch nicht aufgeben mochte, „hat denn der Staat das Recht, willkürlich Nennwerth auf Nennwerth zu schaffen und größtentheils nur zu frivolen Zwecken anzuwenden, zu Krieg, Glanz, Beamtenluxus?" — „Kommen Sie heraus aus Ihrem Himmel!" sprach Murray. „Hier ist ein Unwürdiger, der diese Rechtfertigung nicht verdient. Ich weiß es, der Staat hat gegen das Verbrechen, das ich meine, kein Naturrecht, kein Recht, dem es gelänge, die Gründe irgend eines alten römischen Rechtslehrers zu entkräften, er hat nur ein fiscalisches, ein Recht der Nothwehr. Allein man braucht nur in sein Inneres zu greifen und den kategorischen Imperativ des Herzens zu fragen. Der sagt: Mögen auch die Menschen nicht erröthen, die an dem großen Prägstempel der Münze stehen und in's Gelag hinaus Geld schlagen und noch dazu aus Papier; der, der dem Staat diese gedankenlose Fabrikation nachmacht, ist ebenso unmoralisch wie oft der Staat selbst! Der Staat sagt: Der Werth, den ich hier benenne, ist das öffentliche Vertrauen! Gestattet es das öffentliche Vertrauen, daß man auf seinen Werth hin Geld macht, wohlan! Das große Sündenregister der öffentlichen Anleihen und des Papiergeldemittirens wird sich einst furchtbar rächen; aber der Einzelne, der nicht einmal die Chimäre jenes Vertrauens, den Kredit, den Glauben auf Ruhe und Frieden und allgemeinen Wohlstand für sich hat und nur zu seinem Gelüste Geld schlägt, ist ein Elender, und das war ich, Louis, entschuldigen Sie mich nicht!"

Louis bekämpfte seine Aufregung, setzte sich und sah voll Theilnahme milde auf Murray, der ein so strenges Gericht über sich selbst hielt. Als sich Murray von dem Zittern, das seine Stimme befallen hatte, allmälig erholte, fragte ihn Louis, ob er denn im Stande gewesen wäre, eine so schwierige Aufgabe allein durchzuführen?" — „Jemand half mir!" sagte Murray, und wollte ihn nicht nennen. — Aber Louis sagte: „Ihr Bruder half! Sie sprachen von einer Explosion, die ihn blendete. Sie rührte von Ihren gemeinschaftlichen Arbeiten her." — Murray schwieg eine Weile, dann fuhr er gesammelt fort: „Ich muß Ihnen die volle Wahrheit sagen, Louis, denn nur, wenn Sie alles wissen, können Sie mir so helfen, wie es mich für den Rest meines Le-

bens beruhigen soll. Ich habe viel zu vollenden, viel zu wagen. Ihren Beistand will ich mir durch Aufrichtigkeit verdienen." Louis gelobte nochmals jede Hülfe und vor allem die heiligste Verschwiegenheit.

Drittes Kapitel.

Die Falschmünzer.

„Es war an einem stürmischen Octoberabend wie der heutige," erzählte Murray. „Nur später war es schon. Die Nacht war schon hereingebrochen. Ich wohnte in einem Hause mit jener Frau, die mich liebte. Wir waren im Begriff, die Stadt nächstens zu verlassen und uns nach Italien zu begeben. Den Grund sollen Sie bald erfahren. Schon sechs Monate lang hatt' ich in aller Stille ein Verbrechen getrieben, zu welchem mich wahnsinniger Ehrgeiz verleitet, frivole Philosophie ermuntert hatte. Im obern Stockwerk des umfangreichen Hauses, dessen zweite Etage ich bewohnte, hatt' ich eine Kammer, in welche ich niemanden einließ, als meinen Bruder, den ich selbst aufgesucht und, da er in zerrütteten Umständen lebte, für meinen Anschlag gewonnen hatte. In jener Kammer baute er einen Schmelzofen, fertigte eine Prägmaschine für die von mir gemachten Stempel und fand sich Nachts zu gewissen Zeiten bei mir ein, wenn ich aus nicht ganz werthlosen Mischungen Goldstücke schlug. Mit kleinerer Münze befaßte ich mich nicht. Mein Talent zum Kupferstecher machte mir nebenbei die Fabrikation des Papiergeldes zu einer leichten, wenn auch nur langsam auszuführenden Aufgabe. Ich freute mich der gelungenen Beweise meines Talents und lachte zu den Besorgnissen meines Bruders, dem ich nie von dem falschen Gelde gab. Es waren ansehnliche Summen, die ich allein und innerhalb der großen Welt in Umlauf setzte."

„Betrüger haben Sie betrogen," sagte Louis, „Verschwender haben Sie getäuscht, Dieben mit gleicher Münze gezahlt —"

„Das entschuldigt nichts," entgegnete Murray, hielt eine Weile schmerzlich inne und fuhr dann fort: „In jener Nacht sollte uns eine Mischung gelingen, auf welche ich besondern Werth legte. Sie war für die kleinen Hülfswerkzeuge, die uns in jener Kammer zu Gebote standen, zu stark und endete mit einer Explosion, die den Ofen zertrümmerte und eine so gewaltige Lohe aufsteigen ließ, daß wir eine Feuersbrunst befürchten mußten. Der Zufall wollte, daß in demselben Augenblicke, wo ich an diesem einen Auge, mein

Bruder an beiden geblendet wurde, zwei andere eigenthümliche Momente eintraten. Meine Freundin war schon seit einiger Zeit in einem aufgeregten krankhaften Zustande. Sie wachte Nächte lang. Nicht nur sie, sondern auch ein schon längst gegen mich obwaltender Verdacht Andrer, organisirt durch einen in das Haus gezogenen spähenden Polizeibeamten, kamen fast zu gleicher Zeit an die Stelle, wo auffallend genug das fürchterliche Unglück geschehen war. Mein Bruder hatte im Moment der Explosion geschrieen. Wie ein vom Blitz Gestreifter taumelte er hin und her, während die Thür aufgerissen wurde und meine erschreckte Freundin, die zu einem an einer versteckten Treppe befindlichen Cabinet meiner Wohnung einen eigenen Schlüssel hatte, mit ihrer Kammerfrau hereinstürzte. Sie hatte die nicht zu bewältigende Flamme in dem zum Hof hinausgehenden Kämmerchen in der Nacht sogleich aufschlagen sehen, hatte schreien hören und war hinausgestürmt, um zu sehen, ob ich in Gefahr wäre. Sie entdeckt die Verwirrung, in der ich mich befinde, ihre Begleiterin wirft Kleider auf die Flamme, um diese zu ersticken, sie werden im Nu von der furchtbaren Hitze verzehrt. Der Anblick der auf der Erde liegenden zerstreuten Goldstücke, die geheimnißvollen Geräthschaften, der wimmernde Bruder, der mit Wasser seine Augen kühlen will und wie ein Kind weint, da er nichts mehr unterscheiden, das Nächste nicht sehen kann, mein eigener Augenschmerz, dazu die beiden Frauen und das inzwischen eintretende Pochen von herbeieilenden Menschen an der Hauptthür, das Klingeln, der Ruf im Hofe: Feuer! Feuer! Ich begreife nicht, daß mich nicht augenblicklich Raserei ergriff. Aber ich verlor die Besinnung nicht. Mit Bestimmtheit drängt' ich die Frauen zurück und stieß ihnen den Bruder nach. Alle drei gingen durch das Cabinet und die kleine Lauftreppe in die Wohnung der Freundin. Ich band ihnen den Bruder auf die Seele. Nun räumte ich rasch in der Kammer auf, ließ den Ofen ausbrennen und rückte alles, was die Flamme hätte ergreifen können, aus ihrer Nähe fort. Dann erst öffnete ich und stellte mich heiter, überrascht, als ich das ganze Haus versammelt sah, das mir Hülfe anbot. Man brachte nassen Sand. Die Gefahr ging vorüber. Aber ich selbst wurde bald darauf verhaftet. Meine Wohnung wurde untersucht. Man fand alles das bei mir, was man längst geahnt hatte." — „Und Ihr Bruder?" fragte Louis. — „Der arme Geblendete!" fuhr Murray, den die Erinnerung an diese Schrecken weiß wie die Wand bleichte, fort. „In die Wohnung meiner Freundin einzudringen wagte man nicht. Da man sich meiner versichert hatte, fand der Unglückliche Zeit, am Morgen mit einem Miethswagen aus dem Hause geschafft zu werden. Sein erstes Gefühl war das, Hülfe bei dem Manne zu suchen,

bei welchem damals noch unsere Schwester diente, dem langjährigen Freunde unserer Eltern, einem Thierarzt, dem Scharfrichter Lehmann. Dort gab er vor, sich in seiner Schmiede durch zu nahe Berührung der Gluthausströmung des Heerdes und einen Fall geblendet zu haben. Er blieb bei der Schwester, der er sich vertraute. Man suchte ihn, den man für meinen Mitschuldigen hielt, in der Schmiede und fand ihn nicht. Seine Frau lebte nicht mehr. Sein Knabe, ein nicht besonders geistesstarkes Kind, konnte keine Auskunft geben, ich im Kerker verweigerte sie. So galt er für entflohen, wurde mit Steckbriefen verfolgt, und kein Mensch dachte daran, ihn an einem so unheimlichen Ort, wie die Scharfrichterei vorm Thore war, aufzusuchen. Er hatte in der That das beste Asyl getroffen und konnte meinem unglücklichen Prozesse in Ruhe zuwarten."

Murray schwieg eine Weile, um sich zu erholen und sich über dem Eindruck, den diese Erzählung auf Louis machte, zu sammeln. In Louis' Brust stockte der Athem. Sein Herz war beklommen. Seine Hand fühlte sich ihm selbst eisig an. „Meine nächsten spätern Schicksale," fuhr Murray fort, „will ich übergehen. Ich wurde zu einer vieljährigen Kerkerhaft verurtheilt. Ich habe alle Ursache, anzunehmen, daß ich die Dame, die einen Baron Grimm zu lieben glaubte, durch die Maske, die ich gezwungen war, nun abzuwerfen, öffentlich noch nicht so sehr compromittirte, als dadurch, daß ich mich mit ihr durch ein Band verbunden hatte, das grenzenlosester Leichtsinn geschlossen. Gewandt und gefällig, wie ich war, hatte ich bei ihr keinen Widerstand gefunden, und ich muß es Ihnen sagen, und darf es als das eigentliche Ziel meiner Beichte nicht verschweigen — sie trug damals, als der Roman des Barons Grimm ein so schreckliches Ende nahm, unter dem Herzen —" — „Sie wird Ihnen keinen Haß genährt haben, wenn sie unter ihrem Herzen ein Pfand der Liebe trug!" sagte Louis. — „Doch, mein Freund!" fiel Murray ein. „Und ich verdiente ihren Haß. Meine Täuschung war zu elend. Deshalb zürn' ich ihr auch nicht; zürn' ihr nicht, wenn sie der bösen Frau, die in ihrer nächsten Umgebung lebt, gestattete, einen Mordplan gegen mich anzulegen. Ich will Ihr Herz nicht betrüben, Louis, indem ich Ihnen die Rache schildere, deren zwei verletzte und gedemüthigte, wilde, vor Verzweiflung rasende Frauen fähig sind." — „O sagen Sie mir alles!" — „Nein, nein! Genüge Ihnen, daß ich Gelegenheit fand, einem Angriff auf mein Leben zu entgehen. Ich entfloh —" Murray deutete die näheren Umstände seiner Gefangenschaft und Flucht nach jenen Thatsachen an, die er früher auf der Brandgasse der unglücklichen Auguste Ludmer erzählt hatte. „Erst auf dem Meer," fuhr er fort, „als ich nach Amerika floh,

kamen mir ergebenere Gedanken und der Trotz auf meine Kraft und das Gefallen an meiner Wildheit nahmen ab. Ich betrat den Boden der neuen Welt mit ernsten Vorsätzen. Ich nahm, da ich englischer Sitte vollkommen mächtig war, einen englischen Namen an —" — „Murray —" — „Morton nannt' ich mich." — „Und wovon ernährten Sie sich?" — „Von derselben Kunst, die ich misbraucht hatte. Ich wurde wieder Kupferstecher." — „Und jeder Versuchung widerstanden Sie?" — „Du hörst mich, Herr! Ich kann sagen, jeder!" — „Reichte der Erwerb hin, Ihre verwöhnten Ansprüche zu befriedigen?" — „Das war's, mein Freund! Ich gab diese verwöhnten Ansprüche auf. Ich habe gefunden, daß wir glücklich sein können, wenn wir einmal mitten in unserm Leben innehalten, stillstehen, alles ändern und wieder zurückgehen können. Was macht uns so unglücklich, was treibt uns so von Extrem zu Extrem, als diese athemlose Begier, ein Leben, so wie es, ich möchte sagen, in Schuß gekommen, zu Ende zu bringen? Ja, wir wachsen anfangs empor, und wir kommen von Jahr zu Jahr vielleicht in günstigere Lagen. Aber wehe uns, wenn wir immer diesem Zuge des Schicksals, dieser freundlichen Gunst der Gestirne nachgeben! Das Bett, einmal erweitert zum Genuß, will dann auch immer gefüllt sein. Eine Existenz, einmal bequem und behaglich angelegt, wird unsere Qual, unsere Folter, unsere Verlockung zur Sünde. Der Emporkömmling, der nicht mehr zurück kann, wird immer scheitern. Verwirren sich seine Begriffe von Recht und Tugend nicht in dem Drange des Erwerbs, so sinkt er erschöpft am Ende seiner Tage zusammen. Der Zwang, jenes bequeme Bett seiner Existenz immer gleich weit auszufüllen, hat ihm jede Freude des Lebens geraubt."

„Jetzt verstehe ich," sagte Louis, „warum so viele Handwerker in Paris zwanzig Jahre fleißig sind und dann auf's Land ziehen, um weniger arbeiten und sicherer genießen zu können." — „Das nenn' ich einen Epikuräismus," antwortete Murray, „den ich nie empfehlen werde. Man soll nicht früher aufhören zu arbeiten, ehe nicht die Hände und der Muth erlahmen. Nein! Ich richtete mich in Newyork sogleich arm und bescheiden ein. Die Anmaßungen des Barons Grimm lagen hinter mir. Man nannte mich den Diogenes in der Tonne und wollte darin Geiz finden, daß ich so wenig ausgab und doch viel verdiente —" — „Thaten Sie das?" — „Ja, mein Freund! In Amerika ist jede praktische Kunstfertigkeit hochgeehrt. Ich erwarb deshalb viel, weil ich wenig brauchen wollte. Ich habe ein nicht unansehnliches Vermögen gesammelt, noch reicher aber bin ich an innern Erfahrungen. Ich verschloß mich auf der neuen Erde dem Menschen nicht. Ich prüfte die Charaktere und unterrichtete mich über die

Einrichtungen. Die Gewissensbisse, die an mir nagten, führten mich auf das Bedürfniß der Versöhnung. Glauben Sie nicht, daß ich ein bigotter Christ geworden bin; aber ich gestehe Ihnen, daß ich eines Mittlers bedurfte. Der Mittler Jesus, den uns das Christenthum bietet, sprach mir wie ein verborgener Freund. Er sagte mir nichts von dem, was man wohl so gewöhnlich in den Kirchen hört, er sagte mir: Du bist ein Mensch und hast gesündigt! Deine Bahn war gestört, aber vielleicht führte Dich die Störung auf den rechten Weg, den Du nie gefunden hättest, wenn Du ohne Innerlichkeit, als leidlich guter Mensch so fortgegangen wärest! —" Sie schlossen sich einer Sekte an?" fragte Louis, dem mit dieser religiösen Wendung des Gesprächs eine neue Verklärung auf Murray fiel, ohne daß er sich hätte eingestehen können, daß er ihm deshalb lieber geworden wäre. Er hing, wie jeder junge Mann, an seinem irdischen Beruf und an einer reinen Weltlichkeit unserer nächsten großen Bestimmungen und mistraute sogar dem Einflusse der religiösen Betrachtung auf die Energie, die er von den Menschen der Jetztzeit verlangte. — „Ich schloß mich keiner Sekte an," erklärte Murray, „sondern beobachtete nur. Wiedergeboren im Geist kann man nur in sich selbst werden. Was ich innerlich gelitten, verschuldet, mir vorzuwerfen und abzubüßen hatte, eignete sich das für die Mittheilung? Ich dachte mir jedesmal, wenn ich die Sekten in ihren Cirkeln beten hörte: Wenn ihr wahrhaft gottselig seid, muß euch der Kampf um den innern Frieden leichter geworden sein als mir! Ich betete für mich. Auch hab' ich nie hinaufbeten können zu einem großen Wesen, das außer mir wäre. Das hätte mich nicht erquickt und erfüllt. Wie kann mich etwas erquicken, was nicht aus mir selbst strömt? Die Macht des Gebetes liegt in der Ruhe, die sich nach ihm auf unser Inneres breitet. Ich betete, ich kann wohl sagen, zu mir selbst. Ich betete zu dem tiefen Geheimniß, das in meiner Brust schlummert und mir alles das entgegenhält, was gut und schön und unsere Pflicht ist. Das Böse lag klar vor meinen Augen. Ich verschönerte es nicht, ich entschuldigte es nicht durch bunte Farben. Ich sah es in seiner ganzen verworfenen, abschreckenden Gestalt und entrann dieser Gestalt, zu reinern Genien mich flüchtend, die mir ihre rettende Hand boten. Aber was ich auch that, um mich zu läutern, nichts wäre mir gelungen, wenn ich nicht die Freuden einer bescheidenen Lebensweise gesucht und mich an Entbehrung gewöhnt hätte. Mein einziger Luxus waren Reisen in das Innere der Staaten, die mir unendlich lehrreich wurden und unter anderm auch die Freude bereiteten, den Mann kennen zu lernen, der meinen Geschwistern die Kunde meines Todes brachte —" — „Wie ist es nur mit diesem Tode?" fragte Louis, ergriffen

von der weichen und sanften Stimme, womit Murray seine religiösen Empfindungen ausgesprochen hatte.

„Wenn, mein junger Freund," fuhr Mnrray fort, „die Aussöhnung des innern Menschen mit sich selbst und die Wiedergeburt im Geist darin liegt, daß man jede Kluft zwischen seinem Schicksal und seiner Ergebung in dies Schicksal ausfüllt, so muß ich Ihnen gestehen, daß es zwei Dinge gab, die beim erwachenden Glück meiner Seele die Freudigkeit derselben doch störten. Der eine Gedanke, der mich peinigte, war die Furcht vor dem Lose, das mich in Europa heimgesucht hatte. Der andere die Erinnerung an meinen Sohn —" — „Wissen Sie nichts von Ihrem Kinde? Es ist ein Sohn?" fragte Louis theilnehmend. — „Es ist ein Sohn —" — „Und keine genauere Kunde haben Sie von ihm?" — „Nicht mehr, als was ich Ihnen erzählen werde. Jene beiden Gedanken folterten mich —" — „Auch der Ihrer Flucht? Wie wäre denn das? Wie konnte Sie der Gedanke an Ihre Rettung foltern?" — Murray schwieg eine Weile, dann sagte er: „Sie stehen, ein reiner, unbescholtener, in sich friedlicher Jüngling, auf dem Standpunkt nicht, der der meinige werden mußte. Ich habe dem Herrn gedankt, als ich mir sagen konnte: Diese Flucht rettete Dein Inneres! Im Kerker hättest Du mit der Kette geklirrt und Dir in ungeberdigem Zorn den Schädel an der Wand eingerannt. Erst durch die Flucht fandest Du die Stimmung, in Dir einzukehren und über Dich den Stab zu brechen —" — „Also um so mehr!" — „Wie ich aber Frieden mit mir selbst hatte, wissen Sie, was mich peinigte — ?" — „Doch nicht der Vorwurf, daß Sie dem ungerechten Acte dieser weltlichen Gerechtigkeit nicht genügt haben?" — Murray schwieg und wurde nachdenklicher. — „Sie antworten nicht? Wär' es möglich, daß Sie die Absicht hätten —" — „Mich den richterlichen Behörden hier selbst wieder auszuliefern?" fragte Murray lächelnd und richtete sein Auge lange auf Louis, der diese Verirrung des von ihm so hoch geschätzten Mannes nicht zu begreifen im Stande war. „Nein, nein," sagte er. „Das ist keine lebenskräftige Tugend mehr! Das ist mönchische Selbstqual! Das ist Hypochondrie!"

„Haben Sie keine Sorge, mein Freund," begann Murray, „daß ich die Thorheit besitze, in diesem Punkt blindlings einem Gefühl zu folgen. Wie wenig reif dieser Gedanke bei mir ist —" Er zog sein Terzerol und fuhr fort: „Beweise Ihnen diese Waffe, mit der ich im Stande wäre, meinem Leben ein Ende zu machen, wenn ich so unglücklich sein sollte, erkannt zu werden. Und doch hass' ich Selbstmord! Und ich möchte Christ sein! Sie sehen, daß ich noch nicht zur rechten Erleuchtung und Einigkeit mit mir selbst gekommen bin!" — Louis erwiderte nichts. Der

Anblick der Waffe machte ihn stutzig. Er konnte bei Murray eher alles als eine gewaltsame Beendigung seines Lebens durch eigene Hand voraussetzen. Mit seinen religiösen Grundsätzen schien diese Drohung nicht übereinzustimmen.

Murray verstand sogleich, was seine letzten Worte bestätigend in Louis' Seele vorging. „Nicht wahr," sagte er, „wie wenig entsprechen solche Entschlüsse dem Bilde, das Sie vielleicht von mir gewonnen haben! Ich spreche von Selbstmord! Erkennen Sie daraus, wie wenig ich in mir selbst schon reif und klar geworden bin! Ein völlig unbestimmtes Tasten im Dunkeln verwirrt mich noch, wenn ich an diese Gefahren denke. Soll ich sie aufsuchen? Soll ich sie fliehen? Eine Stimme in meinem Innern sagt: Kehre am Schluß Deines Lebens in den Anfang zurück und dulde, was Du dulden mußtest —!" — „Nein! Nein! Sprechen Sie das nicht aus!" rief Louis und unterbrach Murray aufs heftigste. „Sagen Sie nicht, daß man verpflichtet wäre, dieser irdischen Gerechtigkeit Wort zu halten! Wenn irgendwo, so ist hier das Recht der Nothwehr an seiner Stelle. Sie würden diese Gerechtigkeit nur beschämen, wenn Sie in den Kerker zurückzukehren wünschten." — „Nein, mein Freund, ich würde noch mehr thun," sagte Murray, „ich würde sie veranlassen, großmüthig zu sein; ich würde die Aufmerksamkeit des Publikums auf mich ziehen, belobt, gerühmt, gepriesen werden — kann ich das wollen? Müßt' ich nicht das gerade verachten? Nein, mein Freund, nicht sich selbst angeben, sondern angegeben werden, fortgeschleppt von der Gerechtigkeit, die sich der Beute freut, das, das könnte leicht mein Schicksal sein —". Louis wehrte gewaltsam diese melancholischen Aeußerungen und fast mit den Händen ab. Es war ihm, als träte einer der alten Märtyrer aus den Nebeln der Geschichte und drängte sich an den Holzblock, nur um für Christus zu sterben und bald seinen Heiland zu sehen.

„Nun, nun," entgegnete Murray und streckte ihm das Terzerol entgegen. „Sie merken da, daß ich noch ziemlich weltlich gesinnt bin, wenigstens so lange" — fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu — „bis ich meinen Sohn gefunden habe."

„Sprechen Sie davon, Murray! Das ist tröstlicher für mich."

„Ich sehe aus Ihrem Eifer Ihre Liebe. Nun wohlan! Der zweite mich peinigende Gedanke ist mein Sohn. Ich weiß, ich ahne es, daß er im Elend lebt, verworfen, verkümmert. Wenn er noch lebt! Ich hatte keine Ruhe über diesen Gedanken. Ich weiß, daß ihn seine Mutter verstieß, weiß, daß sie ihn, wenn er noch lebt, hassen wird, wie sie den Vater haßte. Es giebt unblutige Mörderhände! Man kann tödten — o mein Freund —

tödten mit Gift und Dolch, das ist alt! Tödten aber mit scheinbarer Liebe, übertriebener Pflege, durch tausend Mittel der Bosheit, die langsam, aber sicher treffen — ach, auch das ist erwiesen, wenn auch meist im Dunkel begraben und nur für das jenseitige Gericht reifend. Aber ein noch langsamerer Tod durch Unterlassungen, ein sittlicher Mord durch Nichterziehung, Verwilderung, Elend, sehen Sie, Freund, das alles steht klar vor mir, stand vor mir, seit ich mein Elend begriff, und meine Ruhe, meinen Frieden stört dies Bild so, daß ich mir verworfen vorkomme, wenn ich die natürliche Pflicht, die mir die Ordnung der Natur aufgegeben, aus jämmerlicher Feigheit um mein eigenes Los hintansetzte und von dieser Erde scheiden wollte, ohne mich nicht noch wenigstens einmal umgeblickt zu haben, wo das Kind sich befindet, das sich so jammervoll durch sündige Aeltern ins Leben stehlen mußte."

Louis war von diesen mit Weihe ausgesprochenen Worten erschüttert. „Ja," sagte er, Murray's Hand ergreifend, „das ist ein Gefühl, hoch zu ehren, heilig und edel! Diesem Gefühle widmen Sie Ihr Dasein, aber ihm schonen Sie es auch! Denken Sie an Ihren Sohn! Suchen wir ihn! Retten wir ihn, wenn er noch lebt und durch die Wuth einer betrogenen Mutter zu den Ausgesetzten und Verdammten dieser Erde gehört!"

„Das war meine Aufgabe," fuhr Murray fort. „Ich raffte mein Vermögen zusammen, nahm Abschied von den Wenigen, die mich kannten, und schrieb jenem Mann, den ich einst auf seiner Farm am Missouri kennen lernte und von dem ich wußte, daß er zum Continent zurückkehrte, er sollte meinen Verwandten, die ich ihm bezeichnete, einiges Geld überbringen und sagen, daß ich todt wäre. Als mir einfiel, daß ich großen Gefahren entgegenging, ließ ich den Verdacht entstehen, als lebt' ich wirklich nicht mehr —" — „Heunisch sagte mir," bemerkte Louis, „daß die Ursula und der Schmied von einem todten Bruder geerbt hätten." — „Tausend Dollars ein jedes." — „So wird es sein. —" — „Ich komme nach Deutschland. Was beginnen? Leb' ich noch, entdeck' ich mich den Meinigen, so setz' ich mich der Gefahr aus, erkannt, ergriffen zu werden, und meine Mühen um den Sohn wären vergebens." — „Ja, Murray, schließen Sie sich ein! Lesen Sie! Arbeiten Sie! Denken Sie! Ich will für Sie handeln. Ich! Was wissen Sie von Ihrem Kinde, wo wollen Sie hoffen, es wiederzufinden?" — „Fünf Monate nach meiner Verhaftnahme," erzählte Murray, „erfuhr ich durch einen Besuch meiner Schwester, der mir als Abschied gestattet wurde, weil ich mein Urtheil erfahren hatte, daß meine Freundin einige Wochen nach jenem verhängnißvollen Abend die Stadt verließ

und ihr schrieb, sie sollte sich in einen nahe gelegenen Ort begeben, um dort eine Mittheilung zu empfangen. Meine Schwester stellte sich ein, traf jedoch nur jene ältere Vertraute, die ihr erklärte, in vier Monaten etwa würde ihre Gebieterin von einem Kinde genesen, das mir elendem Menschen angehörte. Sie würde diese Erlösungsstunde von dem qualvollsten Zustande in einem Dorfe, das ihr näher bezeichnet wurde, abwarten und sich bis dahin in Verborgenheit halten. An dem Tage, wo sie die Anzeige der bevorstehenden Geburt empfangen würde, sollte meine Schwester kommen und das Kind abholen. Man wollte ihr ein für allemal eine nicht unbedeutende Summe zahlen, wenn sie das Kind als das ihrige annähme und einen Schwur leistete, nie mehr im Leben von diesem Vorfall und Verhältnisse Erwähnung zu thun. Wenn sie es verspräche, so könnte sie gewiß sein, daß die hohen und einflußreichen Verwandten der Dame alles aufbieten würden, das Los ihres gefangenen Bruders, dieses ruchlosen Abenteurers und Betrügers, zu mildern. Meine Schwester Ursula, entsetzt noch von dem Anblick des blinden ältern Bruders, voll Theilnahme für mich, mehr aber noch gereizt durch den Gewinn, versprach das zu erwartende Kind zu sich zu nehmen und für dessen Schicksal zu sorgen. Acht Tage vor meiner Verurtheilung hatte die Entbindung von einem Knaben stattgefunden. Meine Schwester hatte dreitausend Thaler empfangen, klagte mir aber, daß sie davon schon dem blinden Bruder die Hälfte hätte abgeben müssen. Dieser war noch immer an dem schrecklichen Ort, wo meine Schwester in Diensten stand. Freilich hatte sie jetzt diesen Platz zu verlieren. Ihr Herr hatte meines Bruders Verbrechen erfahren und würde nicht gelitten haben, daß sie und vollends noch mit dem Kinde bei ihm geblieben wären. Wo ist denn nun das Kind? fragt' ich damals, und wohin willst Du Dich mit ihm wenden? Meine Schwester hatte zu allen Zeiten etwas Verwirrtes und Seltsames. Statt auf meine Frage zu antworten, antwortete sie darauf selbst mit Fragen. Nach allem, was mir Franziska Heunisch von ihr erzählte, wundert es mich nicht, daß sie in ihren alten Tagen geradezu die Art einer Hexe hat. Wenn's nur erst über den grünen Klee ist! sagte sie damals. Was sie damit meinte? fragte ich. Ist das Kind schwächlich? Ist es krank? Wie wird es genährt? In diesem Augenblick, erfüllt von der ganzen gewaltsamen Theilnahme für ein Wesen, das mir noch für die Zukunft einen gewissen Zusammenhang mit dem Leben gab, trat der Gefängnißwärter ein. Die Frist der Unterredung war abgelaufen. Ursula mußte fort. Besorg' alles gut! sagt' ich noch und drückte ihr die Hand, nicht voll Rührung, sondern voll Ingrimm. Sie ging, antwortete auf meine Frage

nicht mehr und — das ist alles, was ich von meinem Kinde weiß und als leidige Beruhigung mit hinüber nahm in die Neue Welt."

Louis erwiderte, daß hier ja Anhalt genug zum weitern Forschen gegeben wäre. — „Das wohl," sagte Murray, „aber ich ahne nichts Gutes von dem Ergebniß. Eine Nachfrage bei jenen Frauen —" — „Leben sie noch?" fragte Louis rasch. — „Sie leben noch!" sagte Murray. „Sie leben in Glück und Freude! Ich will sie nicht stören in der Ruhe ihrer Herzen, wenn diese Herzen ruhig sind." — „Ah," sagte Louis, „doch nur weil es gefährlich ist, den Verdacht solcher Tigerinnen zu wecken. Denn sonst —" — „Ich will keine Rache," erklärte Murray. „Hätt' ich auch ein Recht dazu? Kaum hätt' ich zur Strafe für das, was mir wirklich Schlimmes von ihnen widerfuhr, ich Betrüger, ja ein Recht! Bei ihnen wagt' ich nicht zu forschen. So ging ich — schaudervoll zu sagen — wo ich zuerst um das Schicksal eines so elend auf die Welt gekommenen Wesens nachfragte. —" — „Am Hochgericht!" — „Entsetzliches Gefühl, mit dem ich die Anhöhe hinaufstieg, die zur Schädelstätte der Verbrecher führt! Wie tief ritzten die Dornen, die ich mir selbst aufs Haupt setzte, in's Fleisch! Wie blutete ich unter dem Druck des Märtyrerthums der Reue, zu dem ich mich freiwillig darbot! Ich klopfte an die Pforte der unheimlichen Wohnung auf der Höhe und fragte nach dem Doctor Lehmann, so nannte man sonst den Pächter. Er war längst todt. Sein Nachfolger wußte nichts von Ursula Mahrzahn, nichts von Jakob Zeck. Ich ging den Berg hinunter, als wenn feurige Flammen unter mir aus dem Boden schlügen. Ach, ich nahm es für eine gute Vorbedeutung, daß man hier nichts von dem Vergangenen wußte. Eine neue Generation hatte die alte verdrängt. Die Vögel sangen in der Luft, die Ernte stand so voll und hoch und reif. Ich setzte mich ins Korn unter blaue Blumen und dankte Gott, daß ich nichts erfahren hatte." Murray schwieg eine Weile, um sich zu erholen. Dann fuhr er fort: „Ich suchte den Wächter meines Gefängnisses auf —" — „Den fürchteten Sie nicht?" — „Er hatte mich entfliehen lassen — ich entdeckte eine Tochter jenes braven Mannes, jenes Mädchen —" — „Das Sie zu Grabe begleiteten? O glauben Sie mir," rief Louis, „was Sie für Herbststurm gehalten haben, als Sie an der aufgeschütteten Erde des Friedhofes standen, das waren Chöre der Engel, die ein Requiem der armen Seele sangen und Ihnen ein Hosianna!" — Murray lehnte dies Lob ab und fuhr in seinen Angaben fort: „Von jenem Mädchen hört' ich zum ersten Mal, daß eine Ursula, die sich Marzahn nennt, mit jenen Frauen noch in einem gewissen

Zusammenhange steht. Nach diesem Namen forschend, hört' ich, daß Marzahn der Name eines verstorbenen Försters in fürstlich Hohenberg'schen Diensten war, dessen gegenwärtiger Nachfolger Heunisch ist. Den Namen Franziska Heunisch hört' ich zuerst bei meiner Nachbarin Luise Eisold, dann von jenen Feinden dieses jungen Mädchens, die mich veranlassen wollten, sie zu entführen. In dem Drang, den Beziehungen meiner Verwandten auf die harmloseste Art näher zu kommen, ging ich scheinbar auf die mir gemachten Vorschläge ein —" — „Von wem kamen sie?" sagte Louis. „Wie oft versprachen Sie mir diese Aufklärung!" — „Lassen Sie mich schweigen," sagte Murray. „Sie würden sie strafen wollen und mir nur Verfolgung zuziehen, die ich jetzt nicht wünschen kann. Genug, ich wußte nun von Franziska, von den Märtens, Ihnen und Ihrem gutmüthigen Nebenbuhler Heinrich Sandrart, daß Ursula Marzahn und ihr Bruder Jakob Zeck beim fürstlich Hohenberg'schen Dorfe Plessen wohnen. Ich folgte Ihnen. Ich schützte Ihre Freundin. Und da bin ich nun und weiß nicht, wie ich, ohne von den Todten leibhaft aufzustehen, nach dem Schicksal jenes Kindes forschen soll, das in allen meinen Anfragen nach der etwaigen Umgebung dieser Menschen nie genannt worden ist. Wie ich jenes Mädchen auf dem Wege des Lasters fand, wer weiß, ob ich meinen Sohn nicht als Verbrecher finde."

Es schlug zehn Uhr vom Kirchthurm im Dorfe. Es war kalt geworden. Es war vergessen worden, im Ofen nachzulegen. Murray fröstelte wie ein Fiebernder. „Sie sind krank? Sie regten sich auf? Was haben Sie?" sagte Louis Armand. — „Das erste Gefühl einer Frau, die Mutter wird," antwortete Murray lächelnd, „das ist Fieberfrost. Mein Geständniß hab' ich abgeschüttelt. Sie werden es pflegen und schützen. Aber es überrieselt mich doch —" — „Besprechen wir morgen," sagte Louis, „die Mittel, um bei der Schwester und bei dem blinden Bruder nachzuforschen, welches Schicksal einem Kinde geworden ist, das der Zufall ihnen einst anvertraute." — „Keine Uebereilung!" rief Murray, indem Louis Murray den einen Leuchter gab, während er selbst den andern ergriff. „Gute Nacht für heute! Sie suchen einen Sohn, edler Mann! Nehmen Sie vorläufig mich an seiner Statt. Sie haben mich erschüttert und das Gefühl der Wehmuth, das seit einiger Zeit über mich und einige Freunde gekommen ist, vollends aufgelockert bis zum tiefsten Lebensernst. Es giebt denn doch nur wenig Wahrheiten, die uns so zufällig wie aus der Luft zufliegen und sofort unsern innersten Menschen befriedigen können. Aus der eigenen Brust heraus müssen wir weise werden, aus dem Bedürfniß unserer eigenen

Seele zum Guten gelangen. Dank! Dank Ihnen für Ihr Vertrauen! Sie haben es nicht verschwendet. Der Fremdling ist Ihr Freund, Ihr Schüler, Ihr Sohn!"

Murray sah sich im Zimmer noch etwas mißtrauend um, leuchtete an das Fenster, bemerkte, daß der Sturm etwas nachgelassen, schloß die Fenster, bedeckte seine kleine Werkstatt, schloß den Flügel und konnte sich nicht so rasch vom Zimmer trennen. „Ist es mir doch," sagte er schon im Gehen, „als wenn diese Wände zu viel erfahren hätten! Oder ergreift mich ein Bangen in der Nähe meines Bruders? Ich glaube, er würde mich trotz seiner Blindheit erkennen, wenn er meinen Athemzug hörte —" — „Träume der Aufregung, Murray! Beruhigen Sie sich! Ihr Geheimniß schlummert in meinem Herzen!" Murray drückte Louis die Hand und folgte in das Vorzimmer, wo Louis schlief. Er selbst ging über den Corridor in ein entgegengesetztes Gemach, das er gerade aufschloß, als die Kirchthurmuhr schon ein Viertel auf elf Uhr schlug, eine Stunde, wo auf dem Lande selbst im Sommer, wie vielmehr jetzt, alles im tiefsten Schlummer liegt.

Der Morgen brach an, wie der Abend endigte. Das Wetter hatte sich nicht aufgeklärt. Derselbe nebelgraue, feuchte Himmel. Louis hätte ihn so gern seiner Stimmung gemäß freundlicher gewünscht. Er sprang aus dem Bett und bekleidete sich. Er fühlte das lebendigste Bedürfniß, Murray freundlich zu begrüßen und ihm durch seinen eigenen unbefangeneu Sinn die Angst zu nehmen, die uns befällt, wenn wir, verführt von einer günstigen Situation, zu gewagt aus uns heraustraten und über uns mehr enthüllten, als wir sonst dem Blick der Menschen zu verrathen gewohnt sind. „Jetzt hab' ich wenigstens die Beruhigung," sagte Louis, auf den Vorrath von Büchern, die Murray mitgebracht hatte, blickend, „daß Sie in der Zeit, wo ich suchen werde, die Verhältnisse Ihrer Geschwister genauer zu erforschen, eine Beschäftigung haben." — „Ich werde verstimmte Musik machen, lesen, eine Visitenkarte für Ihr Geschäft stechen und mich so nützlich als möglich zu machen suchen."

Justizdirector von Zeisel kam, um seinen Morgengruß schon in aller Frühe zu bestellen und sich die Ehre auszubitten, morgen beide Herren bei sich zu Tische zu sehen. Louis blickte auf Murray, der sich entschuldigte und die Gründe widerlegte, weshalb auch sein junger Freund Anstand zu nehmen schien, die Einladung anzunehmen. Frau von Zeisel erhielt später durch ihren Gemahl die Versicherung, daß sie auf die Vermehrung ihres Tisches wenigstens durch ein Couvert rechnen durfte. Der Justizdirector überreichte Louis ein Packet der neuesten Zeitungen und erbot sich zu jeder Gefälligkeit,

die er ihm leider, wie er sagte, nur unter den traurigen Umständen einer so üblen Jahreszeit erweisen könnte. Louis dankte und bat, ihn wegeu Fortsetzung dieser Zeitungen öfters in Anspruch nehmen zu dürfen. Er überließ die Zeitungen Murrast, der nur ein geringes Interresse dafür verrieth, und nahm von ihm für den Lauf des Tages Abschied.

Ein kleiner Wagen hielt vor dem Schloß und rollte dann den Berg hinunter an die düstre Pfarrwohnung Guido Stromer's.

Viertes Kapitel.

Der Ullagrund.

Es war Louis Armand ein eigenes Gefühl, sich zu denken, daß dies niedere Haus die Wohnung jenes Guido Stromer war, dem er, ohne ihn genauer zu kennen, hier und da schon beim Fürsten oder seit einigen Wochen in der Zeitung „Das Jahrhundert" begegnet war. Er warf über das hochgehende Fußleder hinweg einen Blick in das Pfarrhaus und sah an den kleinen Fenstern Kinder, die neugierig auf den Wagen schauten. Irrte er sich nicht, so stand auch eine Frau lauschend hinter der Gardine. Die Rouleaux waren halb niedergelassen. Blumentöpfe standen drinnen auf den Fensterbrettern. Die Linden, die das Haus im Sommer beschatteten, wären entlaubt. Der ganze Eindruck war der der Einsamkeit, der in einem wehmüthigen Widerspruche stand zu dem Vater dieser Kinder, dem Gatten dieses Weibes, der jetzt vielleicht noch von den Anstrengungen einer vornehmen Abendgesellschaft ermüdet, im Bette lag oder für die große Welt wirkte in der rauschenden Hauptstadt.

Die Thür des Hauses ging auf und ein langer schlank aufgeschossener junger Mann trat heraus, in einem grauen verschlissenen Mantel, eine Brille vor den Augen, einen alten rothen Regenschirm in der Hand. Einige Bücher steckte er eben in die Brusttasche des Mantels, als er rasch von den zwei Stufen, die vor der Hausthür die Schwelle bildeten, mehr herabstolperte als schritt, um unter dem Regen hinweg bald in den Wagen zu kommen. Der Knecht öffnete das Deckleder, Louis rückte zur Rechten und grüßte mit der Entschuldigung, daß er sich dieses Wagens mit ihm zugleich bediente, um zu Herrn Ackermann zu fahren.

Herr Oleander mußte sich bücken, um unter dem Schirmdach der kleinen Halbchaise Platz zu finden. Erröthend sagte er einen Guten Morgen und bemerkte, daß er schon wüßte, mit wem er

diesmal zu fahren das Vergnügen hätte. Während Beide schweigend dahinfuhren, gestaltete sich Louis im Hinblick auf die öde Natur ein französisches Gedicht, das ihm später von Siegbert folgendermaßen übertragen wurde:

Du grauer Nebel, spinnst Du Leichentücher?
Singst, heisrer Vogel, Du ein Todtenlied?
Erschrickt das Auge, das im Buch der Bücher
Die letzten Blätter aufgeschlagen sieht?
Sie fallen nieder, die Natur haucht leise
Ihr letzt' Geheimniß aus und will sich ruhn;
Da hebt sich schüchtern, unterm Wintereise
Ein grüner Halm, die Frage: Was kommt nun?

Kommt wieder Lenz und prangen alle Blüthen
Auf Feldern nur, im grünen Gartenhag?
Begrüßen wir mit hochgeschwung'nen Hüten
Nicht endlich auch der Freiheit Frühlingstag?
Bleibt alles so im alten Weh und Kummer,
So wie die Sterne gehn am Himmelszelt?
Derselbe Tag? Derselbe nächtge Schlummer?
Nicht endlich, endlich jetzt die neue Welt?

Was ist sie denn? Nur dann und wann ein Lächeln
Auch in den Seelen wie des Maien Luft!
Ein Zephyr Menschenliebe! Nur ein Fächeln
Der Hoffnung an die kranke Menschenbrust!
Du muntrer Quell, Du frohe Wiesenblume,
Zieht froh're Augen zu Euch niederwärts!
Zum Blüthenast, zum Sternenheiligthume
Blick' ängstend und entsagend nicht das Herz!

Wie müßt' es schön auf dieser Erde werden,
Umfing' einst die Natur zu gleicher Zeit
Auch dieses Lebens nackteste Beschwerden
Mit ihrer Liebe buntem Feierkleid!
Ein Zauberland, wo auch die Herzen sprossen,
Das Leben selbst in solchen Farben lacht,
Die wie ein Regenbogen ausgegossen —!
Bleibt alles Traum nur einer Winternacht?

Die Dohle krächzt — die Nebel hüllen alles
In der Verzweiflung graues Einerlei.
Die Todtenglocke läutet dumpfen Schalles
Und ruft den Hoffenden: Vorbei! Vorbei!
Der Stein bleibt Stein — Nie wird die Welle fließen
Zum Berg hinan — Was kann im Eise ruh'n!
Gott läßt uns wohl die ersten Blumen sprießen,
Doch seine Wunder — soll'n wir selber thun!

Das kleine Gefährt kam dem Ullagrunde näher, an dessen Einfahrt Ackermann ein Haus bewohnte, das der reiche Bauer

Sandrart in einem Anfall von Prachtliebe für sich selbst erbaut hatte, doch immer noch nicht bewohnen mochte, weil er sich schwer von seinem gewohnten Giebeldache trennte. Es lag vom Wege zurückgebaut und wurde erst erreicht, wenn man einen gewaltigen Hof mit Ställen und Scheunen hinter sich hatte. Trotz des Regens, trotz der dem Ackerbau keinerlei Beschäftigung darbietenden Jahreszeit, war es in diesen Räumen nicht still. Man hörte dreschen, hämmern, sägen. Ackermann hatte sich schon jetzt auf seinem Pachthof die Menschen gemiethet, die er erst mit dem Frühjahr in eine neue, großartige Thätigkeit einführen wollte.

Louis war ausgestiegen und unter dem schützenden großen rothen Regenschirm der Frau Pfarrerin von Plessen neben Oleander über gekieseltem Boden hingeschritten. Erst jetzt besann er sich auf das, was er Ackermann zu sagen hatte. Er beschloß sich so einzuführen, als wollte er eine zufällige Anwesenheit auf dem Schlosse Hohenberg benutzen, um dem Fürsten von seinem neuen Pächter einen Gruß und manches nützliche Versprechen für die Zukunft zu bringen. Um ein weiteres Erforschen der Absichten des Pächters war er unbesorgt. Schon der erste Blick auf die wachsende Niederlassung zeigte ihm, wie ernst Ackermann seinen Beruf ergriffen hatte.

Eine hinzugesprungene Magd nahm mit freundlichem: „Guten Morgen, Herr Candidat!“ Oleander's rothen, durchnäßten Regenschirm in Empfang und spannte diesen, mit neugierigem Blick den zweiten Ankömmling musternd, in der großen reinlichen Küche aus, die sich gleich zur Linken, dicht am Eingange befand. „Herr Ackermann zu sprechen?“ fragte Louis. Indem öffnete sich im Gange eine hintere Thür und ein junges Mädchen huschte, Oleander'n grüßend, rasch in eine entgegengesetzte hinüber. Louis bemerkte, daß Oleander, der seinen Mantel auszog, erröthete. Es giebt wenig Eindrücke, die so lieblich sind wie ein junges Mädchen in einer Toilette, die für's Haus berechnet ist, rasch durch ein Haus oder einige Sprünge über die Straße hüpfen zu sehen. Louis zweifelte nicht, daß dies Selma gewesen. Er erinnerte sich des Knaben, den Ackermann damals, als er ihm die Pachtung zugestand, bei sich hatte.

Oleander, ohne sich um seinen überbescheidenen Begleiter weiter zu kümmern, ging mit einigen Büchern, die er aus dem Mantel genommen, in jenes Zimmer, in welches eben das junge Mädchen entschlüpft war. Louis wurde von der Magd in das Zimmer gegenüber gewiesen.

Er klopfte an. Beim Eintreten in die warme behagliche Stube fand er Ackermann auf dem Sofa liegend, eine Cigarre im Munde, eine Zeitung in der Hand, vor sich deren noch eine größere Anzahl und eine Menge Bücher. Kaum hatte Louis sein erstes Wort

gesprochen, als ihn Ackermann schon erkannte, sich vom Sofa erhob und ihm die Hand zum Gruße bot. „Seien Sie uns willkommen, Herr Louis Armand!“ sagte er. „Was führt Sie in dieser traurigen Jahreszeit zu uns Einsiedlern? Gewiß schickt Sie der Prinz, dem meine Briefe zu kurz und oberflächlich sind?“ — „Kennen Sie mich noch?“ fragte Louis. — „Ich vergesse so leicht kein Antlitz, das ich mir einmal einprägte. Und wie sollt' ich das Ihrige vergessen, das mir die Botschaft brachte, für das Wohl und Wehe des Fürsten sorgen zu dürfen.“ Louis wollte von Zufälligkeiten, die ihn herführten, reden, aber Ackermann unterbrach ihn mit der aufrichtigen Erklärung, er fände es ganz in der Ordnung, wenn einmal bei ihm Visitation gehalten würde. „Verstehen Sie sich auf die Landwirthschaft?“ fragte er.

Louis verneinte und veranlaßte Ackermann zu einer ausführlichen Auseinandersetzung über das, was er schon geleistet und noch zu leisten hoffte.

„Der Prinz wird eine Freude haben, von all' den Dingen zu hören!“ sagte Louis mit aufrichtigem Herzen. — „Um so mehr wird er es,“ fiel Ackermann ein, „als ich aus den Zeitungen hier sehe, daß er ja ganz auf die hohe See der Politik hinaussegelt. Er ist Minister geworden. Glauben Sie, daß ihm dieser Wirkungskreis Freude machen wird?“ — „Egon gehört zu den Naturen, die ihren Genuß in der Arbeit finden,“ antwortete Louis und erzählte von Egon, den Ackermann noch immer mit Dankmar verwechselte. Er hatte den Prinzen selbst noch nicht gesehen. Er nahm, wie damals die ganze Reisegesellschaft, Dankmarn für ihn. Und Jedes interessirte ihn am Prinzen. Doch sagte er: „Nach allem, was ich durch Sie und durch ihn selbst weiß, überfällt mich dann oft ein sonderbarer Zweifel, wenn ich seine Aeußerungen in der Kammer lese. Ich finde ihn außergewöhnlich schroff.“ — „Er ist von seinen Ueberzeugungen erwärmt,“ antwortete Louis Armand, der die Voraussetzung Ackermanns, daß er den Prinzen persönlich zu kennen glaubte, überhört hatte. — „Er ist erwärmt,“ entgegnete Ackermann, „aber solche Ueberzeugungen sind kalt für Andere. Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß es in Frankreich eine politische Partei gab, die der Doctrinäre! Ihre Politik compromittirte das Königthum. Man nennt sie die Politik der Professoren. Aber es ist gar nicht gesagt, daß die Doctrinäre Professoren sein müssen. Auch Kaufleute und Advocaten können es sein, wenn sie bestimmte Doctrinen um jeden Preis geltend machen wollen. Die Politik der jetzigen Uebergangszustände unserer Staaten ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst. Wer dem Geist der Massen mit einer Lehre, und sei es welche es wolle, entgegentritt, findet Widerspruch von allen Seiten. Ich fürchte, daß sich

Egon außer seinen politischen Gegnern, die an und für sich schon durch die Parteien und deren Interessen gegeben sind, auch noch die Theoretiker auf den Hals ladet. Kennen Sie diese Rede? Ich finde sie bereits zu excentrisch für ein so junges Ministerium." Ackermann zeigte auf eine Stelle der Zeitung, die er Louis hinhielt und welche lautete: „Denn, meine Herren, woran leidet unsere Zeit? Am Mangel einer sichern und festen Lehre über den Staat? Glauben Sie das nicht! Sie leidet an einem Mangel an Geduld und Prüfung. Sie leidet am Mangel der Unterordnung und des bescheidenen Bewußtseins seiner nächsten Pflichten. Wo Sie hinblicken, werden Sie arbeitende Köpfe und feiernde Hände finden. Ein jeder bildet sich ein, wenn nur die theoretische Formel, das mathematische Gesetz unserer Existenz gefunden wäre, so würde sich diese sogleich danach ändern ohne unser Dazuthun. Die Gesellschaft ist, sagt man, krank. Sie ist es, ich leugne es nicht. Aber die Heilung liegt in uns, nicht in den Geheimmitteln der bisher gerufenen Aerzte. Woran fehlt es überall? An einer Diät der Geister. Enthaltsam, nüchtern, streng gegen sich selbst zu sein, wem fällt das noch ein? Luxus ist die Vorstellung des Reichen und des Armen. Die Phantasie gaukelt sich in den kühnsten Idealen von Erdenglück, und suchen will niemand das Erdenglück, nur finden wollen es alle. O, meine Herren, diese Welt kommt mir vor wie das Spiel der Kinder, wo alle Feldherren, keiner Soldat sein will. Vergeben Sie mir, daß ich mich an Sie selbst wende, an Sie, die hier versammelten Gesetzgeber eines großen Staats. Ich ehre das Recht des Volks, sich die Bevollmächtigten seiner Wünsche zu wählen. Aber, gestehen Sie, auf jeden von Ihnen kommt, ehe er gewählt wurde, eine solche Fülle der Aufregung, an jeden knüpfen sich so viel Leidenschaften des Ehrgeizes und der Streitsucht, daß man ernstlich für eine Gesellschaft fürchten muß, die so durchwühlt wird vom Unbestimmtesten, so in fieberhafter Hast auf ihre Entscheidungen wartet, so nur vielleicht wartet, bis sich ein jeder von Ihnen als Persönlichkeit und Träger des ihm geschenkten Vertrauens würdig zeigt. Ich ehre Ihr Recht der Prüfung, aber fragen Sie Ihr innerstes Herz, ob Sie hier alle auf diesen Sesseln sitzen in dem Bestreben, das Staatsleben zu vereinfachen und nur die Thatsachen geltend machen zu wollen, die . . . (Murren. Unterbrechung.)" — „Lesen Sie nur weiter!" sagte Ackermann. Louis las, indem sich seine Züge verdüsterten: „Eine Stimme: Sie sprechen für den Absolutismus. Der Ministerpräsident. Ich nehme das Wort auf, das Sie mir zurufen. Ja, was nennen Sie Absolutismus? Glauben Sie, daß ich eine der Freiheiten verkümmern will, die diese Zeiten dem Volke gegeben? (Neue Unterbrechung.) Eine Stimme: Das

dürfte unmöglich sein. Der Ministerpräsident. Ich verachte den Absolutismus früherer Zeiten, den diese Tage niedergeworfen haben. Es ist ein gefälltes Ungethüm, das vom Schwert des Zeitgeistes St-Georg getroffen zu Boden liegt. Der Absolutismus der Polizeigewalt und der partriarchalischen Despotie wird nie wieder sein Haupt erheben dürfen. Aber ich frage Sie auf Ihr Gewissen, ob Sie den Staat, wie ihn die Geschichte einmal nicht als Zufallsproduct der Privilegien, sondern als Naturproduct der Gesellschaft, der Existenz, des Lebenmüssens, meine Herren, des Lebenmüssens überliefert hat, ob Sie, sag' ich, diesen Staat je für etwas nur Relatives halten können? Eine Stimme: Sophistik! Der Ministerpräsident: Sophistik? Sagen Sie Logik, mein Herr! Wer es ehrlich mit dem Wohl der Menschheit meint, kann keinen Staat, und wär' es den kleinsten, zufälligsten, für etwas Relatives halten, für ein zufälliges Ergebniß ewig schwankender Bestimmungen. Das Absolute im Staat ist die Gesellschaft! Das Absolute ist der gegebene Mensch! Dieser Absolutismus soll das Ruder aller Politik sein oder die Politiker werden Verräther am allgemeinen Wohl, Friedensbrecher, Rebellen nicht gegen den Fürsten und die Krone allein, Rebellen gegen den Armen, der leben soll und nicht leben kann, Rebellen gegen das große Räthsel unsres Daseins, das man zu lösen haben wird nicht in den Lehrstuben der Doctrin, nicht in den Bureaux der Beamtenwelt, nicht in den Palästen, sondern in den Hütten, in den Werkstätten, in den Kranken- und Siechenhäusern, ja auf den Friedhöfen, meine Herren, unter den Gräbern. Denn leider, erst der Tod ist das gelöste Räthsel des Lebens. (Rauschender Beifall von beiden Seiten des Hauses.)"

„Da sehen Sie nun," unterbrach Ackermann den erschütterten Louis, „wie die Phrase den Menschen regiert!" — „Hier ist mehr als Phrase!" sagte Louis. — „Nennen Sie es lieber," antwortete Ackermann lächelnd, „ein Einlenken auf die übliche Heerstraße der Rhetorik! Ich gestehe, bei allem, was ich nun seit acht Tagen vom Fürsten in diesen Berichten gelesen habe, bewundern zu müssen, wie er es versteht, die Schlagworte der Zeit in Augenblicken der Gefahr zu Hülfe zu rufen. Aber ich sehe, er escamotirt sie. Er ficht mit den Waffen seiner Gegner. Er entwindet ihnen die Rappiere, die sie gegen ihn brauchen wollten, und schlägt vortreffliche Paraden. Noch ist mir nicht klar, ob er ein bewußter Taschenspieler des Begriffs ist. Nur ehrlich sein! Nur aufrichtig, Prinz! Er soll sagen, ich bin ein Absolutist! Ich bin beauftragt von der Monarchie, ihre schwankende Sache zu führen! Was windet er sich so durch die Doctrin von Arbeit und Thätigkeit und Existenz —!" — „O mein Herr," unterbrach Louis den skeptischen Agronomen, der in diesem Augen-

blick an die hohe Stellung seines Patrons nicht dachte, „diese Doctrin ist heilig und für den Fürsten unendlich wichtiger als die Spitzfindigkeiten der Advocaten." — „Die lieb' ich nun erst recht nicht, die veracht' ich wie unser lieber Fürst! Aber Sie sehen aus dieser kleinen Probe seiner schwierigen Stellung — Sie werden die Sitzungen mit Aufmerksamkeit verfolgen — Mein Exemplar steht Ihnen immer zu Diensten — lesen Sie und bald werden Sie merken, daß sich Egon mit dieser Theorie von der Entsagung und der Pflichterfüllung der Menschen in eine Sackgasse verliert, in der ich für ihn sehr viel Unglück erblicke. Es ist von Genf her etwas Calvinistisches in ihm stecken geblieben und trotz der schönen Melanie ist er Puritaner. Ich wollte, ich dürfte ihm einmal den Text lesen —" Ackermann fiel in einen so warmen, vertrauten, liebevollen Ton über Egon, daß Louis nicht umhin konnte, ihn zu fragen, was er ihm dann wohl sagen würde? — „O," antwortete Ackermann, „Sie sind sein Freund, er hat Ursache, Sie zu lieben; denn durch das wunderbare Labyrinth seiner Jugend haben Sie ihn treu geführt. Lehnen Sie dies Lob nicht ab! Aber wenn Sie ihn von mir grüßen und ihm Versicherungen geben wollen über das, was ich Ihnen von der Praxis meiner Pläne noch zeigen werde, so sagen Sie nur, in der Politik verirrte er sich! Ihm, das säh' ich schon, wären Kammerauflösungen, Verfolgungen, Einkerkerungen ein Leichtes. Bald wird er die Mittel, um auf friedliche Art zur Herrschaft seiner Theorieen zu kommen, verbraucht haben. Er soll sich, sagen Sie ihm das, er soll sich vor den gewaltsamen Mitteln in Acht nehmen; die sind zweischneidig und treffen ihn selbst. Es ist gar nicht möglich, in unserer Zeit blos das Evangelium der Pflichten zu predigen. Es ist sogar grausam, den Menschen lediglich auf die Arbeit zu verweisen. Wer arbeitete denn nicht gern? Nur die Belohnung fehlt, nur der Genuß fehlt. Und davon soll er sich los zu machen suchen, daß er sich nicht in den Grenzen hält! Ich sage, man schlage der Menschheit das Kapitel von der echten Freude auf, das irgendwo in unserm Herzen geschrieben stehen wird. Egon wäre gut, eine Quäkerkolonie zu gründen. Da mag er sein Evangelium der Pflichten, seine Theorie der Arbeit lehren. Der Adel und die Beamten werden so viel, als sie von seiner Lehre brauchen können, auspressen und ihn selbst dann als einen politischen, närrischen Ascetiker beiseitewerfen. Er bläst zu rauh, dieser Boreas! Er soll sich den Sonnenschein zu Hülfe nehmen!" Hieran schloß Ackermann die Einladung, über Mittag zu bleiben. Louis erwiderte mit Grüßen von Leidenfrost, Nachrichten über die sehnlichst erwarteten Maschinen.

Ackermann ergriff ein leichtes Käppchen und forderte Louis auf, ihm in den Hof zu folgen. Die Magd brachte einen Schirm und erhielt im Vorübergehen die Weisung, daß sie sich hoffentlich auf ein Couvert mehr eingerichtet hätte. Die Magd nickte resolut, als wollte sie sagen: Was denken Sie, Herr Ackermann! Alles besorgt! Sie sagte aber: „So politisch werd' ich doch sein!" Diese Aeußerung kann uns auffallen; denn sie war gerade jene unpolitische Liese, dieselbe Magd, die beim Heidekrüger Justus unter den Weltstudien ihres Herrn so viel gelitten hatte und jetzt in diesen neuen Dienst getreten war, während Justus in der Residenz den großen Charakter spielte.

Rasch eilten die Männer über den Kieselboden und das nasse Hofpflaster dahin. Louis überzeugte sich erst jetzt, wie jugendlich das Aussehen des Generalpächters war, wie hoch und schlank sein Wuchs, wie hochgebildet sein ganzes Wesen. Er mußte sich sagen, daß Ackermann einst gewiß eine der schönsten männlichen Erscheinungen war. Sein Auge hatte etwas Durchdringendes, seine Stirn glänzte edel und hell, Nase und Mund waren von Feinheit. Sein Wesen hatte etwas Harmonisches. Oft erinnerte er Louis an Personen, die ihm im Leben schon werth geworden waren. Jetzt knüpfte der Generalpächter an jeden Raum, den er seinem Besuch in den Wirthschaftsgebäuden öffnete, lehrreiche Auseinandersetzungen. Schon erblickte Louis im Geist die rührigen Hände, die hier einst wirken und arbeiten sollten. Auch in die amerikanische Mühle führte ihn Ackermann. Hier wurde von Zimmerleuten rege gearbeitet; auch den Schlag des Hammers auf Eisen hörte er und nicht wenig war er erstaunt, als er den blinden Zeck erblickte, der mit seinem Sohn gemeinschaftlich auf einem kleinen in den Boden eingerammten glühenden Heerde die Klammern und Haken nachträglich erweichte, die in diesen oder jenen Balken getrieben werden sollten. Ackermann zeigte auf das arbeitende Paar und sagte: „Es ist eine merkwürdige Sicherheit, wie der Blinde bei den schwersten Aufgaben verfährt. Wie ich hierher kam, hatt' ich ihm von einem in Amerika verstorbenen Verwandten, über den ich eigentlich nach seinem Wunsch schweigen sollte, eine kleine Erbschaft zu bringen. Diese Leute macht ein Besitz gleich wunderlich. Wie ich mich hier niederließ, bot er mir das Geld an, um sich an meinen Unternehmungen zu betheiligen. Er verhieß mir sogar noch das, was ich einer in der Nähe wohnhaften Schwester ausgezahlt hatte." — „Ursula Marzahn —" forschte Louis. — „Sie kennen die Frau?" — „Sie wohnt im Forsthause —" —

„Ich habe sie in meinem Leben einmal gesehen und muß gestehen, daß sie zu den Menschen gehört, von denen man sagt,

sie hätten den bösen Blick.“ — Ackermann trat zu den beiden Zecks hinüber, die ihn ehrerbietig grüßten. Es drängte Louis zu hören, wie sich Murray's Bruder, den er nur bei Bestellung der Stimmschraube ganz flüchtig gesprochen, äußern würde. „Ich sehe,“ sagte Ackermann, „Ihr seid beide hier. Habt Ihr denn Leute gefunden, die in der Schmiede arbeiten?“ — „Zwei, Herr,“ sagte Zeck und hielt ein glühendes Eisen seinem Sohne hin. Dieser nahm es mit der Zange und setzte es an dem Balken, wohin es gehörte, behutsam ein, während der Blinde folgte und mit dem Hammer zuschlug, richtig die Stelle treffend, wo die Kraft seines Armes nöthig war — „Zwei, Herr!“ wiederholte er. „Im Frühjahr haben wir ihrer noch mehr.“ — „Aber nur ja gewandte Arbeiter,“ verlangte Ackermann, „mit denen Ihr Ehre einlegt. Wir bekommen viel zu schaffen. Unsere Wägen machen wir uns selbst. Es soll bei uns schon rüstig hergehen.“ — Der Alte verzog die Miene zu einem sonderbaren Lachen, das jedoch offenbar Wohlgefallen an der Arbeit und wahrscheinlich die Hoffnung auf Gewinn ausdrückte. Zugleich lag Neugier darin. Denn Zeck hatte gehört, daß Ackermann nicht allein kam. „Dies ist der Besuch vom Schlosse,“ sagte Ackermann, nach dem herangetretenen Louis hinsprechend, „er freut sich, wie wacker es Euch von der Hand geht.“

Der alte Zeck riß die Augen auf und nickte nach der Seite hin, wo er sich Louis dachte. Der Anblick dieses Blinden stand diesem in einem für sein Gefühl erschütternden Zusammenhang mit allen ihm bekannten Thatsachen. „Wir kennen uns,“ sagte Louis, und um nur über die mögliche Erwähnung seines im Schlosse gebliebenen Begleiters rasch hinwegzukommen, bemerkte er: „Drum fand ich es auch soeben in Eurer Schmiede nicht zu lebhaft hergehen.“ — „So, Herr?“ sagte Zeck, „ja, es sind zwei Arbeiter eingetreten. Der eine versteht sich auf feine Sachen und kann als Klempner arbeiten. Aber sie sind faul. Die Schraube an dem Klavier können Sie uns schon anvertrauen.“ — „Sind Sie musikalisch?“ fragte Ackermann. — Louis war es im Gesang, aber nicht auf dem Klavier. Er konnte die Wahrheit nicht umgehen und mußte einräumen, daß ihn noch ein Freund begleitet hätte, der kränklich wäre, zurückgezogen auf seinem Zimmer lebte und sich mit Musik unterhalte. Zeck horchte gespannt und Louis' erstaunte, daß der Blinde in seiner neugierigen, dreinlachenden Weise sagte: „Die Brigitte sagt, daß der Herr ja auch etwas vom Fach ist. Er hat's mit Kupfer, wie wir mit Eisen.“ — „Mit Kupfer?“ fragte Ackermann sorglos. Louis, der Murray's Einfall, ihm eine Visitenkarte zu stechen, jetzt ebenso sehr verwünschte wie die Plauderhaftigkeit ihrer Be-

dienung, bemerkte, daß sein Begleiter chemische Experimente machte und zuweilen auf Kupferplatten ätzte. Als sich Ackermann zum Gehen wandte, bemerkte er: „Ein Verwandter dieses Blinden nannte sich schon in England Morton und war ein Kupferstecher. Wie er zu diesem Namen kam, hat mir keiner von ihnen klar machen wollen. Es sind versteckte, unheimliche Menschen.“ — „Auch Morton?“ frug Louis, ohne an dem Namen Morton statt Murray Anstoß zu nehmen.

„Morton war ein Sonderling,“ sagte Ackermann. „Ich lernte ihn auf eigene Art kennen. Mit einem nicht minder eigenthümlichen Mann, dem Diplomaten Otto von Dystra, reiste er durch die Vereinigten Staaten, beinahe immer zu Fuß, viel rüstiger, als ich ihn in nicht gar langer Zeit darauf in Newyork wieder antraf. Die beiden Wanderer kamen an den Missouri, wo ich unter Engländern meine Niederlassung hatte. Sie hörten meine verstorbene Frau in der Farm ein deutsches Lied singen. Sie hatte eine helle, zum Herzen dringende Stimme. So klopften sie an mein Thor und blieben lange genug, um die Sängerin schätzen zu lernen. Otto von Dystra wohnte als russischer Consul in Newyork. Er war ein Tourist von Profession, hatte die halbe Welt gesehen und war der eigenthümlichste Bequemlichkeitsphilosoph, der mir je vorgekommen.“ — „Verstehen Sie darunter einen Epikuräer?“ fragte Louis. — „Einen Epikuräer dem Geiste nach,“ sagte Ackermann. „Es giebt Epikuräer der Sinne. Ein solcher soll z. B. Justizrath Schlurck sein, der früher hier schaltete. Epikuräer nach dem Geist, das sind Menschen, die auf alles nach Wohlgefallen dilettiren, jede Wahrheit zu schätzen wissen, ohne sich für eine zu erklären, Männer des Studiums und eines unermüdlichen Wissenstriebes, Reisende, denen es nirgends Ruhe läßt, Verschönerer der Natur, mit einem Worte Menschen, die glücklicherweise so reich sein müssen, wie Otto von Dystra, um sich so durch die Welt tummeln zu können, wie er es liebt.“ — „Und ein solcher Komet paßt in die russischen Bahnen?“ — „Für Petersburg schwerlich. Aber Rußland hat die weise Art, seine Diplomatie nach den Ländern einzurichten, in denen sie wirken soll. Die deutschen Gesandten des Zaren sind halbe Gelehrte, seine italienischen sind Kunstliebhaber, die französischen sind Liebhaber der Intrigue, die englischen sind Wettrenner und Dandies. In Nordamerika läßt sich der Zar durch eine Art Republikaner vertreten, die in den Ton und die Denkweise jener Länder einzugehen verstehen. Dem reichen Kurländer Otto von Dystra hat man vergebens große Summen geboten, um die eigentliche Botschafterstelle im stilleren Washington anzunehmen. Er begnügte sich mit dem Consulat

in Newyork, weil ihm dadurch Gelegenheit zu Menschenstudien wurde, die ihm die liebsten sind. Daß er jetzt in Europa, in unserer Nähe ist, überrascht mich. Ich versäumte von ihm Abschied zu nehmen. In Europa kann der Zar diese Persönlichkeit zu keinem seiner Zwecke brauchen, und vollends nicht, da er abschreckend häßlich ist." Von Morton berichtete Ackermann, daß er sich wahrscheinlich in einem Anfalle von Hypochondrie das Leben genommen hätte.

Ackermann und Louis waren während dieser Mittheilungen wieder zu dem Wohnhause zurückgekehrt. Louis vertieft in die Möglichkeit, daß sich Ackermann und Morton begegneten. Er merkte kaum, daß ihnen ein Kind entgegengesprungen kam und gerufen hatte: „Selma's Stunde ist aus! Zum Essen, Onkel!"

Ackermann bemerkte, daß diese Kleine dem Pfarrer von Plessen, Herrn Guido Stromer, angehörte und von ihm und Selma auf längere Zeit in den Ullagrund genommen wurde. Wäre sie lange genug da, so käme ein anderes von den Kindern an die Reihe, und alle müßten ihn Onkel nennen, damit die armen Kleinen, die einen Vater hätten und doch auch wieder nicht, an Menschenliebe nicht irre würden. Von Oleander bemerkte Ackermann, daß er seiner Tochter täglich Stunden gäbe und man ihn als einen sinnigen, vielleicht zu bescheidenen und träumerischen Menschen schätzen müßte. Die kleine Hedwig, so hieß Stromers zweite Tochter, die gerade jetzt an der Reihe war, im Ullagrunde weilen zu dürfen, zog den Onkel in das Haus und in die Thür, die neben jener Thür lag, die zu Ackermann's Zimmer führte. Geöffnet bot sie den Anblick eines zwar niedrigen, aber traulichen Wohnzimmers. Alle Möbel, von Kirschbaumholz, waren neu und stachen mit ihrem blassen Glanz gegen die dunkle Färbung der Wände angenehm ab. Ein großer Flügel stand aufgeschlagen. In der Mitte des Zimmers war ein runder Tisch einladend gedeckt. Im Ofen prasselte ein behagliches Feuer. Am Fenster stand ein Nähtischchen für Selma. Ueber diesem hing ein Bücherbord mit zwei Reihen englischer und deutscher Classiker. Im Eck stand ein Fachwerk mit bronzenen und gläsernen Nippsachen. Es schienen seit lange gesammelte Andenken. Manches war, ohne Zweifel vom Transport, zerbrochen, stand aber doch wie eine Reliquie, wohlgeordnet unter allerhand kleinen scherzhaften Spielereien.

Oleander, der am Bücherbord in einem Goldschnittbändchen blätterte, grüßte die Ankommenden. „Da steht ja schon die Suppe!" sagte Ackermann. „Wo ist Selma?" — „Sie zieht ein schöneres Kleid an!" verrieth Hedwig Stromer. In dem

Augenblick öffnete sich das Nebenzimmer, und Selma, hocherröthet, sich gegen Louis leicht verneigend und ob der Verzögerung um Entschuldigung bittend, trat herein und gab, sogleich einen Stuhl ergreifend, das Zeichen, daß man sich zu Tisch setzte.

Fünftes Kapitel.

Deutsches Leben, deutsche Liebe.

Selma's Erröthen hatte seinen Grund gewiß nur darin, daß sie sich des Besuchers von jenem Tage erinnerte, wo ihr Vater mit Justizrath Schlurck so heftig aneinandergerieth und Louis mit der vom Vater so sehnlich erwarteten Botschaft eintrat, daß der todtkranke junge Fürst die Anträge des Amerikaners genehmigte. Damals war sie Selmar, der Knabe. Heute sah sie Louis als Mädchen, und so wohlbekannt ihr auch der geringe Stand dieses Besuchs war, so wußte sie doch, wie viel der Fürst auf Louis hielt. Vor aller Welt war sie mit leichter Mühe in die neuen, ihr gebührenden Frauenkleider geschlüpft. Bei Louis ahnte sie zuerst, was sie fühlen würde, wenn sie einmal, wie sie doch hoffte, dem ihr so theuer gewordenen Fürsten Egon selbst begegnen sollte.

Da Louis aus Bescheidenheit, Oleander aus Gewohnheit schwieg, so mußte sich Selma zusammenraffen, um das Gespräch zu führen. Sie legte mit Geschicklichkeit vor. Louis beobachtete ihr Wesen, ihre innere und äußere Erscheinung. Sie war zierlich gewachsen, schlank und behend. Noch von ihrer Knabentracht her trug sie ihr kastanienbraunes Haar kurzgeschnitten, mit einer lockigen Biegung fiel es auf den weißen Nacken. Das Kleid, das sie rasch angezogen hatte, war blau. Ueber den obern Theil desselben fiel ein reicher gestickter Kragen. Ein blaues geripptes Band umschloß die Taille und kreuzte sich unter einer emaillirten Schnalle. Von Fischbein und engem Geschnür war keine Spur. Man hatte in dem Kleide, obschon es weit und vollkommen war, doch den Ausdruck ihrer natürlichen Formen. Das dunkelblaue Auge, die weißen Zähne, ein schöngeschnittener Mund waren die Zierden des lieblichen Antlitzes. Ihr Lächeln machte sie besonders anmuthig. Um den Mund spielte dabei eine Schalkhaftigkeit, die Jeden bestricken mußte.

„O," sagte Selma, als die Suppe von einer zweiten Magd abgetragen wurde, „es ist nur gut, daß ich dem Fürsten einmal durch Sie, Herr Armand, ein ernstes Wort sagen lassen darf.

Ich bin ihm gar nicht mehr gut. Als er in Hohenberg war und ich mit ihm zum Forsthause durch den Wald ging, wie sprach er da so warm und theilnehmend von Amerika! Ich albernes Kind tappte recht wie die Fliege in die Milch, so süßen Zucker streute er auf Amerika. Aber was hab' ich nun erst vor Kurzem von ihm lesen müssen! In der Kammer, wo sie sich im Zank und dem Allesbesserwissen üben, hat er abscheulich über Amerika gesprochen, zu abscheulich! Haben Sie's nicht in der Zeitung gelesen?" schloß Selma und schob dem Vater das inzwischen hereingebrachte Rindfleisch zum Tranchiren hin und machte es ihm mit Messer und Gabel und dem Wegräumen aller hindernden Gegenstände bequem. — Als Louis seine Unbekanntschaft mit diesen Aeußerungen erklärte, wiederholte Selma dieselben fast wörtlich, worüber Oleander erstaunte und sagte: „Fräulein! So gründlich haben Sie bis jetzt noch keine historische Thatsache behalten." Ueberhaupt kam dieser junge Gottesgelehrte aus seiner Einsilbigkeit jetzt etwas heraus. Er hatte es verschmäht, auf den Grund einer Heirath mit dem ältesten Fräulein Gelbsattel befördert zu werden. Er hatte vorgezogen, dies stille und wenig einträgliche Vicariat auf dem Lande zu übernehmen. Louis bemerkte bald, daß der junge Gelehrte, dessen Name ihn an seine eigenen deutschen Verwandte erinnerte, die liebliche Selma in sein Herz eingeschlossen hatte. Aber eine Einladung, die diesem höchst dringend gestern Abend und heute früh die Gemahlin des Herrn von Zeisel an Herrn Ackermann und Fräulein Selma für morgen aufgetragen, hatte er doch vergessen. Erst Louis brachte ihn durch eine zufällige Aeußerung darauf. „Wie dank' ich Ihnen, Herr Armand," sagte er, „daß Sie mich an diesen Auftrag erinnert haben. Sie kennen Frau von Zeisel nicht. Ich versichere Sie, daß sie seit Ihrer Ankunft nicht schläft und über die Vorbereitungen zu dem morgenden Diner alles, alles vergißt, höchstens ihren Stammbaum nicht." Ackermann gab sich ungern darein, zu kommen.

„Nach Tische," sagte Selma, „können wir ja einmal das Schloß besuchen. Noch niemals waren wir in den Zimmern, und immer versprichst Du es, Vater. Jetzt wäre dazu die beste Gelegenheit." Ackermann antwortete darauf nicht. Es schien ihm nicht lieb zu sein, an dies Versprechen erinnert zu werden. Um von diesem Gegenstande abzukommen, gab er Louis Veranlassung, wieder von sich selbst, von seiner Heimat, seiner Jugend, seinen Beziehungen zu Egon, sogar von Louison und Gräfin d'Azimont zu erzählen. Da erst erfuhr Louis, daß Helenens Abreise durch die Zeitungen bestätigt war. Auch der Prozeß der Brüder Wildungen kam zur Sprache und mit träumerischem Sinnen

bekannte Ackermann, daß ihm die Pfarrwohnung in Angerode wohlbekannt war, ja sogar die Genealogie der Brüder. „Hugo von Wildungen," sagte er, „war ein Mann von Strenge, nicht verweichlicht durch den weltlichen Sinn, der die Auflösung der Johanniter in Thüringen, die weithin Besitzungen hatten, zu einem leichten Spiel der Reformation machte. Ich kenne die Familientradition Ihrer Freunde. Den Jüngsten sah ich nie. Den Aeltesten hab' ich oft als kleinen Buben auf meinen Knieen geschaukelt. Ist er Maler geworden, der kleine blonde Siegbert?" Louis wurde nicht müde von den Brüdern zu berichten, und fragte zuletzt, ob er ihnen nicht von Herrn Ackermann eine ausführlichere Kunde bringen dürfte? — „Der Name Ackermann wird im Gedächtniß dieser Kinder nicht leben," sagte Selma's Vater. „Sagen Sie ihnen nichts von mir, wär' es auch nur, um zu verhindern, an die Vergangenheit zu denken. Der Rückblick auf ihre Jugend kann diesen Jünglingen nicht in die schöne violette Färbung getaucht sein, in welcher die thüringischen Berge sich vom Horizont abheben. Ach, sie hatten einen Vater, den alles Mißgeschick verfolgte, eine Mutter, die sich erst über die Brücke der Kinderliebe ganz zum Herzen des Gatten neigte. Um so glücklicher, wenn sie einer märchenhaften Zukunft zusteuern und sich mit entschlossener Hand ihr eigenes Lebenslos zu ziehen wagen aus einer hochgestellten Urne! Sagen Sie ihnen nichts von mir!" Bewegt stand Ackermann auf. Das kleine für ländliche Entbehrungen gewählt gewesene Mahl war zu Ende. Man wandte sich in das offenstehende Zimmer Ackermann's, wo die Kaffeezurüstungen mit Tassen und Kannen schon in aller Stille von den Mägdehänden hergerichtet waren.

Ackermann bot seinen Gästen Cigarren, ohne selbst zu rauchen. „Selma," sagte er, „zeige Herrn Armand, wie wir am Missouri und jetzt an der kleinen deutschen Ulla unsere Feste feiern, damals als die Mutter lebte, und jetzt, wo wir von ihrem Andenken zehren." Selma setzte sich an den Flügel und präludirte einige Takte, während der Tisch abgedeckt wurde und die kleine Hedwig, die schon lesen konnte, fragte, welche Noten sie ihr suchen sollte. „Beethoven!" bat Oleander. — „Fallen Ihnen da die besten Reime ein?" fragte Ackermann. — „Gedanken, nicht Reime," sagte Oleander. — „Und mit dem Beethoven," rief Selma vom andern Zimmer herein, „wirkt bei Herrn Oleander auch die Digestion auf die Phantasie." — „Wie? die Verdauung?" sagte Ackermann. „Schämen Sie sich! Sind Sie da noch ein wahrer Dichter?" — „Ja," bemerkte Oleander erröthend, „leider hab' ich neulich dem Fräulein gestehen müssen, daß ich die prosaische Beobachtung gemacht habe, wie ich unmittelbar

nach Tisch die größte Elasticität des Geistes habe und Bilder, Anschauungen, Gedanken plötzlich finde, die ich sogar in nächtlicher Stille vergebens suchte. Fräulein Selma hat darüber einen Spottvers gemacht. Sagen Sie ihn!" — Statt aller Antwort schlug Selma kraftvoll die ersten Accorde der Sonate pathétique an und schnitt damit die weiteren Erörterungen ab. Ackermann lehnte sich ein wenig in die Sofaecke, Oleander, seinen Kaffee trinkend, folgte dem fertigen und gewandten Spiel des jungen Mädchens, das der Musik zu bedürfen schien, um sich von den ihr vielleicht selbst nicht klaren Empfindungen, die sie beschlichen hatten, zu befreien.

Während noch Selma in dem Adagio begriffen war und mit großer Reinheit die ersten Läufe, perlenden Thautropfen gleich, aus ihren Fingern gleiten ließ, überdachte Louis Armand die Situation, in der er sich befand. Er konnte sich nicht verschweigen, daß in diesem kleinen, einsamen Kreise ein Element waltete, das ihm neu und fremdartig war. Die sinnige kleine Welt des höhern Bürgerlebens, verbunden mit den freien und großartigen Anschauungen eines fremden Welttheils, verbreitete hier eine Atmosphäre, die um so wohlthuender auf ihn wirkte, als er überall im Gespräch auf die Grenze der reinsten Sittlichkeit gestoßen war. Er hatte soviel Ungewöhnliches, Abnormes seit einer Reihe von Jahren erlebt, daß ihm diese Lebenskunst, die hier nach dem Tumult einer großen Reise schon so rasch einen kleinen Tempel der Häuslichkeit hatte aufbauen können, als etwas Ehrwürdiges erschien und er sich dabei nur untergeordnet und als ein Aufnehmender fühlen mußte. Es giebt auch kaum etwas Gefälligeres als einen feingebildeten, weltklugen Vater, der sich ganz der Erziehung eines einzigen geliebten Kindes widmet, in der Tochter die hingeschiedene Mutter ehrt und zuerst für sich allein all die milde Liebe und sittliche Unschuld eines solchen sich entwickelnden jungen Wesens einathmet. Wie bewegt lauschte Ackermann dem unbewußt gefühlvollen Spiel Selma's! Klar erkannte man bei Selma die Absicht, mit ihrem Spiel nur den Beweis ihres Talentes, ihrer Fortschritte, ihrer guten von der Mutter gelegten Grundlage zu geben, und doch war ihr Spiel voll Seele und Schmelz.

Zum Gesange, wozu sie Oleander ebenfalls aufforderte, konnte sie sich nicht entschließen. Dafür suchte sie noch einige andere Meisterwerke hervor und wußte sie mit gleicher Correctheit wiederzugeben. Zuletzt klagte sie, daß sie Kopfweh hätte, und that gegen die beiden Stunden, die sie heute noch bei Oleander zu nehmen hatte, Einspruch. „Laß es mit einer bewenden!" sagte der Vater. „Ich führe indessen unsern Gast noch einmal

in das Gehöft meines Nachbars. Um drei Uhr mögen Sie dann mit unserm guten Oleander zurückfahren, der, wenn wir morgen bei Zeisels sind, dann bis übermorgen von uns verschont ist und einige seiner lyrischen Winterschauer dichten kann." Oleander setzte mit Selma, die sich mit leichter Verbeugung Louis empfahl, in ihrem Zimmer den gewohnten Unterricht fort, den er ihr seit zwei Monaten in Geschichte, Erdkunde, Geschmackslehre, Literatur ertheilte.

Louis verstand die Andeutungen, die über den Vicar gefallen waren, hinlänglich, um sich zu entnehmen, daß er in ihm einen Genossen zu begrüßen hatte, einen Priester der dichtenden Muse. Nun begriff er erst, warum Oleander auf der Herfahrt in sich gekehrt war und an einzelnen flüchtigen Erscheinungen ein so lebhaftes Gefallen fand. Er gedachte des bittern Gedichts, das er heute früh selbst flüchtig entworfen, und belächelte, wie sich da zwei ohne Zweifel im Geschmack sowie im Bereich der Bildung völlig verschiedene Fähigkeiten mit derselben Geistesübung beschäftigten, die Louis einen Act des höhern Cultus zu nennen pflegt. Wohl hätt' er gewünscht zu wissen, was während dessen, daß er selbst an dem Frühling der Welt verzweifelte und von den Blumen geringschätzend sprach, in diesem deutschen Gemüth entstanden sein mochte? Er war zu bescheiden, darnach zu fragen, hoffte aber, sich auf der Rückfahrt diesem einfachen und harmlosen Manne, der für ihn nichts Drückendes hatte, mehr zu nähern.

Es hatte zwei Uhr geschlagen. Ackermann fragte die in der Küche waltende unpolitische Liese, ob auch für die Leute gesorgt gewesen wäre. Die Magd erwiderte: „Wir hatten heute nur acht drüben zu speisen. Wenn's nicht höher kommt, Herr Ackermann, so verlier' ich den Kopf nicht. Auf dem Heidekrug hatt' ich in der Erntezeit oft dreißig Näpfe zu füllen." Ackermann, der wieder den Regenschirm ergreifen mußte, erklärte Louis, daß er sich dies gewandte Mädchen vom Heidekruge herübergenommen hätte, wo die Leute nicht bleiben wollten, seitdem Herr Justus „überstudirt" wäre. „Es ist nun einmal die Art des gemeinen Mannes," sagte er, „daß ihm da nur wohl ist, wo er auf sein Wirken, und wenn es noch so klein ist, ein Auge gerichtet sieht. Als dieser Justus, von dem ich aus den Zeitungen sehe, daß er keine geringe Rolle spielt, noch Oekonom war und auf die Hände seiner Arbeiter sah, hing ihm alles an. Jetzt, wo er seinen Leuten größere Freiheit als bisher lassen muß, sollte man glauben, sie gefielen sich in ihrer Freiheit. Nein, sie wollen dienen, ohne Verantwortung dienen; sie wollen untergeordnet bleiben und haben ihm von dem Tage an gekündigt, daß er in die Kammer trat

und auf Monate Abschied nahm. Es wirthschaftet nun bei ihm ein gewisser Drossel."

Links vom Hause sich auf einen Weg abwendend, der durch ein Stacket ins Freie führte, sagte Ackermann als Vorbereitung zu dem nun folgenden Besuch: „Ich will Sie zu meinem Nachbar führen, der gewohnt ist, daß ich täglich einmal bei ihm vorspreche. Ein Dorfmagnat! Wenn Justus gescheidt wäre, ging' er wie dieser nicht über seine Sphäre hinaus und genösse sein Wohlbefinden mit Behagen. Hören Sie das wohlgefällige Brüllen seiner Kühe aus den Ställen! Seine Schafe liefern eine solide deutsche Wolle! Dieser Bauer läßt sich in seinem Besitz gar nicht taxiren. Die Zinsen fallen bei ihm immer wieder zum Kapital; er schafft buchstäblich nur für die kommende Generation. Und gewöhnlich wird solchen alten Geizhälsen all ihre Vorsicht und Liebe durch den Eigensinn verdorben, der sich der Kinder solcher reichen Eltern zu bemächtigen pflegt." Louis ahnte sogleich, daß ihn Ackermann zu dem Vater des Sergeanten Heinrich Sandrart führte.

Der Regen war nur noch feuchter Nebel, der alles einhüllte, aber der Boden war tief durchweicht. Um eine trockene Stelle zu finden, mußte man bald da-, bald dorthin springen. „Von Bequemlichkeit, Schönheitssinn, von einem gedämmten Wege, von einer gefälligen Allee oder Hecke," sagte Ackermann, „ist bei unsern Bauern nicht die Rede. Nur der unmittelbare Ausdruck des Nutzens hat für sie Werth. Ist das bei Ihnen auch so?" — „Nein," mußte Louis erwidern, „im Süden verräth der ärmste Hüttenbewohner Geschmack. Er ziert sein Häuschen, und wenn es mit einigen Blumenstöcken wäre." — „Es ist wahr," sagte Ackermann, „ich war in Italien! Schon im südlichen Deutschland und der Schweiz trachtet man nach dem Gefälligen, während hier unten alles nur auf den reichsten Erwerb von Schinken, Speck, Würsten, Kartoffeln, Korn und baarem klingenden Gelde hinausläuft." Indem waren sie bei dem Gehöfte des Bauern Sandrart angekommen.

Ein großes Holzthor mußte in ganzer Weite geöffnet werden, um in den Hof zu kommen. An Scheunen und Ställen sah man einen Ueberfluß. Hunde von allen Rassen schossen aus kleinen hölzernen Hütten. Ihr Gebell war eine frohe Begrüßung, denn mit Ackermann waren sie schon befreundet. Die niedrige Eingangsthür des bescheidenen Hauses, dessen einziger Schmuck grell angestrichene roth-grüne Fensterläden waren, hatte eine Klingel, die beim Oeffnen durch das ganze Haus dröhnte. „Sandrart schläft doch nicht?" fragte Ackermann eine alte Magd. Diese schüttelte den Kopf, neugierig auf einen Fremden lugend,

den heute Herr Ackermann mitbrachte. Ackermann öffnete eine Thür, aus welcher beiden der Qualm des überheizten grünen Kachelofens entgegenströmte. Die Decke des Zimmers war niedrig. An den Wänden hingen geringe Kupferstiche und bunte Klexereien. Hinterm Ofen sich ausdörrend saß der alte Sandrart in einem Sorgenstuhl und erhob sich. Eine kleine, stämmige Gestalt in kurzer Jacke mit großen silbernen Knöpfen. Dem runden, ziemlich ebenmäßigen Antlitz konnte man seine gewöhnliche Physiognomie nicht entnehmen, da der Alte verdrießlich schien und sogleich voll Zorn auf einen Brief hinwies, den er heute empfangen hätte.

„Zuerst, bester Nachbar," sagte Ackermann mit ironischer Leichtigkeit, „zuerst stell' ich Euch einen Besuch aus der Residenz vor, Herrn Louis Armand." — Sandrart wußte nichts von diesem Namen und nickte mürrisch verlegen. „O mein Sohn," fing er sogleich an, „mein Sohn, mein Sohn, Herr Nachbar!" — „Schon wieder Kummer über Euern Sohn? Schon wieder Schlimmes von ihm?" — Louis horchte mit Spannung und setzte sich auf einen der gepolsterten kattunüberzogenen Stühle, die im Zimmer standen. „Ich wette, es ist wegen der Heirath Euers Sohnes, Nachbar. Ich hab' es immer gerathen, Nachbar, laßt ihn freien, wen sein Herz begehrt!" — „Die nicht! Die nicht!" sagte der Alte; „und wenn sie sich auch schon dicht hier an die Hausthür hergepflanzt hat!" — „An die Hausthür schon?" sagte Ackermann sich umblickend. „Da seh' ich nur Euere wilden Hunde, denen es bald zu kalt werden wird." — „Drüben im Forsthause ist sie ja!" — „Im Forsthause?" — „Sie haben ja nicht geruht, bis sie nur noch einen Sprung bis zu meinem Weizenkasten hat." — „Sie müssen wissen, Herr Armand," sagte Ackermann launig und scherzend, „Vater Sandrarts Weizenkasten ist sein Geldkasten. Ich möchte doch wohl wissen, wo er steht, Nachbar, dieser Weizenkasten?" — Sandrart lachte pfiffig in sich hinein. Wenn man von seinem Gelde sprach, wurde er heiterer. Heute fiel er aber bald wieder in seinen grimmigen Ton zurück. „So viel weiß ich, drüben ins Forsthaus kommt der Weizenkasten nicht. Ich hab's auch heute dem Heunisch gesagt." — „Waren Sie drüben?" fragte Louis angeregt. — „Das fehlte noch!" antwortete hochfahrend der Bauer. „Ich dem nachlaufen? Hier ist er gewesen, der Heunisch, und hat wieder von der Geschichte angefangen. Ich leid's nicht. Heinrich soll sich nach seinem Stand umsehen und mir ein Mädchen bringen, die mehr versteht als Hauben machen!"

Ackermann war einigermaßen über diese Verwickelungen unterrichtet. „Ist das Mädchen im Forsthause?" fragte er. „Aber, Nachbar, wie ist mir denn, soviel ich weiß, ist das Mäd-

chen Euerm Sohn nicht einmal zugethan. Jeder Brief, den ich Euch vorlesen muß, erzählt von seinem Kummer, daß es Fränzchen mit ihm gar nicht mehr mag wie sonst.“ — „Heimtückerei! Sie wird wohl Gott danken, wenn sie meine Permission kriegt. Mit dem Förster! Mit denen da in dem Forsthaus verwandt? Mit dem Blinden in der Schmiede?“ — „Die haben Geld!“ — „Wer weiß, wie gewonnen! Landläuferisches Volk! Wenn mir der Heinrich so käme — wozu hab' ich denn das Haus aufgerichtet, das Ihr jetzt bewohnt, Nachbar? Wozu ließ ich ihn, den Jungen, lesen, schreiben, rechnen lernen: er bläst die Flöte!“ — Alles das hatte etwas im Ton, das sich nur mit fletschenden Zähnen wiederholen ließ. — „Aber lest mir den Brief, wenn Ihr die Güte haben wollt!“ sagte Sandrart. Er hatte den Brief nur mühsam buchstabiren können und klagte über seine Augen.

Ackermann las ein Schreiben vor, in welchem zuvörderst nur von Schinken, Würsten, Butter und Käse die Rede war. Der Feldwebel ließ danken, drei Unteroffiziere dankten, alle versorgte der Bauer aus dem Ullagrunde mit Lebensmitteln. „Vater,“ hieß es dann weiter, „ich muß Sie recht um Gottes willen bitten, seien Sie christlich mit der Franziska, die nun jetzt doch zu ihrem Onkel nach Plessen ist! Sie hat von mir in Güte Abschied genommen und mir gesagt: „Sandrart, wenn ich im Frühjahr noch lebe und Sie kommen zu Ihrem Vater, so will ich Ihnen recht gut werden, wie eine Schwester.“ Ich weiß nun auch, daß sie gern einen andern möchte lieber leiden; aber ich habe doch von Märtens, die grüßen lassen, auf Ehre und Seligkeit gehört, daß es bei dem nur guter Wille ist und Freundschaft, aber keine reelle Absicht. Sagen Sie ja in das Försterhaus hinüber, daß ich Franziska grüße und ihr wünsche, daß ihr die Zeit nicht sollte lang werden bis zum Frühjahr, und daß ich keinen Ball in diesem Winter besuche. Lieber Vater, ich hätte dieser Tage ein großes Malheur haben können. Ich muß es Ihnen doch auch schreiben, was es war. Es war wieder, was ich Ihnen schon öfters geklagt habe, von wegen meines Lieutenants. Ich hatte, weil die Franziska nun abgereist ist, die Flöte mitgenommen in die Kaserne, und alle hören gern, wenn ich manchmal des Abends blase. So blas' ich vorgestern Abend um fünf Uhr, wie's schummrig ist, und da kommt der Lieutenant hereingestürzt und der Porteépéefähnrich auch und sie fluchen ein Donnerwetter über das andere, weil ich hätte ein demokratisches Lied geblasen. Das war aber nur die Melodie gewesen, die ich —“ — Ackermann meinte, hier wäre etwas verwischt. — „Blus!“ ergänzte der Bauer das verwischte Wort;

blus — blus —" — „Allein," fuhr Ackermann lachend fort zu lesen, „was ist es meine Schuld gewesen, daß die Soldaten alle laut ein Lied sangen, das auf diese Melodie nicht gesetzt ist? Der Lieutenant schimpfte mich einen Strauchbuben und Demokraten über den andern, worauf ich ärgerlich wurde und ihm etwas sagte, was er sagte, daß ich es ihm schon einmal gesagt haben sollte. Ich sagte aber nichts als: Herr Lieutenant, wir sind jetzt nicht im Dienst! Da wurde er toll, zog die Plempe und schrie, daß ich ein Landesverräther und alle Tage capabel wäre, dem König meinen Eid zu brechen! Und eher wollt' er mich niederstechen, wobei ihm der Porteépéefähnrich, Sie kennen ihn ja, es ist der kleine Blonde, er heißt von Flottwitz, den Arm hielt, daß er nicht so schändlich konnte ausführen, was er drohte. Aber eine Rede hielt er nun, daß er schon längst dieses wisse, was die dritte Compagnie zum Abschaum in der Armee mache und daß wir die Cocarde verlieren sollten und solche niederträchtigen Sachen mehr, bis er dann sagte, daß er alles dieses aufschreiben und mich wegen meiner Rebellion auf acht Tage in Mittelarrest bringen würde. Das nahm auch seinen Fortgang. Beim Appell wurde ich vorgerufen und mein guter Major, der Herr Major von Werdeck, für den das Bataillon sein Leben in die Schanze schlägt, sagte mir: Hören Sie, Sandrart, ist es wahr, Sandrart, sagte er, daß Sie ein demokratisches Lied geblasen haben? Herr Major, sagt' ich, ich habe eine Melodie geblasen, worauf die Soldaten einen Vers sungen, der darauf paßt wie die Faust aufs Auge. Was blusen Sie? fragte der Major. „Wenn ich in stiller Mitternacht," sagte ich. Und was sungen die Soldaten? „Was ist des Deutschen Vaterland?" Darauf kehrte sich mein braver Major zu unserm Lieutenant um, sagte gar nichts, sondern nahm seinen Tschako ab. Das war prächtig! Auf unserm Tschako haben wir jetzt nämlich zwei Cocarden, die von unserm Landesvater und die vom deutschen Vaterland. Da sagte er gar nichts, sondern zeigte blos auf die zweite Cocarde, daß die noch giltig wäre, und er ging dann seiner Wege. Der Lieutenant warf mir aber einen giftigen Blick zu und wird mir's wohl noch eintränken. Lieber Vater, es ist hier nicht alles so, wie es sein sollte. Unser Fürst Egon ist Minister geworden! Ich sah ihn heute früh in die Kammer fahren. Der sah aber mal blaß aus. Den werden sie bald mürbe kriegen! Adieu, lieber Vater! Sie brauchen mir vor Weihnachten nichts mehr zu schicken, seien Sie nur freundlich mit Franziska und grüßen Sie sie von mir, auch Herrn Armand, der jetzt auf dem Schlosse ist, aber bald wiederkommen wird. Das ist der, der der Franziska zugethan und sie hat ihn gern, das weiß Gott!

Leben Sie wohl, lieber Vater, und bleiben Sie noch lange am Leben! Dies wünscht Ihr Sie aufrichtig liebender Sohn Heinrich Sandrart, Sergeant in der dritten Compagnie, Leibregiment."

Der Eindruck dieses Briefes war auf jeden der drei Anwesenden ein anderer. Ackermann schien anfangs nur an den naiven Wendungen und dem gutmüthigen Charakter des jungen Bauernsohnes den lebhaftesten Antheil zu haben, stockte aber schon bei der Erwähnung von Egon's bedenklichem Aussehen, dann vollends bei den Worten, die Louis Armand galten, auf den er blicken mußte und in welchem nun der Bauer jenen vielbesprochenen nahen Freund des Fürsten erkannte. Louis Armand's der Nichte des Försters gespendeten Lobeserhebungen beendeten das Gespräch. Man trennte sich wie mit einer unaufgelösten Dissonanz.

Als Ackermann mit Louis allein war, vermied es jener, auf ein Verhältniß zurückzukommen, über das sein Besuch die ihm eigene Reserve beobachtete. Er fühlte „Freundschaft und guten Willen" für Franziska. Zu mehr verstand sich der Halbfranzose auch nicht. Die Nachrichten über Egon bekümmerten Beide und einigten sie wieder nach längerem Schweigen. „Bleiben Sie in des Fürsten Nähe!" sagte Ackermann. „Schützen Sie ihn vor der Welt und auch vor sich selbst! Ich fürchte, er kam zu jung auf einen Platz, der gereifte Männer erfordert." Da die Lektion Selma's noch nicht beendigt war, fand Ackermann Zeit, sogar von sich selbst zu sagen: „Wie ich so entsagen könnte? fragen Sie! Schon seit einer Reihe von Jahren hab' ich mir dies Leben der Beschränkung und Einsamkeit, anfangs als eine Läuterung, die mir schwer wurde, dann als eine Pflicht, die mir Vergnügen macht, auferlegt. Was ist diese Welt? Ich habe sie durchgekostet bis zur Hefe. Ich bin in den Irrthümern des ringenden Ehrgeizes, der ungebändigten Herzensregungen aufgewachsen. Ich habe mich auf seidene Polster gestreckt und aus goldenen Bechern die Lust des Lebens getrunken. Ich war nie vermögend, aber ich besaß angeboren ein Talent zum Reichsein. Ich konnte denen, die besaßen, meine Phantasie leihen und ihnen sagen, was den Genuß steigerte und veredelte. Ich lag auf Rosenblättern und über mir herab hingen die vollen braunen Trauben. Ich durfte nur zugreifen. Freilich war ich dabei ein Sklave. Ich hatte die Freiheit des Herzens nicht. Für Glück und Annehmlichkeit, die mich umgaben, für Liebe sogar, die mich mit weichen Sammethänden pflegte, mußte ich die Kette dieser Liebe, die meinem Ideal nicht entsprach, hart empfinden. Wissen Sie, was eines der kläglichsten Lose des gebildeten Menschen ist? Empfindungen heucheln zu müssen, die man nicht hat, erkenntlich sein müssen für eine

Hingebung, deren Gründe uns verdächtig erscheinen. Ich war jung, strebsam, ehrgeizig. Ich hatte eine Phantasie wie Sardanapal. Ich konnte mir die glänzendste Welt zaubern, in der ich leben mochte. Da fand ich sie denn auch. Ein Weib, das mich liebte, schüttete die Freuden der Bequemlichkeit auf mich herab. Ich reiste mit ihr. Sie liebte mich, ich erwiderte wenigstens äußerlich ihre Hingebung und mußte mir sagen, weil ich besser, weil ich edler in meinen Regungen war, als sie selbst in ihren angeborenen, ehrgeizigen, unwahren Gefühlen, so hielt ich sie in ihrer sittlichen Haltung empor und diente ihr als Stamm und Anlehnung. Es war aber eine Sklaverei. Lieben sollen, wo man nicht liebt! Schön finden müssen, was uns nicht gefällt! Mein Freund, ich erkenne in dem Freunde des Fürsten Egon, so bescheiden und anspruchslos Sie auch sind, ein Auge, das auf die Tiefe des Herzens geht und sage Ihnen, ich verachtete mich. Ein junger Mann, geliebt von einer älteren Frau, die für ihn sorgt, ihn nur für sich in Beschlag nimmt, ist in neunzig bei hundert Fällen tief, tief verächtlich. Ich klirrte mit meiner glänzenden Kette. Ich riß mich zuweilen los. Ich fand Wesen, die mich bemitleideten; weibliche, die schöner, lieblicher, edler als meine Herrin waren. Ich genoß kurze Triumphe meiner Freiheit und mußte doch zu meinem Joch zurückkehren, denn ein eigener Zufall wollte, daß meine Gebieterin die feste Vorstellung beherrschte, sie würde früh sterben. Ich kann Ihnen den ganzen Roman meines Herzens nicht erzählen. Nur andeuten wollt' ich, was mir dies Leben da in den Städten und unter den civilisirten Menschen bis zum Ekel vergällte. Endlich fand ich ein kindlich reines Gemüth, das mich liebte, die Mutter meiner Selma. Es war eine einfache Weiblichkeit, die nichts zu bieten hatte, als sich selbst. Wie fühlt' ich mich veredelt von ihrer Ursprünglichkeit! Da lag noch alles unentweiht in der jugendlichen Brust, nichts war vergeudet, nichts von dem vergriffen, was zu ihren edelsten Schätzen gehörte. Ich fühlte, daß bei diesem jungen Kinde, das durch eine sonderbare Fügung von meiner früheren Geliebten systematisch dahin erzogen wurde, mich liebenswerth zu finden und ihr ursprüngliches Grauen vor mir zu besiegen, ich fühlte, daß eine bedeutende, ihre Umgebung umgestaltende Entwickelung bei Selma's Mutter nie eintreten würde, aber gerade, daß ich ihr so viel von dem Meinen zu geben hatte und daß es nur das Gute war, was ich aus meinem Wesen ausscheiden mußte zu ihrem Dienst, das hob mich wieder sittlich empor und bestärkte mich in meinem Entschluß, mir eine große, starke, lebenerschütternde Läuterung aufzuerlegen. Ich ging nach Amerika. Da hab' ich am Missouri einsam gelebt und mir die Reste der bessern Besin-

nung noch einmal wohlweise und sorglich zusammengelegt. Es gab glücklicherweise noch ein Ganzes! Es war nichts Halbes, was mich erfüllte. Ich lebte einem Berufe, der mir anfangs schwer wurde, dann mich unterhielt, mich sogar begütert werden ließ. Ich sah allerdings, daß Selma's Mutter durch die Trennung von Europa litt. Da hatt' ich denn auch eine geistige Aufgabe zu lösen, durch unser Leben einen Mollton durchzuführen. Auch dieser Schmerz, dessen Ursache ich nicht aufheben konnte, wirkte milde und gut. Ich verwies auf zukünftige Hoffnung und versprach Rückkehr nach Europa. Die Gute erlebte diese nicht. So mußt' ich mein Wort ihrem Kinde halten. Ich kehrte ungern zurück. Aber wenn ich diese Ehrenschuld, die ich abzutragen hatte, gern bezahlen soll, so mußt' es so kommen wie jetzt! Ja, ich bin ein Ascetiker der Weltlichkeit, ein Egoist der Universalität! Ich weiß nicht, ob ich Ihnen verständlich bin. Ich will sagen, daß ich in meinem kleinen Dasein das All wiederzuspiegeln suche und nichts thue, nichts im Geringsten und Kleinsten ergreife, ohne mir zu sagen: Das muß eben so sein! Eben das ist gut so! Die alte Zeit, wo mir nur alles provisorisch war, wo ich immer rannte, hoffte, mich und andere vertröstete, liegt hinter mir. Was ich beginne, ist nützlich, und was ich sehe und erlebe, ist gut. Ich will nichts mehr vom Ueberfliegenden. Dort jenen Strauch an diesem Fenster zu beobachten, wie lange ihn der Schnee decken wird und wann er sein erstes grünes Keimchen schießen wird, das ist mir eine Wonne, und auf solche Freuden beschränk' ich mich. So sehen Sie denn, daß ich mit Bauern bäurisch, mit Handwerkern handwerksmäßig, mit Dichtern dichterisch empfinden und reden kann, ohne verdrießlich zu werden und etwa, wie in jungen Zeiten, mein Schicksal zu beklagen."

So sprach Ackermann. Hätte ihn so Pauline von Harder gehört, den einst geliebten Heinrich Rodewald, sie würde vor Wehmuth und Wonne gezittert haben, ob er sie gleich anklagte. Louis Armand mußte an Murray denken. „Sollte man diese Weisheit, zu der Sie sich aufgeschwungen haben, nicht Religion nennen?" fragte er. — „Ja, auch mir ist Religion," erwiderte Ackermann, „mich gebunden zu fühlen. Früher war die Ungebundenheit meine Religion. Noch bin ich rüstig; ich fühle die Kraft in mir, noch mit vielem in der großen Welt einen Wettlauf zu beginnen. Ich würde mich verachten, wenn ich ihn wirklich anträte. Religion ist das als eine Lebensnothwendigkeit empfundene Gefühl der Abhängigkeit. Freilich, die meisten Religiosen machen aus der empfundenen Thatsache ein empfundenes Bedürfniß dieser Thatsache. Das kann ich nicht! Eine Religiosität,

die an sich schon das Bedürfniß der Schranke hat, das Bedürfniß der Gebundenheit, das ist Schwärmerei, und mit Schwärmerei ist Gefahr verbunden. Diese Gattung von Religiosen spricht von Läuterungen und läutert sich meist nur durch das, was ihnen ein noch größeres Wohlgefallen verursacht. Ich kannte eine Frau, die sich für die Sünden ihrer Jugend dadurch läutern wollte, daß sie die Feder ergriff und schrieb. Lieber Himmel, die Zeit der Blüthe war vorüber. Sie hatte gut sich läutern durch etwas, was ihr einen neuen Lebensreiz bot. Ich kannte andere, die sich läuterten, indem sie aus unserer Kirche in die Ihrige übertraten. Eine Wollust des Geistes spielt da mit der der Sinne geheimnißvoll zusammen. Eine Läuterung kann ich nur da finden, wo man sich in etwas seiner Natur und Neigung Widersprechendes, aber objektiv als gut und werthvoll Anzuerkennendes hineinlebt und in der Pflichterfüllung süße Freuden genießt."

Bei diesen schon in Ackermanns Arbeitszimmer gesprochenen Worten öffnete sich die Thür. Selma und Oleander traten ein. Dieser, um für heute Abschied zu nehmen, jene, um zu fragen, ob es nun für morgen bestimmt bliebe, daß sie im plessener Amtshause zu Tische wären. „Warum nicht?" sagte Ackermann. „Gewiß, gewiß! Sagen Sie der Justizdirectorin zu, daß wir kommen." — Damit begleitete er die Scheidenden an den Wagen, der ihm gehörte. Die kleine Hedwig mußte auf Selma's Verlangen Grüße an die Mutter und Geschwister bestellen. Louis bat Selma, sie möchte sich der rauhen Luft nicht aussetzen und ins Haus zurücktreten. Sie war erhitzt. Ihre Farben glühten wie vom Pinsel des Malers aufgesetzt. Louis nahm noch einmal den vollen Eindruck ihrer Anmuth entgegen, dankend für die freundliche Aufnahme, versichernd, daß er Egon auf ihren Wunsch die Lection lesen würde für seine Urtheile über Amerika, und fuhr dann mit dem wieder schweigsam gewordenen Oleander, begleitet noch von einem zuthunlichen Nachnicken der überdreisten Magd aus dem Heidekruge, über den Hof auf die Straße hinaus, die sie heute früh gekommen waren.

Sechstes Kapitel.

Waldeinsamkeit im Winter.

Regnerische Herbsttage endigen oft mit einem schönen Abend, wo sich plötzlich der Himmel aufklärt und rothe Streifen am westlichen Horizont die scharfe, gereinigte Luft verkündigen, die

nun bald den vollen Winter an die Tagesordnung bringen wird. Ein solches Roth lag weit über die Ebene hin, die sich vom Ullagrunde immer mehr niedersenkte und nur noch einmal bei Plessen und Hohenberg in die Höhe stieg.

Louis konnte dem Drange nicht widerstehn, sich über diesen Empfang und diese beiden Wesen, Vater und Tochter, mit voller Theilnahme auszusprechen. Er sagte, wenn Selma in dem Geist ihres Vaters reifte, müßte sie ein weibliches Ideal werden. Es war nicht der Widerschein des Abendhimmels, daß Oleander's Wange bei diesen Worten dunkel erglühte. „Da Sie Dichter sind," sagte Louis, „haben Sie in Ihrer Schülerin eine Muse, die Sie zu manchem Verse begeistern wird. Darf ich Sie nicht bitten, mir einige Mittheilungen Ihres Talentes zu machen?" — „Besuchen Sie mich in einer Abendstunde," sagte Oleander. „Am Tage hab' ich oft in der Frühe die plessener Schule zu besuchen, an zwei Wochentagen geb' ich Confirmandenunterricht, dann fahr' ich auf den Ullagrund, finde Abends heimgekehrt noch manche amtliche Pflicht, Samstags bereit' ich mich auf meine Predigt vor, so kann ich nur spät Abends mich mit dem Niederschreiben der Verse beschäftigen, die mir freilich schon den Tag über wie mouches volantes vor den Augen tanzen." — „Suchen oder finden Sie Ihre Ideen?" fragte Louis, dem es lehrreich war, in die Werkstatt einer Kunst zu blicken, die er mehr als Naturalist und nur des Tendenzzweckes wegen trieb. Man hatte auch ihm schon den Unsinn beweisen wollen, daß mit der Poesie die Tendenz unvereinbar wäre oder die Schwingen des Talents nicht in reine Sphären tragen könnte. — „Ich suche die Ausführung," antwortete Oleander, „aber ich finde die Veranlassung. Beim Ausführen muß der Verstand helfen. Das Finden ist zufällige Anregung. Ich möchte diesen Zustand mit dem Blick in den Nachthimmel vergleichen, wo plötzlich von den Sternen aus ein Lichtglanz abzufallen scheint. Gute Gedichte müssen solche Sternschnuppen sein." — „Aber im August und November," entgegnete Louis, „fallen die Sternschnuppen mit einer gewissen Regelmäßigkeit. Dann muß es Gedichte geben, man mag wollen oder nicht. Ist nicht die Liebe eine solche ewige August- und Novembernacht des Dichters?" — Oleander, der eine tiefe Neigung für Selma gefaßt zu haben schien, schwieg verlegen. Nach einer Weile wiederholte er seine frühere Erwiderung: „Wenn Sie noch eine Weile bei uns bleiben, kommen Sie eines Abends auf mein Stübchen. Ich will Ihnen dann etwas von meinen Versen vorlesen. Das Beste daran wird wohl vorläufig sein, daß ich sie alle zierlich in ein Buch eintrage, das ich früher für gelehrte Zwecke bestimmte. Da steht immer eine lateinische

Phrase auf dem Anfang des Blattes und hinterdrein folgen meine deutschen Reimereien.“ — „Das erinnert mich,“ sagte Louis, „an jenen jungen Mönch, den die Brüder seines Klosters zum Vorsteher der Klosterbücherei gemacht hatten. Er saß unter all den heiligen Werken und sollte sie durch Abschriften noch vermehren. Am Fenster vor den bunten Scheiben stand ein Lindenbaum, dessen Zweige schattig und kühlend in die Bücherei fielen. Da stand sein Tisch, dort am Fenster sollte er schreiben. Nun aber kamen die jungen hübschen Mädchen am Kloster vorüber und alle grüßten den jungen Schreiber. Wie gern hätt' er sie aufgehalten! Wie gern mit ihnen geplaudert! Von einer Liebe durfte der Arme nicht sprechen, und doch plauderte er gern mit der Jugend und der Schönheit. So suchte er sie anfangs mit dem Lindenbaum zu fesseln und pries den als so kühl und so schattig. Setzt euch doch! Aber sie gingen bald wieder fort, die jungen Mädchen. Dann pries er den Gesang der Vögel in dem Baume. Aber sie zwitscherten nicht immer gerade dann, wenn die hübschen Mädchen kamen. Da nahm er die alten Legendenbücher mit den bunten kostbaren Buchstaben und den herrlichen Heiligen auf Pergament gemalt. Jede, die nun kam und vorüber wollte, fragte er, wer ihr Schutzpatron wäre, und jeder schenkte er, wenn sie mit ihm geplaudert hatte, und auch wohl an einer Bank unter dem Fenster hinaufgestiegen war und ihm einen Kuß gegeben hatte, ein schönes Bild ihres Schutzpatrons. Bald hatte der Glückliche einen solchen Zulauf von allen Schönen der Umgegend, daß er die Bücherei beinahe halb zerschnitten hatte, bis die Klosterbrüder dahinterkamen und der Frevler seine Liebe zu den schönen Mädchen und seine Misachtung der Wissenschaft durch lange, lange Leiden theuer bezahlen mußte.“ — „Diese Geschichte,“ sagte Oleander, „könnte mit der Entschuldigung des verliebten Bibliothekars endigen, daß ja in der Bibel alle Bücher der Welt enthalten wären. Ja, ja, um die Poesie möchte der thörichte Dichter auch alle Weisheit der Welt hingeben, alle Sprachen und alle andern Künste.

Nach einem längeren Gespräch, in welchem sich Louis Armand hütete, seine eigenen Verse zu erwähnen, fragte er Oleander'n, wo er herstammte, ob nicht seine Geburt auf das südliche Deutschland zurückführte. „Wohl!“ sagte Oleander. „Ich bin auf der Schwäbischen Alb geboren —“ — „Louis war nicht Geograph genug, um die Schwäbische Alb sogleich im Königreich Würtemberg unterzubringen. So ließ er nun obenhin die Bemerkung fallen, daß auch er von einer Deutschen herstammte, Namens Anna Oleander. Und nun hatte er die Freude zu vernehmen, daß sogleich Oleander mit der Frage einfiel, ob er jene Olean-

der meinte, die den flüchtigen Polen Thaddäus Kaminski heirathete und mit ihm nach Frankreich zog? — „Dieselbe!“ sagte Louis Armand. „Es sind meine Großeltern.“ — Diese Entdeckung brachte die Gefährten innig zusammen. Zwar war die Verwandtschaft entfernt, aber sie bot Gelegenheit zum Austausch mancher Frage, mancher wohlthuenden Antwort. Louis fühlte sich heimischer und Oleander'n bot diese überraschende Begegnung einen solchen Fernblick in fremdes Leben, fremde Sitte, daß er sich bei seinem naiven Sinn kaum fassen und beruhigen konnte. Als endlich Louis den Wunsch äußerte, ob man hier nicht auf kürzerem Wege nach dem Forsthause einlenken könnte, wollte Oleander, da es nur einen Fußsteig dorthin gab, aussteigen und ihn begleiten. Louis lehnte soviel Gefälligkeit ab und begnügte sich mit des Vicars genauer Beschreibung. Es hieß, dieser Weg führte an der Sägemühle vorüber, dann an das sogenannte schwarze Kreuz, und von da in wenig hundert Schritten auf das Jägerhaus. Louis stieg ab. Oleander gab ihm herzlich, immer noch überrascht von ihrer entfernten Verwandtschaft, die Hand. Der Knecht schlug anfangs eine Erkenntlichkeit, die ihm Louis anbot, aus, dann nahm er sie, gab aber dafür Louis noch den Rath: „Nur grade auf das schwarze Kreuz zu! Da wird's dann trockener sein bis zum Jägerhause!“

Es war schon dunkel, als sich Louis der Bergwand näherte. Es trieb ihn mit unerklärlicher Sehnsucht zu Franziska. Mit Gewalt drängte er die neugeweckte Theilnahme für Heinrich Sandrart zurück. Warum soll ich es nicht wagen, sprach er zu sich, endlich das entscheidende Wort zu sprechen, das schon so oft auf meinen Lippen lag —! Er war im Walde. Hier verscheuchte das Grün der Tannen noch die Vorstellung vom herangenahten Winter. Am Fuß der entlaubten Bäume, die hier und dort noch zwischen den Tannen standen, breitete sich unbekümmert von dem Herbst das immergrüne Moos. Der Weg war fester als im Felde. Wo man dort einsank wurde man hier durch die weitgestreckten, aus dem Boden hervorstehenden Wurzeln der Bäume oder durch das zusammengeballte Laub im Gehen erleichtert. Fröhlich pfiff Louis ein Liedchen vor sich hin und suchte mit seinem spähenden Auge in der Ferne irgend ein Licht oder mit dem scharfen Ohr irgend einen Schall, wenigstens von den Rädern der Sägemühle. Bald hörte er das Bellen eines Hundes, bald auch das Rauschen des Waldbaches, der die Sägemühle trieb.

Louis fand die beiden Wege, von denen Ackermanns Knecht gesprochen hatte. Der eine ging an dem Waldbach entlang, der andere stieg aufwärts und folgte immer dem bald höhern, bald sich senkenden Felsufer dieses Bachs. Louis ging den letzteren.

Er war trockener, aber beschwerlich und nicht ganz ohne Gefahr. Steine lagen links und rechts im Wege und leicht konnte man bei einem Fehltritt ausgleiten und in den Waldbach stürzen. Sich in die Verspätung ergebend, schritt er langsam vorwärts und suchte das schwarze Kreuz, wovon Oleander und der Knecht gesprochen hatten. Er fand es. Eine Inschrift, die darauf zu lesen war, konnte er nicht mehr erkennen. Er rieth auf einen Unglücksfall, der sich hier ereignet haben mußte, und nahm das Kreuz um so mehr für eine Warnung, vorsichtig zu sein, als gerade hier unter dem Vorsprunge, wo das Zeichen errichtet war, der Waldbach ein tieferes Bett gewonnen zu haben schien und wild im Strudel rauschte und schäumte.

Wie er noch so stand und dem Winde lauschte, der die Bäume schüttelte, war ihm, als hörte er aus weitester Ferne von der Luft herübergetragen einen Schrei. Im ersten Augenblick bebte er zusammen. Es war ein einziger schreckhaft herausgestoßener Ton, den er nicht von den krachenden Zweigen, nicht von einem Vogel herleiten konnte. Es war ein Ton aus menschlicher Brust. Wie er entsetzt lauschte, ob sich der Ruf wiederholen würde, und er nichts vernahm als nur den Wind, nur das Rauschen des Waldbaches, glaubte er, daß er sich geirrt hätte, und setzte beruhigter seine Wanderung fort. Sie war nicht mehr so schwierig. Vom Kreuze führte ein gepflegter Weg abwärts. Rüstig schritt er vorwärts und hatte die Freude, deutlich von Plessen herüber die Kirchthurmuhr fünf schlagen zu hören. Nun wußte er, daß er in der Nähe des Jägerhauses war. Schon glaubte er, sich zurechtzufinden. Die jenseitige Wand des Waldbachs war eine schroffe mit Bäumen besetzte Anhöhe, das diesseitige Ufer führte zuweilen schon durch Weideplätze, grüne Moos- und Grasstellen. Zuletzt stand er an einer kleinen Brücke von Erlenholz. Der Waldbach schweifte links ab nach Plessen zu. Er kannte diese Biegung und nahm keinen Anstand, über die kleine Brücke hinüberzuschreiten und somit sich vom Flüßchen ganz zu trennen.

Ein bestimmter fester Glaube führte ihn den Weg, den er für den richtigen und den zum Forsthause leitenden erkannte. Um so entsetzlicher mußte es für ihn sein, als er nach einigen Minuten raschen Fortwanderns wieder jenen Ton vernahm, der ihn schon oben an dem schwarzen Kreuze erschreckt hatte. Jetzt war es kein sich biegender Ast, kein Vogel mehr. Es war eine menschliche Stimme, die einen erstickten Entsetzensschrei hören ließ. Es ist Franziska! sagte sich seine aufgeregte Phantasie. Und ohne die Gefahr zu achten, daß er in der Dunkelheit hätte gegen einen Baum anrennen können, stürzte er in die Nacht hinaus,

vertrauend, er würde zum Ziel gelangen. Darüber rannte er gegen Gesträuche und hielt plötzlich einen Ast in der Hand. Diesen brach er, so stark er war, mit gewaltiger Kraft von seinem Stamme los, um eine Waffe zu haben. So stürmte er fort und rief Franchette! Franchette! daß es im Walde widerhallte. Endlich lichtete sich der Weg. Da lag die Wiese! Da lag das Jägerhaus! Ein Lichtchen brannte an Franziska's Fenster. Quer über das sumpfige Grün hinweg! Franchette! Franchette! Die Hunde bellten im Forsthause. Fränzchen lebte. Sie öffnete das Fenster. — „Louis! Ach Gott! Sind Sie's?" — In demselben Augenblicke fiel in der Ferne ein Schuß. — „Das ist der Onkel!" sagte sie, als sie todtenbleich draußen schon an der Thür in Louis' Armen lag. — „Was ist geschehen?" — „Kommen Sie! Kommen Sie? sagte Franziska und zog Louis ins Jägerhaus, einen entsetzten Blick auf die Treppe hinwerfend, an der sie vorüberhuschte.

Wie sie mit Louis im Zimmer war, wo ein Lämpchen brannte, riegelte sie die Thür zu und fiel erschöpft auf einen Lehnstuhl, der in der Nähe des Fensters stand. Das Fenster war noch offen und wurde von Louis sogleich geschlossen. „Ich kann in dem Hause nicht bleiben," begann Fränzchen, als sie sich gesammelt hatte. „Alle Gespenster aus der frühern Zeit, daß ich hier war, stehen wieder vor mir. Ich muß fort." — „Was war denn nur, Franziska? Sie riefen um Hülfe? War hier ein Ueberfall?" — „Rief ich um Hülfe? Ich glaub' es nicht." — „Wer war hier? Ich bitte Sie! Und jener Schuß?" — Fränzchen antwortete nicht, sondern blickte sich nur scheu um und horchte nach oben hinauf.

Als sie Louis inständiger um Aufklärung bat, erzählte sie mit gedämpfter Stimme, immer nach oben blickend, daß sie seit ihrer Anwesenheit im Forsthause die alte Ursula nicht erblickt hätte. Wie sie aber vorhin allein gewesen, verlassen von dem Onkel, der im Walde pirschte, wäre die Alte, die sie im Bette geglaubt hätte, herabgekommen, feierlich mit einem Lichte in der Hand, lang und hager, wie ein Gespenst. Mit hohlen Augen wäre sie eingetreten, an jenen Schrank gegangen, hätte den aufschließen wollen, dann aber wäre sie herangetreten, das Licht gegen sie haltend. Ohne zu sprechen, ohne sie zu begrüßen, wäre sie dicht an sie herangeschlichen, daß sie im ersten Schreck hätte glauben müssen, sie beabsichtigte, ihr, und wenn auch nur durch Anhauchen, ein Leids zuzufügen. Da hätte sie, wie sie dicht an ihrem Munde gewesen wäre, wahrscheinlich aufschreien müssen wie in Todesgefahr. Die Alte wäre zurückgegangen, hätte sich an die Thür gestellt und ein lautes Lachen aufgeschlagen. So hätte sie während einiger

fürchterlicher Minuten gestanden, dann wäre sie noch einmal gekommen, in derselben graden Linie auf sie zu, mit derselben starren Miene wieder das Licht gegen sie hinhaltend, um sie zu erkennen. In der Angst ihres Herzens hätte sie zum zweitenmal Hülfe gerufen, da wäre dann auch in der Ferne ihr Name von Louis gerufen worden, die Alte hätte wieder wie eine Irre gelacht und sie verlassen, um nach oben auf ihre Kammer zurückzukehren. Franziska verstärkte den ängstlichen Eindruck durch die Erinnerungen an ihre Jugend, die sie ihm erzählte. Sie behauptete, daß sie glaubte, die Alte möge in diesem Hause niemand dulden und hätte trotz ihrer Jahre eine Art Eifersucht auf jeden, der ihr die alleinige Herrschaft über den bequemen Onkel, der sie einst hätte heirathen wollen, streitig machen würde. Louis fand es gerathener, daß Franziska in der Nähe, aber nun nicht länger im Jägerhause selbst, bliebe. Er schlug ihr vor, Ackermann, diesen einsichtsvollen freundlichen Mann, bewegen zu wollen, sie in sein Haus zu nehmen. Freilich, setzte er, als Franziska freudig einstimmte, hinzu: „Sie werden, liebe Freundin, dort in der Nähe des alten Sandrart sein, der nicht Ihr Gönner ist! — „Und ich bin nicht seine Gönnerin," sagte Franziska, die von ihrer beklommenen Stimmung aufzuathmen begann. „Erwähnen Sie doch diesen Namen nicht! Der Onkel kommt!" unterbrach sie sich und sprang zur Thür hinaus.

Louis verwünschte die Störung. Er hatte sich erklären wollen. Er hatte endlich das entscheidende Wort der Liebe auf den Lippen Die Reflexionen waren von ihm gewichen. Die Einsamkeit des Waldes, die Nähe des blühenden Mädchens, ihre Freude, ihn zu sehen, von ihm, der fast wie im magnetischen Rapport zu ihr stand, aus einer peinlichen Lage befreit worden zu sein, die sanfte, Hand, die sich, kalt geworden von dem nach dem Herzen gedrängten Blute, in der seinen erwärmte, alles das sprach ihm so viel Muth und Ermunterung zu, daß er endlich ein festes und sicheres Verständniß zwischen sich und dem Mädchen hatte begründen wollen. Aber wieder vergebens. Heunisch hatte, da der Wind nicht nach seiner Richtung stand, vom Schrei nichts gehört und war nicht wenig erstaunt, als ihm Louis den Vorfall erzählte und daran die nothwendige Ueberzeugung knüpfte, daß der Förster seine Nichte aus dem Hause geben sollte. Der Vorschlag mit Ackermann gefiel diesem der Nähe Sandrarts wegen, obgleich er den Grund nicht aussprach. „Die Ursula, dacht' ich mir gleich," sagte unser alter Freund in seinem sorglosen, bequemen Tone, „die Ursula hat nur eine verstellte Krankheit. Sie ist tückisch, weil sie niemand im Hause leiden mag. Das ist nun ein Kreuz, das man tragen muß. Glücklicherweise ist damit Liebe verbunden. Sie meint es gut." — Louis zweifelte. — „Gegen

mich gewiß!" fuhr der Jäger fort. „Sie hat mich in Pacht genommen. Ich bin ihr Herzblatt, ihre Augenweide. Es ist wahr, sie hat oft einen Blick, als wollte sie die Ratten vergiften, aber mich blinzelt sie an wie eine verliebte Katze. Urschel, Urschel, ich muß doch noch ein Ende machen und Dich in die Kirche führen!" — „Wissen Sie nichts vom früheren Leben dieser Frau?" forschte Louis und gedachte nun seines im Schlosse harrenden Murray. Heunisch plauderte, was wir wissen, vom Doctor Lehmann, vom blinden Schmied, ja sogar von der Erbschaft und schloß: „Sie curirt jede Rose und jeden steifen Hals renkt sie ein." Louis sah wohl, daß von diesem Virtuosen im Vertrauen, diesem starken Geist der Denkmüdigkeit nichts über die früheren Verhältnisse der Ursula für seinen guten Murray zu gewinnen war. Heunisch stopfte sich eine Pfeife, hing sein Gewehr an die Wand, legte die Jagdtasche ab und sagte nur immer vor sich hin: „Ja, ja, Fränzchen, ich habe nichts dawider. Das Fräulein nimmt Dich! Der Ackermann ist ein guter Herr! Es ist mir auch so recht. Da sprech' ich im Ullagrund vor und gehe nicht so oft auf den Gelben Hirsch. Und wenn Sandrart, der Alte, grob bleibt wie heute, so stopf' ich mir immer bei Ackermann die Pfeife und rauche ihm hinter seinem Zaun gerade auf die Nase." Dabei lachte Heunisch und machte sich's bequem und sah sich nach seiner Suppe um, die ihm Fränzchen lange nicht so gut zubereitete, wie die Ursula, die sich nicht mehr wollte sehen lassen und eigentlich dermaßen störend trotzte, daß Heunisch's Bequemlichkeit darunter litt.

Louis warf Fränzchen beim Gehen einen liebevollen Blick zu und flüsterte: „Morgen Nachmittag komm' ich trotz Wind und Wetter und bringe den Bescheid von Herrn Ackermann. Rüsten Sie sich, daß Sie mir dann gleich folgen können! Fränzchen dankte mit innigem Blick. Als Louis dem Förster die Hand gegeben hatte, rief ihm dieser nach: „Nehmen Sie den Weg rechts an der Wiese herum und dann links von der Eiche abwärts. Sie sollten einen Stock bei sich tragen. Ich halte Herrn Ackermann's neue Geschichten hoch, aber sie ziehen allerhand Gesindel in die Gegend. Der Justizdirector hat mir von einem Brief gesprochen, den er aus der Residenz bekommen. Es soll nicht geheuer sein. Die beiden Gesellen, die die Zeck's angenommen haben, gefallen mir nicht. Da! In der Ecke steht ein alter Ziegenhainer! Oder wollen Sie einen Hirschfänger?"

Louis dankte und meinte, der Baumstamm, den er noch draußen liegen hätte, thäte Dienste genug, wenn's Noth an Mann wäre. Fränzchen, zitternd und aufgeregt, bat, den Hirschfänger zu nehmen. „Nein, nein," sagte Louis. „Der Ast draußen genügt."

Damit verließ er das unheimliche Haus mit dem tiefsten Mitgefühl für die in ihm zurückbleibende Franziska, die bei aller Bangigkeit ihres Herzens nicht aufhörte, zu ihm aufzublicken wie zu einem Heiligen, der über den gemeinen und geringen Bedingungen dieses Lebens stand.

Louis kam unangefochten im Schlosse an. Nichts hatte ihn im Walde gestört. Fast seiner selbst spottend warf er am Fuß des Hohenbergs den schützenden Ast von sich. Das gemeinschaftliche Wohnzimmer sah Louis, den Berg emporsteigend, durch die Nacht schimmern. Es schlug sieben Uhr, als er bei Murray eintrat. Unwillkürlich mußte er die Thür auflassen, die er in der Hand hielt. „Himmel," rief er, „was machen Sie, Murray? Hier ist ja eine Hitze zum Ersticken." — „Ich habe so stark geheizt," sagte Murray, „um mir einen alten Schlüssel, den mir Brigitte gab, so zu feilen und zu schmelzen, daß ich ihn zum Umdrehen der Wirbel des Klaviers brauchen kann. Es will nicht gehen, und ich möchte doch etwas Wohllaut im Ohr haben." — „Kommen Sie heraus, ich beschwöre Sie," sagte Louis, „das ist von dem glühenden Ofen eine Hitze, die Ihnen für den ganzen Winter einen Katarrh zuzieht!" — Murray öffnete die Fenster und kam, da Louis wirklich nicht eintreten mochte, in's Vorzimmer.

„Sie müssen Ihrer Liebe zur Musik und der Nothwendigkeit, sich in Ihrer Einsamkeit zu unterhalten, ein Opfer bringen und mir erlauben, diese Arbeit unten in der Schmiede verrichten zu lassen. Um so mehr, als ich nach meinen heutigen Entdeckungen kein anderes Mittel weiß, Ihre Nachforschung anzustellen, als zuvörderst bei den Zecks im Dorfe selbst!" Louis gab einen Bericht über seine reichen Erlebnisse. Murray folgte mit Theilnahme und verweilte mit Rührung bei dem, was Louis über Ackermann erzählte. „Ja, ja," sagte er. „Das ist Ackermann selbst, der in Amerika einen andern Namen führte und nicht weiß, was mich zu ihm zog, und wen ich in ihm, was er in mir wiederfand!" Zu hören, daß Otto von Dystra in Europa war, machte ihm keine Besorgniß, eher Freude. „Ackermann hat recht," sagte er, „wenn er diesen Sonderling einen Epikuräer des Geistes nennt. Ich kenne keinen Gerichtshof der Welt, wo man leichtern Stand hätte, als vor diesem Aesop. Er kommt mir wie eins jener Asyle vor, wo die Verbrecher vor der Hand der Gerechtigkeit gesichert waren."

Erschreckend wirkte auf Murray, was Louis aus dem Jägerhause erzählte. „Ich erkenne," sagte er, „die Natur meiner Schwester. Sie war die Aelteste von uns. Was sie gab, drückte mehr als es erfreute. Sie hatte schwarze Augen, beschattet

von dichten Brauen, und hielt mit niemand Freundschaft, da alles schon allein vor ihrem Blicke floh. Dennoch besaß sie gute Eigenschaften. Sie war gefällig, dienstergeben, treu bis zur Last. Sollten diese Keime besserer Regung in kalte Versteinerung übergegangen sein? Jetzt scheint sie geistesschwach. Wenn sie das Gedächtniß verloren hätte!"

Indem kam Brigitte mit dem Thee. Sie hatte vom Justizdirector hundert Empfehlungen auszurichten und aufs neue zu mahnen, daß die Herren die morgende Einladung nicht vergessen sollten. Nachdem sie die Fenster geschlossen und sich wegen des Nichtabholens des Geschirrs entschuldigt hatte, ging sie und ließ nur noch die neuesten Zeitungen zurück.

Louis hatte wenig Appetit. Er war zu aufgeregt und bewegt. Murray genoß ein Geringes und nahm sich vor, seinen jungen Freund zu veranlassen, früh das Bett zu suchen. Während Murray in den Zeitungen blätterte, schrieb sich Louis das Gedicht auf, das ihm unterwegs eingefallen war. Als Murray ein Licht ergriff und sich zur Ruhe begab, deutete er auf eine Stelle der Zeitungen und ging mit dem Bemerken, daß sie Louis interessiren würde, für heute zur Ruhe. Es war eine Mittheilung, die insofern zur Unzeit kam, als sie Louis, der ohnehin schon von so vielen Dingen erfüllt war, vollends erschütterte und in der That nicht schlafen ließ. Sie lautete am Ende der Zeitung mit großen Buchstaben:

„Heut Mittag um zwei Uhr ist die bisherige Volksvertretung vom Ministerium aufgelöst worden. Die neuen Wahlen sind auf den ersten November angeordnet. Die Stadt ist unruhig. Einige Volksaufläufe sind mit dem Bajonnet auseinandergetrieben. Man fürchtet für den Abend. Das Militär ist in den Kasernen consignirt. Eben werden über den Schloßplatz Kanonen gefahren."

Siebentes Kapitel.

Ein Land-Diner mit Honoratioren.

Am Vormittage des folgenden Tages herrschte im Amtshause, der Wohnung des Justizdirectors von Zeisel, eine erhebliche Unruhe. Frau von Zeisel, geborene Nutzholz-Dünkerke, war vollkommen überzeugt von der Nothwendigkeit, den, wie man allgemein wußte, vertrautesten Freund des Fürsten trotz seines geringen Standes feiern zu müssen. Sie tröstete sich bei ihren An-

ordnungen damit, daß Louis Armand ein verkapptes Mitglied der höheren Gesellschaft wäre und ebenso auf wunderlich versteckten Wegen ginge, wie sie den Fürsten Egon selbst hatten kennen lernen. Jeder Blick auf den Thurm, der in schräger Richtung dem Amtshause gegenüberstand, feuerte ihre rundliche Figur zur lebendigern Sorge an, um heute dem jungen Freund des Fürsten einen Eindruck für die Residenz mitzugeben, der auf die gute Meinung von ihres Mannes Hingebung eine dauernde Nachwirkung üben sollte.

Was gehört nicht dazu, mit beschränkten Hülfsmitteln auf den gebahnten Straßen täglicher kleiner Ordnung plötzlich ein solches außerordentliches Mittagsmahl herzustellen! Jetzt in der Morgenfrühe, wo man ohne Lauscher war, konnte man sich in seinen Zurüstungen noch gehen lassen. Das war ein Laufen und Rennen! Die Thüren schlugen zu und klappten auf. Frau von Zeisel rannte ohne Toilette mit aufgewickelten falschen Locken bald hier-, bald dorthin und machte eine Bewegung, die, öfter wiederholt, sicher ihr Embonpoint gemildert haben würde. Was gab es da zu befehlen, zu klagen, zu verzweifeln! Welche Töne drangen schneidend durch das stattliche Amtsgebäude, unbekümmert um die Justizkanzlei, die Kammerkanzlei und all die ehrwürdigen Zwecke dieser Amtswohnung, die heute für Frau von Zeisel nicht vorhanden waren! Herr von Zeisel kam nicht zu einem einzigen vernünftigen Avis, den er an einen Ortsschulzen hätte aufschreiben können, und doch hatte er gestern von der Regierung einen wichtigen Brief erhalten. Ja, die Kammer war entlassen! Neue Wahlen sollten angeordnet werden! Ein Oppositionsblatt sprach von einem neuen aus Majestätswillkür fließenden Wahlgesetz! Wenn nach diesen gewählt werden sollte, welche neue Mühen, welche Weitläufigkeiten, um die Wahlkörper zu bilden, die Stimmberechtigten auszuscheiden, die Wählenden und Wählbaren zu prüfen! Und nun — dies Diner!

Pfannenstiel, der Gerichtsbote und Amtsvoigt, der mit einigen Acten hinter dem Schreibpulte des Justizdirectors stand, hatte tiefes Mitleid mit seinem Vorgesetzten. „Das auch heute noch," sagte er theilnehmend, „wo die Frau von Zeisel so nicht weiß, wo ihr der Kopf steht!" — „Ja, Pfannenstiel, ich weiß nicht, was ich unterschreibe. Alle Buchstaben laufen mir durcheinander." — Eine Magd kam und wollte wissen, wie viel Flaschen Wein herausgestellt werden sollten. — „Wie viel meinte meine Frau?" — „Sechs," sagte die Magd. — „Kathrinchen! Hat meine Frau sechs gesagt?" — Pfannenstiel ergänzte, daß die gnädige Frau wohl sechszehn gemeint hätte. — „Sechs!" hieß es. — Herr von Zeisel räusperte sich in großer Verlegenheit, legte die Feder auf

das Pult, schlug den Schlafrock über die langen Gliedmaßen und begab sich, ohne weiter ein Wort zu sagen, zur Thür hinaus, um mit seiner Frau über diesen Gegenstand eine „freie Conferenz“ zu halten.

„Wer kommt denn alles?“ fragte inzwischen Pfannenstiel. Die Magd klagte, daß sie keine Besinnung hätte. Diese Aufgabe wäre zu groß! Die Justizdirectorin käme nicht mehr aus dem Zanken heraus. Sie selbst wüßte schon nicht mehr, was ein Teller und was eine Schüssel wäre. — „Wenn wir nur alle dafür ordentlich avancirten!“ meinte Pfannenstiel mit verzeihlichem Egoismus. „Wir haben nun alles aus erster Hand! Unser Fürst ist Minister! Ich schreib' an ihn, daß er sich des Thurms da und meiner Höflichkeit erinnert und mir ein gutes Fortkommen für's Alter giebt.“

Indem brach Frau von Zeisel herein: „Mein Mann!“ — „Er sucht Sie, gnädige Frau.“ — „Ich kann nicht mehr. Diese Menschen, womit man umgeben ist! Das ganze Jahr erträgt man den hülflosen Zustand, weil man nachsichtig ist und seinen Aerger verschluckt; nun kommt es 'mal darauf an, nun soll man sich der Welt 'mal seinem Stand gemäß zeigen, und da verräth sich's, was ein Haus ohne Bedienung ist!“ — „Christoph nimmt sich doch ganz gut aus in der Livree,“ meinte Pfannenstiel und suchte die auf den Ledersessel ihres Mannes niedergesunkene Dame zu trösten. — „Aber wer befiehlt ihm, daß er schon jetzt damit in die Küche kommt, schon jetzt mit der Livree die Wände abscheuert.“ — „Er hat sie seit drei Jahren nicht getragen und freut sich, daß er stärker geworden ist.“ — „Drum dehnt er sich so aus und reckt sich, daß alle Näthe platzen werden!“ Die Magd, die durch das ganze Haus den Justizdirector gerufen hatte, kam mit dem endlich Gefundenen zurück.

„Kindchen,“ sagte Herr von Zeisel mit ängstlicher Miene, „sechs?“ — „Acht!“ gab die Gemahlin zu. „Ich suche Dich überall! Ich war im Keller, und Du bestimmst nichts, Du sorgst für nichts, Du bist für nichts, Du denkst an nichts. Die rothen oder die gelben? So sag' doch! Vier rothe, zwei gelbe —“ — „Aber Herzchen, wir sind —“ — „Achtzehn!“ — „Neunzehn!“ — „Der Alte mit der schwarzen Binde kommt nicht —“ — „Also siebzehn —“ — „Was rechnest Du nur!“ — „Aber die Frau Pfarrerin Stromer! Pfannenstiel, hier, schreiben Sie einmal auf!“ Pfannenstiel setzte sich zum Schreiben.

Frau von Zeisel diktirte und jeder Name wurde glossirt von dem französischen Schreinergesellen an bis auf gänzlich unbedeutende Größen, unter andern einen jungen Maler, den ein Herr Anverwandter aus Schönau mitbringen wollte. Auch die Wein-

frage wurde dahin erledigt, daß Frau von Zeisel sich erhob, um sechszehn Flaschen, theils Roth-, theils Gelbsiegel aus dem Keller zu holen. Schlurck hatte dafür gesorgt, daß sein guter Freund und seine gefällige Freundin in ihren kleinen Weinvorräthen anständig ausgestattet waren. Schlurck hatte mit Melanie gemein, daß er gern schenkte und sich von seinen Bekannten die Geburtstage merkte.

Nach diesen Erörterungen erbat sich Pfannenstiel nur noch einige Augenblicke zu einer amtlichen Wahrnehmung. „Ich habe," sagte er, „Ihre gestrige Weisung, auf alle verdächtigen Personen der Umgegend zu wachen, auch dem Förster Heunisch mitgetheilt, Herr Justizdirector. Bisjetzt ist nichts aufgestoßen außer den zwei Arbeitern, die vorgestern mit einem Bauernwagen hier eintrafen und in der Krone abstiegen, um bei Herrn Ackermann's neuen Anlagen Arbeit zu suchen. Ich fragte sie nach ihren Papieren. Sie hatten schöne neue Päffe und gaben sich der eine für einen Schlosser, der andere für einen Klempner aus. Genauer besehen, kamen sie mir sonderbar vor. Beides sind schon alte Knaben. Der eine, der Schlosser, schon an die Funfzig. Ihre Hände sind glatt, eher zum Spazierengehen als zum Arbeiten. Der alte Zeck nahm sie, weil er Arbeit vollauf hat. Heute früh aber, hört' ich, schmähte und tobte er, daß sie von rechter Feuerarbeit nichts verstünden, faul und unbeholfen wären und besser thäten, weiter zu ziehen. Da haben Sie volle, schwere Beutel gezogen und ihr Handgeld zurückzahlen wollen. Zeck hat's nicht nehmen wollen, sondern gesagt: Bis Samstag müßten sie's in allerhand kleinen Arbeiten abverdienen. Das rief er mir heute zu, als er nach dem Ullagrund ging mit seinem Jungen. Er bat mich, ein Auge auf die beideu alten Kerle zu haben. Ich ging dann zu ihnen in die Schmiede und fand, daß sie in Verlegenheit waren, als ich eintrat. Bis Sonntag, sagt' ich ihnen, könnt Ihr noch dableiben! Dann trollt Euch! Wir gestatten hier keinen Aufenthalt! Dazu zogeu sie eine Miene, daß ich fast grimmig wurde. Heunisch rief mir einen Guten Morgen zu. Er ging gerade vorüber und wollte aufs Schloß. So kam ich von den beiden Gaunern ab. Ich will sie scharf im Auge behalten."

„Thut das! Thut das! Pfannenstiel!" sagte der Justizdirector zerstreut. „Gebe der Himmel, daß das heutige Diner in Ehren überstanden ist. Es ist elf Uhr. Ich muß mich ankleiden." Damit überließ Herr von Zeisel den Staat, die Wahlen, die Krisis, die öffentliche Sicherheit dem Gerichtsboten und Amtsvogt, der in seine Thurmwohnung ging, um sich ebenfalls etwas festmäßig anzukleiden. Der Gedanke: Alles das um einen

ausländischen Tischlergesellen! ließ ihn manchmal erstaunt genug den Kopf schütteln.

Der Mittag kam heran, und gleich nach zwölf Uhr gerieth ganz Plessen in Bewegung. Die am entferntesten wohnten, kamen gerade früher als die näher Wohnenden. Doctor Reinick war einer der ersten. Er besuchte zugleich einige Patienten und Genesene. Leider mußte er, statt in Plessen, in Randhartingen wohnen, weil der Spezereihändler und Apotheker Sonntag dort ein Gut bewirthschaftete und deshalb nicht in Plessen wohnen konnte. Auch Herr Sonntag fuhr in einem kothbespritzten Einspänner vor. Der Wirth in der Krone sah es in seinem Hofe einmal wieder recht lebendig werden. Drossel aber, der Hirschwirth, jagte mit seinem Einspänner wie im Schuß beim Kronenwirth vorbei. Seine beiden ältesten Töchter saßen neben ihm. Aber hier und da rief er, von der Krone an langsamer fahrend, diesem oder jenem bekannten Bauer zu: „Neue Wahlen! Was sagt Ihr? Neue Wahlen! Unser Fürst! Neue Wahlen! Kanonen! Wir erleben was! Justus hat geschrieben. Heut Abend kommt mehr. Es sieht unten schlimm aus! Hurrah!" Er schickte seinen Einspänner, aus Brotneid, nicht in die Krone, sondern auf einem beschwerlichen, morastigen Wege durch den Wald in die Sägemühle. Der Sägemüller war sein Freund. Sie hatten beide das eigene Schicksal erlebt, daß vor Jahren ihre Schwestern, die den Förster Heunisch heirathen sollten, durch unglückliche Zufälle ums Leben kamen.

Herr Rentmeister von Sänger, ein ehemaliger Offizier und alter Kamerad aus dem Husarenregiment, das nach dem Generalfeldmarschall das fürstlich Hohenberg'sche hieß, fuhr mit seiner Frau Gemahlin in einem Zweispänner. Sie stiegen am Amthause aus und ließen, ein Vorrecht alter Zeiten benutzend, ihre Kalesche dem Schlosse zufahren, wo sich leere Remisen und Ställe genug befanden. Louis Armand im schwarzen Frack, ein leichtes Tuch nicht steif, sondern leicht um den Hals geschlungen, in Stiefeln, die er sich selbst geputzt hatte, und mit schwarzen Handschuhen, begegnete dem Wagen und schloß aus seinem Aussehen auf eine gewähltere Gesellschaft. Er hatte den Vormittag mit Briefen an die Heimath, an Märtens zugebracht, auch Fränzchen ein paar freundliche Worte geschrieben, die dann Heunisch mitnahm, der gekommen war, nochmals den ihm immer mehr gefallenden Plan zu besprechen, daß seine Nichte zu dem Generalpächter kommen könnte. Murray hatte ihm viel Vergnügen gewünscht und ihn beruhigt, daß er sich seinerseits zu unterhalten wissen würde. „Wer die Einsamkeit nicht liebt," hatte er gesagt, „ist nur ein halber Mensch. Wer nicht einsam sein kann, ist auch

nicht versöhnt mit sich. Die Verbrecher fürchten sich vor nichts so sehr als vor Einsamkeit. Es ist ihre fürchterlichste Strafe. Dennoch muß sie, wie jede Strafe, mäßig angewandt werden. Einsamkeit soll bessern, nicht abstumpfen. Sie soll nicht gleich ganz gegeben werden, sondern nur nach und nach. Dann wird sie zu einer heilenden Strafe. Man gewinnt die Einsamkeit lieb und spricht mit ihr und versöhnt sich mit seinem eigenen Schatten."

Am Eingang des Amthauses begegnete Louis dem Vicar Oleander und der Frau Pfarrerin. Jener kam einfach, diese mit ängstlich gewähltem und doch ärmlichem Putz. Sie grüßte Louis, als wär' es der Fürst selbst gewesen. Die Aermste war eine durchweg eingeschüchterte Natur, lebte nur in ihren Kindern und in der äußern Sorge für ihren Gatten, der ihr auf eine so überraschende, seltsame Art entschwunden war. Gewiß war es eine Frau, die in ihrer Sphäre erkannt sein wollte, um bei aller Einfachheit nicht ohne Werth zu erscheinen. Was konnte sie dafür, daß sie von einem Mann gewählt, als Gattin heimgeführt worden war und ihm nun nicht mehr genügte? Unter ihren Kindern fand sie sich in ihrem ewigen Mutterrecht. Und im Grunde murrte sie über ihr Los? Ließ sie es sich nicht genügen, so einfach und so freudenleer es war? Wenn eine Frau von geringen Fähigkeiten und ohne äußeres Verdienst durch den Mißgriff eines Mannes zu Rechten kommt, die sie anspruchsvoll geltend zu machen sucht, so wird man dem trotzigen Wort: Er hat mich aber doch nun einmal genommen! wenig Berechtigung beimessen können. Wenn aber ein so zu einer gewissen Haltung gekommenes Wesen ewig nur wie eine niedrig wachsende Schlingpflanze an dem festen Stamm ihres Rechts sich hinzieht und nur dahin sich ausdehnt, wo es ihr und ihren Kindern wärmer von der Sonne beschienen dünkt, wer möchte da nicht duldend herabblicken und dem bescheidenen Dasein jede Freude wünschen?

Zu den Gästen, die ein großes aufgeputztes Zimmer empfing, gesellten sich bald auch Ackermann und Selma. Es lag eine eigene Ironie in den Zügen des Mannes, wie er mit seinem lieblichen Kinde in diesen geputzten Kreis ländlicher Bedeutsamkeit eintrat. Freundlich neigte er sein Haupt mit der offenen, freien Stirn nach allen Seiten hin, und Selma bot jedem die Hand, der ihr nahe stand, nur Louis nicht, den sie zu vermeiden schien und nur flüchtig grüßte. Oleander, der für Aeußerlichkeiten sonst keinen Sinn hatte, pries ihren Anzug, zum Erstaunen der in einem blau- und rothschillernden Seidenkleide die Honneurs machenden Frau Justizdirectorin, die, sein Entzücken verspottend, ihm sagte: „Herr Vicar, Sie bewundern so was und wissen gar nicht, worin eigentlich der wahre Reiz dieser ge-

schmackvollen Toiletten besteht!" — „O stellen Sie mich nicht auf die Probe!" antwortete Oleander. „Ich analysire Ihnen sonst jenes schöne himmelblaue Kleid so, daß ich unten die Besätze abtrete." Er verlor sich im Anschauen und folgte mit strahlendem Blick Selma, wie sich diese den Damen näherte und deren Bekanntschaft erneuerte.

Louis aber benutzte den Umstand, daß man noch auf den letzten randhartinger Wagen wartete, um Ackermann beiseitezunehmen. Ohnehin von allen Anwesenden mit der größten Neugier betrachtet, kam ihm die Gelegenheit, sich zurückzuziehen und den vielen Fragen auszuweichen, erwünscht. Er stellte sich, da zwei Zimmer geöffnet waren, in das Nebenzimmer zu Ackermann und trug ihm sein Gesuch wegen Fränzchen vor. Diesem kam der Antrag erwünscht. Erst heute, bei den Vorbereitungen zu dieser Einladung, hätten sie ein Wesen vermißt, daß seiner Tochter näher stünde, als eine gewöhnliche Dienerin. „Mit Freuden," sagte er. „Ihre Theilnahme bürgt für das junge Mädchen!" Selma trat hinzu und erfuhr, um was es sich handelte. „Nun," sagte sie, „da ist ja all mein Wünschen heute erfüllt!" Sie küßte den Vater. Ihre kastanienbraunen sich ringelnden Locken hingen auf den Nacken herab, und das Auge, das sich emporrichten mußte, bekam eben dadurch einen Aufschlag von durchdringender Kraft und schwärmerischer Milde.

Indem rasselte endlich der ersehnte, verspätete letzte Wagen vor. Die Justizdirectorin hatte schon vor Ungeduld und vor Angst, ihre Speisen möchten verbrennen, keine zusammenhängende Antwort mehr geben können, sondern war von Gast zu Gast gewandert und hatte zu jedem über die Unschicklichkeit der Verspätungen gesprochen. Herr von Zeisel hatte Mühe, sie zu beruhigen. Endlich kam ein großer Vierspänner, welchem drei Männer entstiegen. Herr Anverwandter, ein reicher Gutsbesitzer in Randhartingen, der Ortsvorsteher Marx aus Schönau und ein dritter, den niemand kannte. Louis stand gerade im politischen Gespräch mit dem sehr lebhaften, aufgeregten Oekonomen vom Gelben Hirsch, Herrn Drossel, als die Thür aufging, der starke Herr Anverwandter eintrat, nach ihm Herr Marx und der dritte, der von allen Anwesenden wenig Notiz nahm, sondern mit scharfem Blick sich gleich Louis hervorsuchte. Louis wandte sich und erschrak freudigst, Siegbert Wildungen zu sehen. Die Frage: „Wie ist das möglich!" ging in der Umarmung verloren. Die Anwesenden nahmen das lebhafteste Interesse an dieser Begrüßung und waren, als sie den Namen hörten, sogleich davon unterrichtet, daß auch dieser junge Maler zu dem engern Freundschaftskreise des Fürsten gehörte, dieser selbe Wildungen,

der in den vielbesprochenen Johanniterprozeß verwickelt war, dessen Kunde schon überall hingedrungen schien.

Siegbert, auf dem die Blicke der Frauen mit Wohlgefallen ruhten, erzählte mit wenigen Worten, daß er in dem vier Meilen von hier gelegenen Oertchen Schönau das freundlichste Entgegenkommen gefunden hätte. Herr Marx hätte ihn aufgefordert, mit ihm nach Randhartingen zu fahren und Herrn Anverwandter zu malen zum Geschenk seiner Frau, die Herrn Anverwandter's Schwester wäre. Er hätte diesen Antrag angenommen, um, flüsterte er Louis mit gedämpfter Stimme zu, in seine Nähe zu kommen, da er vermuthet hätte, daß er sich noch auf dem Hohenberg befände. Eine weitere Auseinandersetzung war nicht möglich, da eben die Aufforderung, sich zu Tisch zu setzen, erfolgte. Paarweise schritt man über einen steingepflasterten Corridor nach einem schön gelegenen Eckzimmer, das an freundlichern Tagen eine herrliche Aussicht in die Ebene bieten mußte. Siegbert wurde von der Justizdirectorin wie im Traum entführt, Louis wagte niemanden die Hand zu bieten. Ackermann gab ihm seinen eigenen Arm; Selma, auf die es der Vater für Louis abgesehen hatte, war schon vom Hauptmann und Rentmeister von Sänger entführt, der trotz seiner Jahre die Frauen liebte wie sein alter Chef und schon die dritte Gemahlin hatte. Frau von Sänger, eine hübsche, lebhafte Blondine, schien nicht zufrieden, daß sie hatte mit dem einfachen Doctor Reinick vorlieb nehmen müssen.

Auf dem Corridor sagte Ackermann zu Louis: „Wer ist der junge Mann, der mit Herrn Anverwandter kam?" — „Hörten Sie ihn nicht nennen?" antwortete Louis. „Derselbe Siegbert Wildungen, von dem Sie gestern erzählten, daß Sie ihn als Kind auf den Armen trugen." Ackermann war von dieser Mittheilung sichtlich bewegt. Er blieb hinter dem entferntesten Stuhle stehen und richtete den Blick auf Siegbert, der seinerseits auch ihn, dessen Kopf ihm wohlgefiel, fixirte.

Frau von Zeisel duldete nicht, daß schon alles Platz nahm; denn gestern Abend schon war ihre Sorge gewesen, mit Oleander'n, den sie deshalb vom Whistspiel dispensirte, gründlichst zu überlegen, wie jeder Gast placirt sein sollte. Der Actuar Weiße hatte in sauberster Kanzleihandschrift Zettel geschrieben, die auf den etwas altmodischen Gläsern lagen und jeden Namen in einer auf Psychologie und die Schule der Höflichkeit begründeten Ordnung möglichst orthographisch wiedergaben. Für Siegbert lag ursprünglich neben einem der Fräulein Drossel ein leerer Zettel, und Frau von Zeisel hatte Herrn Ackermaun neben sich trotz der Rivalität. Gleich aber wußte die kleine Frau diesen Irrthum

zu berichtigen und vertauschte die Zettel so, daß Siegbert Wildungen, der blonde Maler mit den blauen Augen, den frischen Lippen und den weißen Zähnen, die bei seinem Lächeln so freundlich hervortraten, an ihre Seite, Ackermann aber zu den Gelben-Hirsch-Töchtern in die Nähe des ultrademokratischen und, wie man sagte, ultrafinanzzerrütteten Oekonomen Drossel kam.

Endlich saß die Gesellschaft zu großer Beruhigung des Herrn von Zeisel, dem schon einige Schweißtropfen auf die Stirn traten. Er gab heute ein Diner der Herablassung, ein Diner der Rücksichten. Er war außer ihm nur der einzige Adelige, Herr von Sänger, zugegen, und auch dieser nur als fürstlicher Rentmeister. Dennoch setzte ihn selbst diese Aufgabe, wo er doch nur gnädig, nur herablassend zu sein brauchte, in Verlegenheit. Er hatte dabei den Takt, Louis Armand neben sich zur Rechten zu setzen und ihm die Unterhaltung der Frau Pfarrerin zuzuweisen.

Frau von Sänger war eine heitere und kokette Frau. Sie zeichnete sich durch eine schöne Gesichtsfarbe aus und erweckte durch ihre Lebendigkeit eine große Vorstellung von dem ihr innewohnenden Temperament. Sie pflegte mit der Justizdirectorin in Kleidung, Lebensweise und Neigung zu wetteifern, und hatte eigentlich, seitdem Frau von Zeisel Gefallen an Oleander'n fand, in der ganzen Gegend niemand ihres Attachements Würdigern gefunden, als geradezu Selma's Vater, der wohl im Stande war, noch auf Frauen einen lebhaften Eindruck zu machen. Nun war ein Franzose, Louis Armand, und vollends ein hübscher Maler, Siegbert Wildungen, in den meist philisterhaft und bequem sich fühlenden Kreis getreten. Da ihrem Stolz denn doch Louis' Stand zu geringfügig erschien, so ergrimmte sie nicht wenig über ihre Rivalin, die den andern neuen Ankömmling so ohne weiters in Beschlag genommen hatte. Ihr Gatte entfaltete inzwischen gegen Selma jene Liebenswürdigkelt der alten Herren, die, wenn sie sich in gewissen Schranken halten, den Frauen gefällt.

Frau von Zeisel hatte ein zwischen der Malerei und der Küche getheiltes Herz. Ihre Blicke schossen bald auf ihren Nachbar, bald auf die Schüsseln, welche die Mägde hereintrugen. Sie erntete alle Anerkennung. Man begrüßte jede neue Speise mit einem Blick auf die präsidirende Wirthin, die zwar trefflich die Würde des Standes im allgemeinen behauptete, sich zuweilen aber doch, besonders wenn es sich um Ergänzung der leer gewordenen Flaschen handelte, hinreißen ließ, Winke zu geben, ja sogar selbst einmal aufstand, wofür Herr vou Zeisel den Muth hatte, sie mit einem ernsten Blick zu bestrafen.

Ackermann beobachtete voll Rührung die Freundschaftsblicke, die Siegbert und Louis zuweilen über den Tisch wechselten. Er war der Schweigsamste am Tische. Selma plauderte mehr, als ihm lieb war. Das junge Mädchen, die Blume der Tafel und der eigentliche Mittelpunkt der Gesellschaft, schien nur zu sprechen, um ihre innere Aufregung zu verbergen. Oft warf sie einen verstohlenen Blick zu Louis und einen flüchtigen zu Siegbert hinüber, der seinerseits vom Reiz dieses frischen Kindes träumerisch gefesselt war.

Oleander, der Vicar, stand natürlich zuerst auf und brachte einen Toast auf den Fürsten. Er nannte Egon von Hohenberg einen, der auf der Menschheit Höhen ebenso scharfblickend empor wie niederwärts zu schauen verstünde. „Er hat," schloß er in gebundener Rede, „er hat des Lebens tiefste Wurzeln aufgesucht, das innere Sein und der Erscheinung Flucht mit Denkerblick erspäht; den Thron der Wolken fand sein Alpenstab, und was ihm schon das Schicksal selber gab, er nahm es nur als seines Wanderns Lohn!" Beifall verstand sich von selbst. Nur Drossel brachte sogleich, bitter genug, die neuen Wahlen und die geladenen Kanonen aufs Tapet. Es war ein Mißton, den Louis und Siegbert, sich gegenseitig bedeutsam ansehend, in der ganzen Dissonanz fühlten zu dem Accord, den Oleander's Worte hervorgerufen hatten. Ihre Freundschaft für Egon gab dem Rentmeister recht, als er Drossel'n bedeutete, den Rand zu halten. Freilich ließ der alte Herr sogleich eine Anzahl grimmigster Verwünschungen über die Demokratie aufprasseln, die nun endlich in dem Sohn des alten Generalfeldmarschalls ihren richtigen Bändiger gefunden hätte. Er richtete dabei mit einer gewissen Absichtlichkeit, die dem amerikanischgesinnten Ackermann nicht entgehen konnte, ein Pelotonfeuer gegen die Republikaner, die er mit Stumpf und Stiel ausgerottet verlangte. Auch der Apotheker Sonntag, der Actuar Weiße und der Ortsvorstand Marx waren derselben Meinung und konnten die Gefahr, die dem Staate durch seine neuen demokratischen Grundlagen drohte, nicht bedenklich genug schildern. Herr Anverwandter war Fettmasse. Er konnte keine Meinung über das Prinzip der Bewegung haben. Herr von Zeisel lavirte. Er meinte, die Politik des Fürsten läge noch nicht ganz offen vor. Heut Abend wär' er vorläufig auf die Zeitung gespannt.

Die politische Debatte kam in vollen Gang und die Flaschen leerten sich. Frau von Zeisel begann bereits gewisse auf diese Beobachtung hindeutende Blicke des Herrn von Zeisel zwar mit Ingrimm, aber doch mit weltkundigem Takt zu verstehen. Glücklicherweise zeigte sich Siegbert, ihr Nachbar, von einer mannich-

fach liebenswürdigen, aufmerksamen Seite und erzählte ihr so viel Fesselndes von seiner Absicht, in der That den dicken Herrn Anverwandter zu malen und sich längere Zeit in der Gegend zu halten, daß sie mit einem verklingenden Seufzer die Kellerschlüssel hinterrücks durch den Stuhl ihrer Bedienung zureichte und den Weinvorrath auf Gnade und Ungnade in fremde Hände gab.

Man brachte Toaste auf die Wirthin, den Wirth, die Damen, die Gäste, ja auch auf Louis Armand, den Freund und Genossen des Fürsten aus. Diese letztere Aufmerksamkeit hatte Oleander gehabt, der alles, was poetisch war, lebhaft ergriff und jenen Muth besaß, unter Schaalheit und Philisterei sich an das Bedeutendere zu halten, mocht' es auch anfangs wunderlich erscheinen. Er erlebte damit den eigenthümlichen Fall, daß das Poetische immer verstanden, immer freudig aufgenommen wird, selbst unter nüchtern Scheinenden und rein materiell Gestimmten. Er sagte hier einige schöne Worte über Egon's allbekanntes vergangenes Leben und jeder verstand diese und jeder fühlte, wie sie den einfachen Fremdling verklärten und hoben.

Louis Armand aber, der schon längst bemerkt hatte, daß man sich des Justizdirectors wegen Zwang auferlegte, offen und frei die Verehrung vor Ackermann auszusprechen, Louis erhob sich mit raschem Entschluß, lehnte den Einfluß, den man ihm auf den Fürsten zuschrieb, bescheiden ab und sagte: „Denen wollen wir Dank sagen, die dem Fürsten die Hand geboten haben, festzustehen auf dem Boden seiner Väter! Es lebe Herr Ackermann!" Dieser Toast, so kurz, so einfach, so natürlich, drückte aller Stimmung aus, und die lange verhaltene Empfindung machte sich in dem freudigsten Jubel Bahn, der nur noch von Drossel, der sogleich hinzusetzte: Der Republikaner hoch! unmelodisch überschrieen wurde.

Ackermann hielt sich an den herzlichen Gruß, der ihm in den Gläsern widerklang, die ihm Reinick, Oleander, Sonntag, Anverwandter entgegenhielten, und sagte, dem Justizdirector die Hand bietend, die dieser auch ergriff und schüttelte: „Lassen Sie den Frühling leben, meine Freunde! Lassen Sie die Hoffnung leben! Der Winter rüttelt schon an der Thür, ein schlimmer Gast, der uns noch eine lange Prüfungszeit bringen wird! Wenn dann aber der Schnee auf diesen Höhen schmelzen wird, die Lerche steigend singt, die Erde, zerschnitten vom Pflug, Frühlingsodem ausströmen wird, dann wollen wir alle zusammenwirken und in dem Glück eines Mannes, den wir alle lieben, unser eigenes finden. Auf treue, gute, mithelfende Nachbarschaft!"

Das war wieder ein Wort, recht aller Herzen entzündend.

Nun bekam doch auch jeder etwas für sich! So sind die Menschen. Erst allenfalls einer, dann aber auch alle. Die Gläser klangen, die Hände wurden geschüttelt. Als man sich wieder gesetzt hatte und sich von den angeregten Gefühlen sammelte, um wieder zur Tafelrunde zurückzukehren, kam noch ein Glas als Nachzügler zu Ackermann hinüber. Selma hielt es hin, mit schalkhaftem, lächelndem Blick. Dem Kinde glänzte eine Thräne im Auge, die der Vater durch einen Scherz nicht entfernen konnte. Auch er war gerührt und drückte die Hand der holden Tochter über den Tisch hinüber.

Wie vorauszusehen war, mußte zuletzt auch der Gegenstand berührt werden, den damals alle Welt an den Namen Wildungen anknüpfte. Gleich bei Siegbert's Eintreten hatte man geflüstert, ob dies jener Wildungen wäre, der — ja! ja! hatte es geheißen, und mit um so gespannterm Interesse betrachtete ihn jedes Mitglied der Tischgesellschaft. Herr von Zeisel war es, der das Eis dieser Spannung brach und mit den beziehungsreichen, von allen prüfend belauschten Worten Siegbert sein Glas entgegenhielt: „Zwar hat sich vieles in unserm Hohenberg geändert! Alte Irrthümer sind erkannt worden, und neue Hülfe ist gefunden. Aber man soll Niemanden verleugnen, der uns Freund ist, wenn er auch irrte. Der Justizrath Schlurck mag der Zukunft des Fürstenthums nicht gewachsen gewesen sein. Dennoch schätz' ich ihn als meinen Freund. Ich wünsch' ihm die reichsten Belohnungen für seinen allbewunderten, vielgerühmten Scharfsinn. Nur in Einem Gegenstande soll er unterliegen, in Einem Punkte die Waffen strecken müssen, in Einem eine ganz schmähliche Niederlage erleiden — Herr Siegbert Wildungen, ich meine in Ihrem Proceß!" Damit war ein Damm weggerissen. Alle Blicke, alle Fragen der Neugier hatten eine freie Strömung. Jeder sah jetzt in Siegbert Wildungen einen künftigen Krösus, und Louis besann sich sogleich durch die Röthe, die den Freund überflog, auf die Aeußerungen, die noch vor kurzem über diesen Gegenstand Siegbert im alten Rathskeller der Residenz gethan hatte. Jetzt sah er ja das Gegentheil von Unpopularität! Jeder wünschte ihm und dem Bruder Erfolg! Mit wärmerem Interesse aber als alle übrigen ließen Selma und Ackermann ihre Blicke auf Siegbert ruhen, und bald wußten es alle, daß Ackermann in jüngeren Jahren den Fremden wollte auf den Armen getragen haben.

„Wie und wo das?" rief Siegbert erstaunt. — „In Thaldüren!" — „Kannten Sie meinen Vater?" — „Vater und Mutter!" — „Ich entsinne mich nicht, je Ihren Namen —" — „Wie geht es Ihrer Mutter!" — „Sie kränkelt —" Siegbert

begriff nicht, wie ihm wurde, als er Ackermann ins Auge sah. Es stiegen ihm Empfindungen auf, denen er keinen Namen geben konnte. Ganz verloren in die Züge Ackermann's und Selma's hörte er nicht, daß man ihn um Auskunft über den Stand seines Processes bat.

Erst Frau von Zeisel mußte ihn erinnern, daß man mit ihm sprach. Er sagte: „In erster Instanz haben wir verloren. Jetzt ist mein Bruder in Angerode, wo wir schon einmal über diese alte Streitfrage Documente fanden. Es handelt sich um die genauere Feststellung unsers Stammbaums. Mein Bruder schreibt mir, daß es ihm gelungen ist, Thatsachen, die ein neues Licht verbreiten, aufzufinden. Schon ist die Appellation im Gange." — „Wissen Sie," sagte Oleander, „daß Probst Gelbsattel, dem ich die hiesige Vicarstelle verdanke, einer der heftigsten Gegner Ihrer Ansprüche ist?" — „Nicht bloß der Probst," sagte Siegbert. „Ich fürchte, daß wir alle Welt zu Gegnern haben." Diese bescheidene, selbstlose Aeußerung bestritt man. Drossel meinte, so müßte es mit allem Unrecht gehen, das durch Verjährung Recht geworden wäre. Er verwünschte die Pfaffen, die Tyrannen, die Advocaten, die Menschenschinder, die verthierten Söldlinge, die Staatsanleihen, alles durcheinander. Der Apotheker war auch für den Satz: Jeder ist sich selbst der Nächste! Und Frau von Zeisel bedauerte unendlich, daß es der schönen Melanie nicht mehr möglich sein würde, fast alle Tage ein anderes Kleid anzuziehen; allein darum gönnte sie doch Herrn Siegbert Wildungen ein Vermögen, das sicher einem Halbdutzend großer Rittergüter gleichkäme.

Die Erwähnung Melanie's, der Uebergang auf ihre Anwesenheit in Hohenberg, die Nachfrage wegen ihrer wieder abgebrochenen Verlobung mit dem Stallmeister Lasally, der hier durch sein mürrisches Benehmen alle verletzt hatte, die lächelnden Mienen über Melanie und den Fürsten, alles das war ein Durcheinander, das für Niemand chaotischer und unbehaglicher wurde als für Selma. Siegbert, Louis, alle wurden ihr in diesem Augenblicke verhaßt. Es war alles um sie her wie voll Dissonanzen. Wahrhaft frei fühlte sie sich von einem lästigen Druck, als man in diesem Tumult aufstand und sie sich an den Vater hängen konnte, dem sie zuflüsterte: „Fort! Fort! Vater! Hier ist es erstickend! Die Brust zerspringt mir!" Ackermann küßte ihre brennende Stirn und sagte in mildem Tone: „Gewöhne Dich, Kind, an Rechnungen, die nicht aufgehen! Ich fühle Dir das Peinliche solcher Dinge, die Du alle nur halb verstehst, nach. Das Leben ist so! Es ist aus Gegensätzen und unvermittelten Widersprüchen zusammengesetzt."

Nach den gesegneten Mahlzeiten, die man sich nun noch weingeröthet, speisenduftend gegenseitig wünschte, wurde Kaffee gereicht und manches vertrautere Wort gesprochen. Nach einem angeregten Diner hört eine Zeit lang alle Diplomatie auf. Frau von Sänger rechnete darauf, jetzt auch von dem jungen Maler einige Vortheile der Unterhaltung zu ziehen, und war nicht wenig verstimmt, als dieser nur mit Louis allein zu sprechen Lust zeigte. Sie ging ohne Zwang beiden nach und duldete nicht, daß sie sich isolirten. Zu ihrem Verdrusse hörte sie hier, daß Siegbert nicht einmal mit ihnen nach Randhartingen zurückfahren, sondern die Nacht, wie schon zwischen ihm und Louis verabredet war, auf dem Schlosse bleiben würde. Für morgen erst versprach er ihr seine Aufwartung zu machen. „Himmel," sagte sie, „man ist hier so verlassen von Menschen, die uns einmal über das Gewöhnliche hinwegführen, daß Sie sich nicht wundern dürfen, wenn ich Ihnen gestehe, ich dulde Ihr Hierbleiben nicht." Siegbert konnte die kleine vertrauliche Unterhaltung, die sich entspinnen zu wollen schien, nicht fortsetzen, denn Ackermann, der sich auf ein Kanapee niedergelassen hatte, richtete einen so bedeutungsvollen, theilnehmenden Blick zu ihm hinüber, daß er sich losmachte und zu diesem entschlüpfte. Inzwischen erfuhr Frau von Sänger von Louis, daß beide, er und Siegbert, die Absicht hätten, gemeinschaftlich nach dem Forsthause zu wandern. Das Wetter wäre schön. Gegen fünf Uhr wollten sie wieder zurück sein. Siegbert würde dann auf dem Schlosse über Nacht bleiben und am Morgen eine Gelegenheit suchen, nach Randhartingen zurückzukommen. Frau von Sänger erklärte, sie würde mit ihrem Mann in dem großen Wagen des Herrn Anverwandter fahren, Herr Wildungen könnte sich dann ihres eignen Wagens bedienen.

Bei Ackermann erfuhr Siegbert, daß Selma schon zu den Kindern des Pfarrers hinüber wäre, wo sie bliebe, bis er einige Geschäfte geordnet und die neue Begleiterin aus dem Forsthause in Empfang genommen hätte. Einer weiteren Nachfrage über seine Beziehungen zu Siegbert's Eltern wich er aus. Er war einsilbig, nachdenklich. Fast schien es, als bereute er die Hingebung, die er über Tisch verrathen. Siegbert fand, daß dies Antlitz, das ihn seiner männlich schönen Formen wegen gefesselt hatte, auch den Ausdruck eines tiefen Ernstes annehmen konnte, und erschrak vor dem Anflug von Kälte, der ihm plötzlich aus Ackermann's Benehmen entgegenwehte.

Louis flüsterte ihm zu, sie wollten gehen und ohne viel Aufsehens scheiden. Doch gelang ihnen dieser Rückzug nicht. Wenigstens sahen die Justizdirectorin und ihr Gatte scharf genug, um sie nicht so entschlüpfen zu lassen. Louis gab das Versprechen

baldigster Wiederkehr und Siegbert gelobte, so lange er in Randhartingen an Herrn Anverwandter malte — und Sie sehen, fügte er, auf den starken Herrn deutend, hinzu, es gehört dazu viel Farbe — wenigstens einen Tag um den andern sich in Plessen sehen zu lassen. Für heute Abend schon zur Whistpartie zurückzukehren, mußte er ablehnen, da er sich dem Wiedersehen Louis Armand's widmen wollte. So gelang es denn den Freunden, davonzukommen.

Wie sie allein waren, jeder sich mit einem Paletot gegen die Novemberluft, die sich schon rauh genug ankündigte, gerüstet hatte und sie sogleich auf dem nächsten Wege dem Forsthause zuschritten, reichten sie sich nochmals die Hand, um ihre Freude über dies glückliche Zusammentreffen auszudrücken. Und die Worte entfuhren ihnen beiden wie im Zusammenklang: „Gott sei Dank! Dies Diner wäre überstanden!"

Achtes Kapitel.

Die beiden Gesellen.

„Ich dachte sogleich," sagte Siegbert auf der Wanderung durch das Dorf nach dem Walde zu, „daß Sie noch in Plessen sind, lieber Louis! Hier also weilte mein Bruder und erlebte Dinge, die so verhängnißvoll für uns alle werden sollten! Ist also das da das Schloß?" — „Bleiben Sie länger hier! Genießen Sie die Gegend, die viele Schönheiten bietet!" — „Ich denke in acht bis zehn Tagen drüben fertig zu werden und lasse mich vorher schon öfters hier sehen. Wie lange bleiben Sie noch?" Louis gedachte des einsamen verlassenen Murray und ihrer gemeinsamen so schwierigen Forschungen. Der Blick nach dem Eckfenster that ihm um so mehr leid, als er nicht wagen konnte, Siegbert mit Murray bekannt zu machen, all der Fragen und Erörterungen wegen, die davon die Folge gewesen wären. „Ich denke freilich schon in einigen Tagen zurückzukehren. Was sagen Sie zu den neuesten politischen Nachrichten?" — „Seit wir so plötzlich auseinander kamen, hat jeder Tag eine neue Ueberraschung gebracht. Egon tritt als Dictator auf. Wenn ich auch die Kraft liebe, so ist es doch bedenklich, daß sich nur die conservative Partei über diese Auflösung der Volksvertretung gefreut hat." — „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich vor Begierde brenne, Egon zu sehen und zu sprechen." — „Ich will wünschen, daß Sie ihm gelegen kommen. Als ich

einen Tag nach Ihnen abreiste, konnt' ich ihn nicht sprechen. Er trägt allerdings wie ein Atlas so schwer auf seinen Schultern." — „Ich wünschte, er hätte unserm Abende im Rathhause beigewohnt: ich glaube, an dieser Verwirrung der Interessen hätte ihn ein Ueberdruß ergriffen, wie uns." — „Glauben Sie? Egon ist ein Mensch der Thatsachen. Er würde uns Ideologen nennen und unsere Chimären verspottet haben." — „Und doch schleicht sich die Erinnerung an jenen Abend in jede freie Lücke des Nachdenkens und füllt sie sogleich ganz. Ich denke immer daran und hefte im Geist schon jedem Menschen, der mir gefällt, das Kreuz unsers Bundes auf die Schulter."

„Auch mir geht es so," sagte Siegbert überrascht von seiner gleichen Erfahrung. „Ich riß mich von der Residenz mit einem heroischen Entschlusse los, kam nach Schönau, besuchte dort die Männer, an die mich der plötzlich so auffallend entgegenkommende Probst empfohlen hatte. Man bot mir in der That eine ansehnliche Summe für ein Frescobild in einer neu ausgebauten freundlichen Kirche und billigte meine Pläne für den zu behandelnden Gegenstand. Nachdem fing ich für die Einweihung der Kirche an, einige alte Gemälde von achtbarem Werth wiederherzustellen, und lernte in dieser Zeit manche tüchtige Persönlichkeit kennen. Sonderbar, daß ich alle mit uns in gleicher Stimmung fand. Alle waren aufs lebhafteste an der Zeit und ihren Entwickelungen betheiligt, wenige aber konnten sich mit dem Parteigeist, wie dieser nun einmal geworden, ganz befreunden. Fast alle warten auf einen politischen Messias, die einen in Gestalt eines Napoleon, die andern in Gestalt eines Washington. Ich gestehe, daß das Vertrauen auf Egon nicht gering ist. Man hat ihn schon so oft die Verachtung vor dem bisherigen Lauf der Dinge auf der Tribüne aussprechen hören, daß jedermann glaubt, er würde einen völlig neuen Staat aufbauen. Mit Ungeduld erwartet man das Wahlgesetz, das er, wie man vermuthet, octroyiren wird. Und doch bemitleidet man ihn, da er mit denselben Steinen, die er eben abgetragen, doch wieder neu wird bauen müssen." Die Freunde besprachen die Stiftung des Bundes, den Versuch, demselben Symbole zu geben, sprachen vom vierblättrigen Kleeblatt. „Ich dachte mir," sagte Louis, „wie es war, wenn meine Schwester mit ihren Freundinnen spazieren ging. Man wandelt fröhlich und an der Abendsonne sich ergötzend über den grünen Wiesenplan, und das Auge sucht unter den tausend Dreiblättern nach einem Vierblatt. Man findet es, man jubelt, man ruft die Genossen. Ein Vierblatt! Jeder will es sehen, jeder bewundert das Spiel der Natur, und jeder wünscht dem, der es gefunden, Glück; ein vierblättriges Kleeblatt bedeutet

Glück.“ — Die Freunde unterhielten sich über die Frage, wen man wohl von denen, die heute bei Tisch gewesen, zu Rittern vom vierblättrigen Kleeblatt würde zu machen wünschen. Ueber Ackermann und Oleander wurde das Anerkennendste geäußert.

Inzwischen lenkten Louis und Siegbert in den Wald ein und gingen denselben Weg, auf welchem im Sommer, an jenem Vormittage, als das goldene Sonnenlicht durch die grünen Zweige schimmerte, vom Jägerhause zurückkehrend, durch Ackermann angeregt, Dankmar so lebhaft von der Nothwendigkeit eines Erkennungszeichens Gleichgesinnter überzeugt war und über seinen Bund der Ritter vom Geiste nachgedacht hatte. Es ging ein scharfer, kalter Wind. Das welke Laub wurde wirbelweise erfaßt und fortgeschleudert. Geknickte Zweige lagen am Wege oder hingen noch halb, oft gefährlich, an den Stämmen. Louis erzählte nochmals ausführlicher sein Vorhaben mit Franziska Heunisch, die Siegbert dem Namen nach schon kannte. Hatte er doch das ihr bestimmte Gedicht: Des Volkes Tochter, arme Bettlerin! übersetzt. Sie kamen auf die Frauen, auf den Muth der Erklärungen, auf offene und verborgene Liebe. Auch Siegbert wußte, warum Olga entflohen war. Siegbert erzählte, daß sie ihm aus der ersten Stadt, wo sie rastete, geschrieben hätte. „Es sind, „sagte er, „die lyrischen Ergüsse eines schwärmerischen Mädchens, das durch die Welt reist, um diese mit ihren Idealen zu vergleichen. Ich würde eine solche Wendung ihres Lebensschicksals mit Freuden verfolgen, wenn nicht auch Helene von Olga mit leidenschaftlicher Liebe angebetet würde. O nur Helene weiß zu lieben, schreibt sie mir. Helene ist die Liebe selbst. Die himmlische Liebe, die für diese abscheuliche Erde nicht paßt! Egon ist einer von diesen herzlosen Göttern der Erde, die Menschenopfer verlangen! Er ist kein Teufel, aber auch kein Gott, er ist nicht böse, aber auch nicht gut! Er ist nur er selbst, der Schatten seines Schattens, das Echo seines Echos, einer der herzlosen Dämonen, die Alles wegzuspötteln, wegzulächeln wissen und erst an Wahrheit glauben, wenn einmal ein betrogenes Weib den Dolch erheben wollte und sie ihn für die Lüge seines Geistes den Stahl der Rache empfinden ließe.“

„Um's Himmelswillen,“ rief Louis lachend, „Das ist ja der reine Nachdruck, Worte, die Olga Helenen nachschreibt und Helene hat sie irgend woher, aus dem Théâtre Français, von der Phädra oder sonst einer wilden Heroine!“

„Ich würde lachen, wie Sie, Louis,“ bemerkte Siegbert, „wenn nicht diese Stylübungen eine neue Wendung erhielten durch den Trost, den Helene d'Azimont suchen muß und finden wird. Leidenfrost schreibt mir, daß der Maler Heinrichson nach Rom

geht, wie man sagt, um sich dort mit Gräfin Helene d'Azimont ein Zusammentreffen zu geben."

„Verleumdung!" rief Louis. „Befürchten Sie Das nicht! Die Gräfin war leichtsinnig, als sie keinen Mann gefunden, der der Liebe einer poetischen Frau würdig war. Sie fand Egon. Trotz der Schmerzen, die mit diesem ihrem Glück andern Menschen bereitet wurden, versichre ich Sie, daß nach der Liebe eines solchen Mannes Helene nicht im Stande sein wird, Gefallen zu finden an einer solchen geleckten Eleganz."

„Sie irren sich, Louis! Heinrichson besitzt Esprit. Er weiß mit den Worten Fangball zu spielen und besitzt die blasirte Kälte, die, mit Geist und schöner Figur verbunden, den Weibern gefällt. Dazu ist er Maler. Nicht wahr? Ich spreche wie ein Don Juan —! Aber diesem Heinrichson fließen alle Vortheile seines Talentes zu. Es ist auch Luft und Leben in Dem, was er auf die Leinwand wirft. Er wird sich Anerkennung verschaffen durch Witz, Satyre. Man wird Angst vor ihm haben, weil er treffende Urtheile schleudern kann. Genug, Freund, nehmen Sie noch ein seltenes Sprachtalent, Conversationston im Salon, vortreffliche Toilette, vornehme Empfehlungen hinzu und ich versichre Sie, er wird Helenen fesseln, für Egon entschädigen, eine Verbindung mit der Gräfin anknüpfen und Olga, ein so junges, noch reines Gemüth, Olga, dieser Engel, soll jetzt schon Zeuge so elender moderner Verirrungen werden, soll —"

„Sie sehen zu weit!" unterbrach Louis den trostbedürftigen Siegbert, der seine lebendigste Liebe für Olga nicht verbergen konnte. Ich kann nicht glauben, daß ein Weib, das einen Egon liebte und von ihm wiedergeliebt wurde, so sehr das Bedürfniß eines zärtlichen Verhältnisses verrathen könnte, um diesen Tausch einzugehen."

Siegbert führte zur Bestätigung seines Urtheils über die Verirrungen in der Liebe die Absicht der Fürstin Adele an, ihn in Schönau besuchen zu wollen. „Sie schrieb mir von einer Verwandten ihrer Mutter, die in der Nähe wohnte, von Otto von Dystra's Verlangen, mich kennen zu lernen. Aber verglichen mit den Vorwürfen, die sie mir über meine Flucht machte, glaub' ich fast, sie will sich selbst überzeugen, ob ich wirklich in Schönau bin oder nicht gar mit Olga und Helenen irgendwo in der Welt schwärme!" — „So wünsch' ich," sagte Louis, „sie kommt nach Schönau, findet Sie nicht und reist, wie es sich gebührt, ihrer Tochter nach Italien nach." — „Und das Seltsamste ist dabei, daß in diesen Frauenköpfen von den Lebenspflichten des Mannes so gut wie keine Vorstellung existirt. Der Weltbau kann in Trümmer gehen, wenn nur Platz zu ihrem

Glücke bleibt. So unersättlich sind diese Leidenschaften in der großen Welt, daß man zuletzt wirklich mit Wonne vor einem beschränkten Mädchen stehen bleiben würde, das noch Sternblümchen zerzupft und dabei fragt: Liebt er mich oder liebt er mich nicht?"

Mit diesen Worten schwenkten die beiden Freunde an der Eiche rechts zur Wiese hin, an deren Rande das Forsthaus vor ihnen lag. Es war schon dunkel geworden. Doch sah man unten kein Licht. Die Hunde bellten der Annäherung der Fremden entgegen. „Heunisch wird zu Hause sein!" sagte Louis und beschleunigte die Schritte.

Fränzchen hatte die Ankommenden trotz der Dämmerung erkannt und kam ihnen unter der Hausthür entgegen. Siegbert freute sich an dem zarten, blühenden Mädchen und dem romantischen Aufenthalt. Der Wald, die Wiese, das Jägerhaus, die liebliche Bewohnerin schienen ihm zusammen zu passen wie ein Märchen. „Für ein Bild romantisch," sagte auch Louis. „In Wirklichkeit ist es aber besser, daß Fränzchen in den Ullagrund zieht. Herr Ackermann ist einverstanden und erwartet Sie. Er ist in Plessen und nimmt Sie mit und zwar sofort." Franziska sprach so laut ihre Freude aus, daß schon Heunisch, der eben mit der Pfeife aus der Hausthür trat, unter der Thür hörte, daß der neue Pächter eingewilligt hatte. Er dachte dabei mit Spekulation an den alten Sandrart und hatte seine vollkommenste Freude an diesem Ausgang. — „Jetzt aber rasch!" sagte Louis. „Das Nöthigste trag' ich selbst und das Uebrige schaffen Sie nach, Herr Heunisch!" Der Onkel hatte nicht das geringste Mißtrauen in dies Verhältniß zwischen Franziska und dem jungen Fremdling, der sich ihrer Angelegenheiten so theilnehmend annahm. Er sagte: „Die Katze kriegt doch noch ein Pfötchen? Sieh, wie sie sich anschmiegt! Komm, Mutz, gieb Dein Patschchen! Der fremde Herr macht sie confus. Ja, Herr, so wohnen wir hier im Walde. Sehen Sie sich um! Schießen Sie gern? Aber Fränzchen, doch noch ein Licht! Ei, willst Du mich im Dunkeln lassen? Ein Licht, daß der Herr da sieht, wie's sich bei einem alten Jägersmann wohnen läßt. Den Elf-Ender da an der Wand den schoß ich selbst!" — Louis machte Licht mit einem Streichfeuerzeuge, das er nach seinen praktischen Gewohnheiten bei sich führte. Das Haus wurde verlassen. Heunisch begleitete noch die Scheidenden die Wiese entlang. Er hatte ein so dringendes Verlangen, eine solche Freude über die Nachricht der Erlaubniß des Generalpächters, Fränzchen in die Nähe des alten Sandrart zu bringen, daß er über den Abschied einen förmlichen

Jubel empfand und versicherte, ihr morgen alle ihre andern Habseligkeiten nachzubringen.

„Was ist das für ein Vogel?" fragte Siegbert, sich plötzlich umwendend. — „Der so lacht?" meinte Heunisch und lachte selbst. „Eine Lachtaube ist es nicht, Herr." Fränzchen zog Louis, der den Bündel trug, mit Gewalt fort. „Das ist die Urschel!" meinte Heunisch und konnte nicht anders, als über die Alte lachen, die ihrer Rivalin, ihrem Störenfried, der nun abzog, einen Spott nach ihrer Art nachsandte. „Meine alte Haushälterin," setzte er für Siegbert hinzu, der über soviel Bosheit hier in Gottes stiller Natur erstaunt war.

An jener Eiche, unter welcher Dankmar einst zuerst vom Bunde der Guten und Denkenden geträumt hatte, nahm Heunisch Abschied, nach der Art dieser Leute umständlich, ohne fertig werden zu können und die Rührung durch tausend Kleinigkeiten verdeckend. Fränzchen erhielt darauf von Siegbert den Arm geboten. Warum sollte sie ihn nicht annehmen! War sie doch in einer Stimmung, als hätte sie sich jetzt allen Menschen an die Brust werfen und rufen sollen: Ich lebe wieder! Ich bin gerettet! Louis regte eine Aufklärung an, die für Siegberts Verständniß nöthig war. Man erzählte ihm, was diese Freude begründete. In Plessen wartete der Wagen Ackermanns. Louis reichte dem Knecht das Päckchen hinauf, das er neben sich legte. Im Wagen war es eng; denn statt der kleinen Hedwig Stromer, die Ackermann zurückgebracht hatte, ging heute der mittelste Knabe mit, Waldemar, dessen Pathe der alte Fürst Waldemar von Hohenberg gewesen. Alle zwei, drei Tage wechselte Selma ab unter den Kindern der Frau Pfarrerin, die an den Wagenschlag kam und für die Liebe dieser guten Menschen dankte. Ackermann schien froh, als sich endlich sein Gaul in Bewegung setzen konnte. Er hatte sich sogleich in die neue Erscheinung gefunden. Zaghafter war Selma. Fränzchen reichte voll Innigkeit und freudigen Dankes Louis noch die Hand, während der Wagen schon rollte.

Jetzt wollte Oleander, der Vicar, den Maler und Louis zurückhalten. Dieser versprach zu kommen. Erst aber trieb es ihn hinauf zu Murray! Es lastete auf ihm wie eine Schuld der Lieblosigkeit. Er hatte ein Fest genossen, einen Freund gefunden, das Glück gehabt, Franziska glücklich zu machen, und da oben saß indessen in stiller Verlassenheit der freudlose, nur in sein Inneres blickende, wehmüthige, gewissenskranke Alte, der dies Erdenleben nur noch für eine letzte Prüfung ansah und alles Trauerbringende für die eigentliche Bestimmung des Daseins. Es trieb Louis, als hätte er ihm um den Hals fallen und diesen

ganzen reichen, glücklichen Tag abbitten müssen. Auf dem Emporwege begegnete ihm Brigitte, mit der er rasch besprach, daß sie noch ein Zimmer zu öffnen, noch ein Bett zuzurichten hätte. Und ob das Fuhrwerk der Frau von Sänger die Nacht über versorgt wäre? Alles Das fragte und bestellte er rasch. Die Alte nickte und gab auf Jedes Bescheid. Nur eine Bemerkung war ihm peinlich. Der Amtsvoigt Pfannenstiel wäre bei ihr gewesen und hätte nach dem alten Herrn oben gefragt, wäre auch selbst zu ihm gegangen und hätte ihn ersucht, der Ordnung wegen, den Namen und seinen Stand aufzuschreiben. „So! So!" sagte Louis und wollte seine Besorgniß verbergen. „Das ist ja Alles in Ordnung. Vergeßt das Bett nicht!" — Nun erst recht hatte er Eile, zu Murray zu kommen.

Er fand diesen in einiger Bewegung und begrüßte ihn sogleich mit den heftigsten Vorwürfen gegen sich selbst. „Ich lasse Sie allein! Verurtheilen Sie mich! Ich bin ohne Aufmerksamkeit für meine Freunde! Vergeben Sie mir!" — „Beruhigen Sie sich doch, lieber Louis," sagte Murray mit Gelassenheit. „Ich bin nie in Verlegenheit, mich mit mir selbst zu beschäftigen. Nur wenn ich gerade sagen soll, was ich treibe, beunruhigt mich's. So vorhin, wo ich der Ortspolizei über Sie sowohl wie über mich, der Ordnung wegen, einen Nachtzettel habe ausfertigen müssen —" — „Ueber Sie und mich? Nun, wenn auch ich verdächtig erscheine, dann beruhigt mich die Nachfrage." Louis theilte Murray in gedrängter Kürze seine heutigen Erfahrungen mit. Er erzählte von den Huldigungen, die man dem Fürsten Egon dargebracht hätte, verweilte jedoch am längsten bei seiner überraschenden Begegnung mit Siegbert Wildungen. Das, was Murray am meisten interessiren mußte, Fränzchen's Uebersiedelung aus dem Forsthause, schien er anfangs vergessen zu haben. Endlich kam er auch auf diese und konnte nicht umhin, von Murray's Schwester eine Schilderung zu geben, die Niemanden mehr bekümmerte, als diesen selbst. „Aber," fuhr Louis fort, „ich bin nicht so leichtsinnig gewesen, nur an mich zu denken. Wir knüpfen an das verstimmte Instrument an. Ich gehe und lade Ihren Bruder ein mit seinem Sohne. Ich möchte, Zeck träte hier ein — Sie sitzen in einer Ecke und beachten unser Gespräch — Ich beginne von Zeck's Verhältnissen und lenke immer mehr auf den Punkt hin, wo ich mich etwa stellen könnte, als wenn ich von Ursula Marzahn Dinge gehört hätte, die ich von ihm bestätigt wünschte. —" — „Dies System macht einem Inquirenten Ehre!" sagte Murray lächelnd. „Aber ich fürchte die Gegenwart eines Solchen, der mich sehen kann —" — „Ich will etwas ausdenken, den Sohn zu entfernen und nur den Alten im Zimmer zu behalten.

Er ist trotz seiner Blendung von bewundernswürdiger Geschicklichkeit und wird an dem Instrument bald erkennen, was wir wünschen —" — „Wohlan! Es giebt keinen andern Weg! Und wissen Sie, daß ich das Nächste, Beste wählen muß aus einem mir plötzlich doch aufgestiegenen, ängstlichen Gefühle? Sehen Sie dort zum Garten hinüber, hinter den Büschen! Man beobachtet mich!" Louis stand auf und wollte an das Fenster gehen, auf das Murray gedeutet hatte. Doch hielt ihn Murray mit den Worten zurück: „Nein! Nicht so! Erst nehmen Sie das Licht und stellen Sie es an ein andres Fenster! Dann werden die Lauscher glauben, daß wir dort stehen, und da hervortreten, wo wir sie sehen können, ohne gesehen zu werden." In der That, man erblickte zwei Männer mit niedergedrückten Hüten, die sich vorbeugten aus den Büschen und die Fenster fixirten. „Das sind Landstreicher! Seien Sie unbesorgt! Ich habe schon gestern von Heunisch gehört, daß Anzeige gekommen ist, man möchte alle Fremden streng bewachen —" — „Schon gestern umschlichen diese beiden Männer das Schloß —" — „Lassen Sie! Ich gehe hinunter —" — „Um's Himmelswillen, nein! Setzen Sie sich keiner Gefahr aus!" — „Die Männer entfernen sich. Ich folge ihnen —" — „Nein, nein! Lassen Sie!" — „Sie sind verschwunden —" — „Genug, ich will nicht, daß Sie ihnen folgen. Bleiben Sie da!"

Jetzt bat Louis den Alten um Vergebung, daß er ihn heute Abend wieder allein lassen müßte. Er wollte den Abend mit Siegbert bei Oleander zubringen. „O gewiß! Thun Sie Das!" sagte Murray. „Wenn drei so reine Flammen ineinander flackern, das muß ein behagliches Licht geben. Gehen Sie aber erst nach einer Weile!" Murray fesselte Louis durch die Wiederholung Dessen, was sie für morgen versuchen wollten. Dann kam Brigitte, ordnete das Bett, gab auf die Frage nach zwei Männern im Garten die Antwort, daß sie nichts gesehen hätte und es vielleicht der Kutscher und der Bediente der Frau von Sänger wären; kurz, Murray war endlich beruhigt und gestattete Louis, in der Schmiede seinen Bruder für morgen bestellen zu lassen. Er wünschte Louis jede nur mögliche Anregung durch einen mit einem Künstler und einem Dichter zugebrachten Abend.

Louis ließ die Bestellung durch den alten Winkler ausrichten und beflügelte seinen Schritt, um zum Pfarrhaus zu kommen. Er erstaunte, als er wieder deutlich in der Ferne jene beiden Gestalten entdeckte, aber nicht allein, sondern mit einem Mann in Amtskleidung im Gespräch begriffen! Sie trugen kurze Jacken und waren ohne Zweifel die beiden unfleißigen Arbeiter der Zecks. Den Mann in der Amtskleidung hatte er bei dem Diner heute auf dem Corridor gesehen. Er folgte den Dreien,

die ruhig und wie im vertraulichsten Gespräch nebeneinander hinschlenderten. Sie schlugen den Weg zum Amtshause ein. Jetzt wandten sie sich, blieben eine Weile stehen, zeigten auf das Schloß hinauf und traten dann wieder ihre Wanderung zum Amtshause an, wo sie zuletzt durch einen Vorbau Louis' weiteren Blicken entzogen wurden. Dieser war dabei über das Pfarrhaus schon hinausgekommen.

Nachdenklich mußte er stehen bleiben und sich zu erklären suchen, was er von diesem Vorfall denken sollte. Die Furcht vor Gaunern gab er jetzt auf. Da ihm nichts beifallen wollte, was ihm wahrscheinlich dünkte, so glaubte er zuletzt sich beruhigen und voraussetzen zu sollen, daß diese Arbeiter in das Amtshaus wären gerufen worden zu irgend einer mit dem Schlosse in Verbindung stehenden Reparatur oder einer sonstigen Dienstleistung. Er kehrte zum Pfarrhause zurück und sah in das nicht geschlossene, matt erleuchtete Fenster. Er sah eine Scene, die ihn fesselte. Zwei Kinder saßen um einen runden Tisch und hatten große Zeitungen vor sich aufgeschlagen, aus denen Siegbert sie vorlesen ließ. Die Mutter, das jüngste schlummernde Kind im Schooße, mit einem Strickstrumpf in der Hand, sah bald auf diesen, bald auf ihr Jüngstes, bald auf Siegbert, der seine Freude an dem geläufigen Lesen der Kinder hatte und ihnen das Gelesene zu erklären schien. Sie lächelte vor Vergnügen über die Fertigkeiten, besonders Hedwig's, die alle von Siegbert ihr vorgelegten Fragen gewandt beantwortete. Dazu das matte Licht einer kleinen Lampe, die laut pickende, bis draußen hörbare Wanduhr, die Stille im Dorfe. Louis mochte sich kaum entschließen, die einfache, friedliche Scene zu stören. Aber der Hund, der unterm Tisch lag, witterte ihn und schlug an. Da mußte er in die Hausthür und seinen guten Abend sagen.

„Ich bin lange geblieben —" — „Herr Oleander ist auch noch nicht da," bemerkte die Pfarrerin. „Die Müllerin hat die Zehrung und bittet ihn immer, ihr Abends ein Capitel aus der Bibel vorzulesen. Heut sind es wohl mehrere geworden," sagte sie. „Er bleibt lange —" — „Inzwischen haben mir die Kleinen aus dem „Jahrhundert" die Werke ihres Papas vorgelesen," sagte Siegbert und zeigte auf die großen Blätter, die über den Tisch ausgebreitet lagen. — „Wir bekommen sie vom Justizdirector," sagte die Pfarrerin. „Sie sind schon immer längst gelesen. Wenn sie die Reihe herum sind, bekommen auch wir sie noch und die Kinder freuen sich immer, wenn da unter einem Artikel steht: Guido Stromer." — „Hier ist noch etwas vom Vater!" rief Hedwig und zeigte auf ein Gedicht. — „Oleander bleibt lange aus. Das Theewasser steht schon oben," bemerkte

die Pfarrerin. — „Lies dem Herrn Louis Armand auch Etwas vor, Hedwig," bemerkte Siegbert. „Du hast einen Vater, den alle Menschen hochverehren, weil ihm Gott die herrlichsten Gaben verliehen." — Hedwig las: „An Diotima?" — Wer ist Diotima?" fragte sie. — „Diotima?" sagte Siegbert und blickte auf die Zeitung, die in ihrem Feuilleton ein Gedicht auf Diotima enthielt mit der Unterschrift: „Guido Stromer." „Diotima," sagte er, „mein Kind, Diotima und Aspasia waren Freundinnen berühmter Weltweisen des Alterthums und werden noch jetzt als Bezeichnung schöner, edler Frauen gebraucht. Diotima heißt auf Deutsch: die Gottesfürchtige." — Die Uhr hatte einen singenden Ton bei ihren Pendelschwingungen. Es raschelte darüber geheimnißvoll im Zimmer. Hedwig las: „An Diotima: Windest Du Rosen ins Haar Dir, Göttliche, wähle die weiße! Denn in der weißen noch glüht zart ein beschämendes Roth." Der Hund schlug an und schnupperte. Da rief Hedwig: „Hier ist noch ein Gedicht an die andere gute Dame: Aspasia! Soll ich es lesen?" — Die Pfarrerin blickte auf ihr schlummerndes Kind. Es lag ein unendliches Weh in ihren Augen, so drückend, so schwer wie diese Schwüle im Zimmer. Ohne die Erlaubniß abzuwarten, las Hedwig: „An Aspasia: Dir, der Schwester, das Roth! Die Centifolie pranget wie in Kohlen die Glut schöner im glänzenden Schwarz." Die Uhr schrillte, wie immer, wenn sie eben schlagen wollte. Jetzt kam Oleander und erlöste Siegbert, der von Guido Stromer's excentrischem Leben mehr wußte als hier Alle, erlöste ihn von der Pein, die Kinder das Lob entziffern zu hören, das der Vater wohl schwerlich hier an die alten Freundinnen des Sokrates gerichtet hatte. In die Wehmuth, die auf diesem Nebelbilde des Lebens ruhte, kam noch Oleander's Wort: „Die Müllerin ist eben entschlafen." Die Pfarrerin erschrak. „Reinick war von der Tafel gleich zu ihr gegangen," sagte Oleander, „und blieb bis jetzt." Indem rollte auch der Wagen des treuen Arztes am Hause vorüber. „Ihre Augen sind zu," sagte Oleander. „Ihr Ohr hörte noch lange, was ich las und sprach. Dann hielt sie mir die Hand so hin, daß ich sie faßte. Sie starb, wie ein Licht erlischt. Und dabei hielt die Mühle nicht still. Die und der Müller waren seit Jahren an das Sterben der Müllerin gewöhnt. Das Mühlrad rundum und sie stirbt. Ich hätte nicht einmal gemocht, daß das Rad schwieg. Wir fahren so hin. Leben, Tod, Tod, Leben, Eins lehnt sich ans Andere. Und es ist tröstlich so. Genug. Es ist vorbei. Kommen Sie nun hinauf, lieben Freunde!"

Louis und Siegbert folgten bewegt dem Vicar, der hinausschritt auf die Treppe zu und auf ihr voranging. Die Pfarrerin

leuchtete. „Oben ist Licht!" sagte sie tonlos — — „Oben ist Licht!" wiederholte Oleander, das Wort auf die Entschlafene deutend. Die drei guten Menschen stiegen hinauf und brachten einen schönen Abend zu. Siegbert hatte Louis' Dichterincognito lüften helfen. Erst mit dem Aufgang des Mondes, lange nach zehn Uhr, stiegen Louis und Siegbert unbehindert zum Schlosse empor und ruhten von einem schönen dankenswerth reichen Tage aus.

Neuntes Kapitel.

Die Stimmschraube.

In der Zeck'schen Schmiede standen am frühen Morgen drei Arbeiter beschäftigt. Der junge Zeck und die beiden neuen Gesellen, die jedoch, da sie den gehegten Erwartungen nicht entsprachen, heute hier zum letzten Male arbeiteten. Es waren in der That zwei alte stumpfe Bursche, von denen man nur der Blindheit des alten Zeck und seiner überhäuften Arbeiten wegen begreifen konnte, wie er solche Leute in seine Werkstatt hatte aufnehmen können. Ohne Zweifel trieb ihn Gewinnsucht, die ihn wiederum nicht für ihn selbst, sondern für das künftige Schicksal seines beschränkten, unanstelligen Sohnes zur Thätigkeit anspornte. Er machte sich anheischig, Ackermann auch Schlosser- und Klempnerarbeiten zu liefern, und würde sich, wenn er die Kräfte hätte auftreiben können, zu allen erdenklichen Geschäften, wenn sie nur mit Feuer und Metall zusammenhingen, erboten haben. Es war in ihm eine Gier nach Besitz, die den Alten für einen nähern Beobachter gefährlich erscheinen ließ.

Die beiden fahrenden Arbeiter hatten bei ihm vorgesprochen und erhielten für Ackermann's amerikanische Mühle zu hämmern und zu feilen. Aber sogleich am ersten Tage merkte Zeck, daß ihnen die Arbeit nicht flink von Statten ging nnd daß sie lieber plauderten, aßen, tranken und recht im Wandern steifgewordene alte Vagabunden waren. Er hatte mit Dem, was sie fertigten, bei Ackermann wenig Ehre eingelegt und sich von diesem müssen sagen lassen: „Alter, ich lobe Euren Eifer zum Arbeiten und Geldverdienen, allein ich kann Euch die unangenehme Erklärung nicht ersparen, daß mit dem Monat März, wenn erst die Lüfte ein wenig milder werden, allerhand neue Schmiede, neue Schlosser und Spengler hier eintreffen werden, die ich mir, natürlich auf einige Wochen nur, verschrieben habe! Der erste Grundsatz eines Geschäftsmannes muß sein, sich nicht aus Rücksicht für Diesen oder Jenen,

den man sich zu kränken fürchtet, mangelhafter Arbeit auszusetzen." — „Ach Herr," hatte Zeck darauf kurz und gefaßt erwidert, „ich bin ja blind! Aber wenn Sie Pferde kaufen —" — „So verspreche ich Euch, Zeck, daß Niemand anders an ihren Huf kommt, als Ihr oder Euer Sohn!" — Mit diesem Troste aufrechterhalten, aber doch innigst ergrimmt, hatte Zeck den beiden Arbeitern erklärt, daß er zwei so faule Schlingel nicht länger beschäftigen könnte.

Der Schlosser raspelte an einigen alten Krammen, die kleiner werden sollten. Der Klempner nietete einige Blechstücke zu einem Dach zusammen. Der junge Zeck schmiedete Hufeisen und kehrte den beiden Andern, die er ohnehin nicht hören konnte, den Rücken. Der Schlosser sagte zum Spengler, dem er heimlich aus einer Flasche zu trinken gab: „Gott sei Dank! Heut Abend haben die Narrenspossen ein Ende —" — „Mich bringt Keiner mehr zu so einer Commission —" erwiderte der Andre und trank. „Ich habe immer gedacht," fuhr der Schlosser fort, „Handwerk hat goldnen Boden. Aber meiner ist eingeschlagen. Ich könnte keinen Schlüssel mehr zu Stande bringen." — „Das ist gut für Eure Ehrlichkeit!"

Der junge Zeck merkte, daß beide Arbeiter die Lippen bewegten und roch den Duft des Getränks. „Faullenzer!" unterbrach er sie. „Denkt Ihr, daß Ihr heute nichts mehr zu schaffen braucht, weil's Gott sei Dank der letzte Tag ist? Nicht einen Groschen zahlt Euch mein Alter aus, Ihr Taugenichtse!" — „Schöne Complimente!" bemerkte der Klempner seufzend. „Manchmal," sagte der Schlosser und raspelte, „hab' ich doch schon gedacht: Du nimmst einen Hammer und klopfst Dem da oder dem Alten Eins auf den Deez. Verloren wäre nichts an ihnen." — „Man muß es tragen, weil's Dienstsache ist —" — „Ja, wären die Diäten nicht —" In diesem Augenblick kam der alte Zeck die Stiege herunter. Er blieb ohne fehlzutreten eine Weile an der untersten Stufe stehen, als wollt' er sich erst in der Werkstatt zurecht finden und hören, ob Jeder an seiner Arbeit wäre. Dann ging er an den Blasebalg und schürte das Feuer, das ihm matt vorzukommen schien. „Die Müllerin ist gestorben," sagte er vor sich hin. „Gott hab' sie selig!" Seinem Sohne diese Nachricht mitzutheilen, war im Lärm des Klopfens, Feilens und beim Brausen des Blasebalgs nicht möglich. „Um zehn Uhr auf's Schloß!" sagte er nach einer Weile wieder vor sich hin.

„Was brummt nur der Alte?" flüsterte der Spengler. „Er sagte etwas vom Schloß —" meinte der Andere. „Anneliese!" schrie der Alte plötzlich wie mit einer Stierstimme, daß die beiden Arbeiter, die etwas schwachnervig waren, zusammenfuhren. Besonders bekam der Spengler das Zittern. „Anneliese!" wiederholte

der Blinde. Nach einer Weile kam die alte Magd halb auf die Stiege herunter und kreischte: „Meister!“—„Um zehn Uhr?“ fragte der Blinde. — „Um zehn!“ bestätigte Anneliese und wiederholte die Erzählung der Einladung und Bestellung noch einmal.

Die beiden Arbeiter horchten auf. Der Blinde merkte es am Ruhen ihrer Instrumente. „Nun,“ schrie er sie an, „schlafen Euch die Arme ein?“ — „Scheert Euch zum Teufel,“ antwortete der Schlosser; Ihr seid ein Grobian! Und wenn Ihr uns in Gold auszahltet, bei Euch bliebe kein ehrlicher Arbeiter.“ Die Worte: Ehrlicher Arbeiter und in Gold auszahlen, machten einen eigenen Eindruck auf den Blinden. Sonst schon hatte er bei solchen Zänkereien gesucht, den beiden Arbeitern nahezukommen und sie mit dem Schürhaken, den er rasch zu ergreifen wußte, zu treffen. Es war ein ängstlicher Anblick, wenn der wilde Blinde wuthschäumend herumtastete und die Andern vor ihm flohen. Heute machte ihn das Wort vom In-Goldauszahlen stutzig. Er wetterte mit Schimpfreden, die von der zänkischen Anneliese unterstützt wurden, bis ihr der Blinde andeutete, auch sie sollte nun an die Arbeit gehen.

Eine Zeitlang ging es in der Schmiede zwar geräuschvoll genug, aber still in der Unterhaltung so fort. Um acht Uhr sprach Heunisch mit der Pfeife und der Büchse auf dem Rücken vor. Er erbat sich einen Karren, um Fränzchen's Sachen nach dem Ullagrund zu fahren. Er wünschte auch, daß der junge Zeck den Karren ziehen sollte. Das hatte beim Alten keinen Anstand; doch mußte ihm Heunisch erst erzählen, wie diese Aenderung so rasch gekommen war. Während das Dieser umständlich und in seiner Weise vortrug, machten sich die Arbeiter einige Male bedeutende Geberden, sodaß Heunisch, der sie mißverstand, nachdrücklich seine Erklärung damit schloß: natürlich geh' ich mit dem Jungen mit und stopfe nicht blos meine Pfeife dabei, sondern auch meine Büchse. Es soll jetzt Gaunervolk hier herum lungern.“ Der Schlosser lachte vor sich hin. — „Warum lacht er?“ fragte Heunisch. Ich rathe ihm nicht zu lachen, wenn ich ihm morgen noch im Holz begegnen sollte!“ Der Blinde nahm den aufgeregten Jäger und ging mit ihm vor die Thür der Schmiede.

„Wie gesagt,“ meinte jetzt der Schlosser wieder, „wenn die Diäten nicht wären —“ —„Ich muß sagen,“ fiel der Andere ein und wischte sich den Schweiß von der Stirn, „eine solche Commission übernehm' ich in meinem Leben nicht wieder — eine Kugel in den Leib macht allen Diäten ein Ende!“ —„Der grimmige Kerl könnte uns den Spaß versalzen. Vom Forsthause können wir nicht ein Wort berichten. Vorgestern Abend, den Versuch werd' ich mein Lebtag nicht vergessen. Ich wünschte nur, ich hätte die Pille, die

der Kerl mir zu kosten geben wollte, aus dem Eichbaum, in den sie fuhr, mitnehmen können. Die sollten sie mir zu Hause versilbern!" — „Wenn der Jäger heut Nachmittag fort ist," bemerkte der Spengler, „und wir um Mittag aus unserm Dienst treten und doch noch den Versuch machten, ins Forsthaus zu kommen —" — „Wir müssen Pfannenstiel fragen," sagte der Schlosser und winkte zum Schweigen; der alte Zeck kam zurück und allein.

Bis gegen neun Uhr wurde fortgearbeitet. Da hatte der Spengler den Muth, den Blinden zu fragen: „Wißt Ihr denn, Meister, was es auf dem Schlosse zu arbeiten giebt?" — „Das geht Euch nichts an! — „Vielleicht ist's Schlosserarbeit," meinte der Andere, der vorhin verrathen hatte, daß er mit dem Gerichtsdiener Pfannenstiel vertraut war. Der Blinde wußte schon, daß das Anfertigen einer Stimmschraube für ein Pianoforte von ihm verlangt wurde, und sprach darüber lauernd und listig, um sich Raths zu holen.

Als sich der Schlosser auf einen solchen Drücker, wie er's nannte, besonnen hatte, fragte der Spengler: „Spielt der Alte mit der schwarzen Binde auf dem Klavier oder der Franzose?" — „Mit der schwarzen Binde?" wiederholte Zeck. „Welcher Alte? Wer? Schwarze Binde? Wer ist da blind?" — „Der mit dem Franzosen hier angekommen ist und oben logirt. Er heißt, wie heißt er doch?" — Der Schlosser sagte: „Es ist ein falscher Engländer, Namens Murray, blind ist er nicht, aber — fühlt ihm auf den Zahn, Meister! Der hat den Teufel im Leibe und seine Augen scheinen mir gesünder als die Eurigen!" — Woher kennt Ihr denn die Leute, die da oben wohnen?" „Man kommt in der Welt herum!" sagte der Spengler.

Der Blinde forschte nicht weiter. Er riß nur die Augen groß auf, als wollte er um jeden Preis sehen. Es kam ihm vor, als hätte in diesen Aeußerungen seiner Gesellen ein Ton gelegen, der ihm höchst befremdlich vorkommen sollte. Nach einer Weile wiederholte er: „Ihr seid in der Welt herumgekommen? Und warum trägt der denn dort oben eine schwarze Binde?" — „Was wissen wir's? Fragt ihn!" meinte der Spengler. „Aber der könnte Euch ja wiederfragen: Warum seid Ihr denn blind, Meister?"— „Lumpenvolk!" schrie jetzt Zeck zornig und hob die Schürstange, so daß Jene bei Seite sprangen. „Warum ich blind bin? Weil Ihr's nicht seid! Ihr Faullenzer! Habt Ihr je im Leben einen Zoll tiefer ins Feuer gesehen, als Ihr solltet? Euch haben die Funken wenig um die Nase getanzt, Ihr Landstreicher Ihr! Weil ich fleißig war, deshalb bin ich blind." Der junge Zeck lachte über die furchtsame Art, wie die Gesellen retirirten und fast rücklings über altes Eisen fielen.

Indem rief eine Stimme an der Thür: „Hoho! Meister! Seid Ihr auf der Jagd? Wollt Ihr wohl Ruhe geben!" — Es war Pfannenstiel, der vom alten Zeck immer mit einer Art Beklommenheit empfangen wurde. — „Guten Morgen, Herr Amtsvoigt!" sagte der Blinde, der die Stimme sogleich erkannte. Die Hallunken gehen heute wieder, sonst erlebt' ich vor Aerger nicht die nächste Lichtmeß und Lichtmeß ist mein Geburtstag." —, „Kommt Ihr einmal heraus," rief Pfannenstiel den Arbeitern, „ich hab' Euch was zu berichten." Damit ließen die Arbeiter Alles liegen und gingen vor die Schmiede zu dem Amtsvoigt.

Zeck sah das Alles im Geiste vor sich und war im höchsten Grade darüber erstaunt. Jetzt hätt' er seinem Sohne mögen in's Ohr schreien: Was ist Das? Was geschieht da? Was kann ich Alles nicht sehen? Und er sah wiederum deutlich vor sich, wie dieser dumm zuglotzte und immer auf sein Hufeisen zuschlug. Eine unbeschreibliche Ungeduld erfaßte den Blinden. Er folgte Pfannenstiel und hörte, daß dieser weiter abseits mit den Arbeitern trat, sodaß er voll Zorn und Aerger ihnen nachrief: „Gott verdamm' mich! Ich zahle keinen Groschen Lohn, wenn bis heute Mittag nicht die Krammen fertig sind und das Dach. Schlag' das Wetter drein, Herr Amtsvoigt, haltet mir das Volk nicht auch noch vom Arbeiten ab!"

Die beiden Arbeiter kehrten zurück. Pfannenstiel entfernte sich, ohne dem Schmied ein Wort erwidert zu haben. Diese Stille, dies Schweigen war für den Blinden etwas Fürchterliches. Er rannte umher wie ein taumelnder Stier. Er verlor selbst die Kenntniß des Ortes, wo er sich befand. Der Sohn, bei alledem halb lachend, weil sich der Alte stieß, mußte ihn zurechtführen und ihn zur Besinnung bringen, daß er ihm den Strick des Blasebalgs in die Hand drückte. Diesen anziehend, fand sich erst der Blinde wieder zurecht und dachte den fremden und räthselhaften Eindrücken nach, die ihn umgaben. Seit Jahren war er gewohnt, alles Fremde von sich fern zu halten. Nichts durfte in seiner Nähe festen Fuß fassen, Keiner mit den Dingen, die ihn betrafen, vertraut werden. Anfangs hatte er alle Monate eine neue Magd, später erst behielt er die Anneliese auf Empfehlung, ja auf dringendes Verlangen seiner Schwester Ursula, die überhaupt die Veranlassung gewesen, daß er in Plessen wohnte. Sie hatte ihn mit ins Forsthaus gebracht und dann, als sich seine Unruhe, sein Arbeitseifer dort nicht zurechtfanden, nach Marzahn's Tode von der Fürstin Amanda die Mittel und Erlaubniß erhalten für die Schmiede, die Zeck anlegte. Seit Jahren hatte er emsig nach Kräften seinen Pflichten obgelegen und den einen Gedanken als sein Lebensziel verfolgt, seinem Jungen Geld, Geld, baares Geld zu hinterlassen,

und seit dem Tage, daß ihm von Ackermann im Auftrage eines Verwandten, Namens Morton, viel Geld gebracht worden war, hatte er keine Ruhe mehr. Er schlief schlechter. Er war von Träumen gequält, sprach vom Sterben und ging doch nicht mehr wie sonst, unter Fürstin Amanda, in die Kirche. An seiner Schwester Ursula hatte er keinen Halt mehr. Seit einiger Zeit war diese sonst so verschmitzte und scharfdenkende Person schwachsinnig. Sein Mißtrauen kannte keine Grenzen. Es ging so weit, daß er oft Tage lang glaubte, nicht allein zu sein, sondern belauscht, beobachtet zu werden. So fern ihm der Gedanke lag, in Murray seinen wiedergekehrten, ohnehin todtgeglaubten Bruder zu vermuthen, so beunruhigten ihn doch schon allein die wenigen Worte, die seine verdächtigen Gesellen von jenem Fremden auf dem Schlosse gesprochen hatten. Am liebsten hatte er, wenn Alles um ihn her lustig, lärmend war. Sonntags ging er auf die Kegelbahn in die Schenke, hörte Tanzmusik und freute sich des Wirrwars, Lärmens und Jubelns. Er machte nichts davon mit, seit Jahren nicht, litt auch nicht, daß sein Sohn von seiner Seite wich. Er wußte, daß Der zu alle Dem, was Anderen stand, unanstellig war. Aber das Lärmen und Toben, das laute Lachen und Singen übertäubte, ergötzte ihn. Er wußte dann, daß er unter Menschen war, die nicht lauerten und von seiner Blindheit Vortheile zogen.

Gepeinigt vom Schweigen seiner Gesellen, wie vorhin von ihrem Reden, hörte er endlich, daß die zehnte Stunde nahe war.

Anneliese deutete es ihm durch ein Frühstück an, wozu er wenig Appetit verspürte. Dennoch stärkte er sich wider Willen. Schon die Hast, etwas zu greifen, etwas Aeußerliches sein zu nennen that ihm wohl. Das hörbar gierige Schlingen seines Sohns war ihm tröstlich. Dieser sollte ihn begleiten. Sie nahmen leichte Handwerkzeuge und machten sich auf den Weg. Das Wetter war rauh und kalt. In der vergangenen Nacht hatte es gefroren. Der Weg zum Schlosse hinauf war jetzt so hart, wie noch vor kurzem schlüpfrig und glatt. Oben schon kam Brigitte und sprach von der Abreise des lieben Herrn, der die Nacht da geschlafen hätte, und von der großen Freundschaft der beiden jungen Männer für einander, was ihr völlig unwahrscheinlich machte, daß Herr Louis nichts als ein simpler Tischlergesell sein sollte. Auch Herr Oleander wäre schon oben gewesen und hätte dem feinen Herrn Abschied gesagt und ihn tausend mal gebeten, bald wieder zu kommen.

Zeck nahm das Alles mit dem Lachen auf, das sich in Mienen, wenn solche neugierig sind, festsetzt, ohne daß das innere Herz an Lachen denkt. Der Junge führte ihn. Doch war es nicht nöthig, der Blinde fand sich im Schloß so sicher zurecht, wie in seiner

Schmiede. Hatte er doch allen Abendconventikeln der Fürstin beigewohnt. Kannte er doch das große Zimmer, wo das Pianoforte stand, wo man Gesangbuchverse sang, ein Gebet hörte und zuletzt Warmbier, oft auch sogar noch wollene Winterstrümpfe bekam.

Auf dem Corridor trat ihnen Louis Armand entgegen. Der Blinde kannte die Stimme des jungen Mannes von der amerikanischen Mühle her. „Nun," sagte Louis, „jetzt sollt Ihr einmal etwas Feineres zu schmieden bekommen! Falls es Euch möglich ist, auch an solche Arbeiten zu gehen. Aber Ihr seid geschickt. Man weiß es. Kommt!" Vater und Sohn wollten vorschreiten. Da hielt Louis, mit rascher Wendung, den Jüngsten zurück mit den Worten: „Aber mein Bester, schämt Ihr Euch denn nicht? Putzt man sich so schlecht die Stiefel, wenn es friert? Das geht nicht! Der Koth in die feinen Zimmer? Bleibt draußen! Wir wollen uns dem Vater schon verständlich machen."

Der Alte zankte über die Unsauberkeit des Sohnes und gab ihm einen tüchtigen Tritt in die Seite, auf die Stiefel zeigend, an denen der gestrige Koth festgetrocknet war. Der Junge verstand erst durch die handgreifliche Sprache des Vaters, was an ihm getadelt wurde. Er blieb im Corridor.

Louis führte den Alten erst durch sein Schlafzimmer und dann in das Eckzimmer, wo Murray in ziemlicher Entfernung vom Instrumente am Fenster saß.

Louis pochte das Herz. Er konnte sich die Empfindung seines Gefährten denken, wie dieser den blinden Bruder, den er nach seinem Sohn fragen wollte, eintreten sah. Sie hatten sich verabredet, zu thun, als wenn Murray nicht zugegen war. Ein Blick auf Murray überzeugte ihn, wie tief er es empfand, den Bruder wiederzusehen, der durch ihn das Augenlicht verlor. „Seht'" sagte Louis — „doch, was red' ich — ich sage: Seht, Ihr bewegt Euch so sicher, Meister, daß man versucht wird, Euch für keinen Blinden zu halten." — Zeck erwiderte darauf nichts. Da er sich denken konnte, daß er am Klavier stand, faßte er es an. — „Hier," sagte Louis, „dächt' ich, um die Saiten anziehen zu können — Ihr kennt doch so einen Kasten, der Musik macht?"— Zeck nickte. — „Diese eisernen Stäbe, fühlt Ihr sie —" — Zeck nickte wieder. — „Diese kleinen eisernen Stäbe halten die Saite, die man schärfer anziehen muß, wenn sie nachlassen. Um aber die Stäbe rundumzubekommen, muß man einen Schraubstock haben mit einem Griff und einer Höhlung, die hinlänglich lang ist, um die Stäbe fassen zu können — versteht Ihr?" — „Ganz wohl!" — „Könnt Ihr so ein Eisen schmieden?" — „Gebt mir nur die Weite, Herr! Die Weite der Stäbe!" — „Das ist sie! Gerade wie dieser Faden! Eine solche Oeffnung! Und so lang, wie etwa

ein halbes Fingerglied muß die Weite sein.“ — „Gut, gut —“ — „Wann haben wir das Eisen?“ — „Bis heute Abend! Ich will gleich dran gehen —“ — Damit wollte sich Zeck zur Thür wenden. „Wie Bescheid Ihr hier wisset! War't Ihr schon öfters in diesem Zimmer?“ begann jetzt Louis, ihn aufhaltend — Zeck begann anzugeben, wo der Ofen, das Canapee, der Lehnsessel ständen — er zeigte auf ein Fenster in den Hof, auf zwei in den Garten — „Da saß Herr Stromer — hier standen und saßen wir, die geladen waren — zum Beten — hier wurde gesungen und gebetet, Herr! Dort am Fenster war immer mein Stand — ich kann noch den Stuhl zeigen —“ Damit schritt der Blinde geradezu gegen das Fenster, wo auf dem Stuhle Murray saß. „Oho!“ rief er. „Da steht ein Tisch, der stand sonst nicht hier.“ Er war auf den Tisch gestoßen, an welchem Murray arbeitete.

Aber Murray, der sich geschützt glaubte, erschrak nicht wenig, als sein Bruder dabei auf die Kupferplatte stieß, an der er geätzt hatte. Der Blinde fuhr über das Metall hinweg und sagte erschreckend: „In der Mühle, Herr, erzähltet Ihr von einem Kupferstecher! Ist das der Tisch des Kupferstechers? Ich fühlte eine Platte —“ Louis besann sich auf Das, was er von seinem Begleiter in der amerikanischen Mühle gesagt hatte. Eine Liebhaberei meines Freundes,“ erklärte er, „der dort am Fenster sitzt und das Schicksal Eures Sohnes theilt, daß er schwer hört.“ Zeck starrte nach dem Fenster, der Gedanke, nicht allein mit Louis zu sein, war ihm peinlich. Er suchte wieder die Thür.

„Setzt Euch doch ein wenig, Meister!“ sagte Louis. „Ich bin ein Abgesandter Sr. Durchlaucht. Ich soll hier nach Wohl und Wehe aller Menschen fragen. Geht es Euch gut?“ — Zeck sah nur nach der Kupferplatte. — „Versteht Ihr etwas von der Kunst in Kupfer zu stechen?“ Zeck richtete die Augen auf Louis und setzte sich mechanisch in den Sessel, den ihm Louis hinrückte. — „Mein Freund da hat sich auch die Augen verdorben beim Aetzen einer Platte. Es ist ihm gegangen wie wohl Euch, als Ihr blind wurdet. Wovon kam Das?“

„Vom Feuer, Herr! Ein Eisen, dem Auge zu nahe gebracht —“ — „In der Schmiede habt Ihr Euch verglüht —?“ — „In der Schmiede —“ Diese Unterredung machte Zeck allmälig sicher. Ueber die ersten Wendungen hatte Zeck einen nicht geringen Schreck empfunden, jetzt gab er auf Alles, wonach ihn Louis fragte, ruhige Antworten, daß er seit sechszehn Jahren in Plessen wohnte, einen Sohn hätte, der schon im Anfang der Dreißiger wäre, vordem sich fünf Jahre im Jägerhause aufgehalten hätte bei seiner Schwester Ursula Marzahn, daß er schon vierzig Jahre Meister, jetzt einige sechszig Jahre alt wäre. Da-

mit wollte er gehen. Er hatte in allen diesen Nachfragen kein Arg gefunden. „Bleibt doch! Ich wollte Euch noch etwas fragen Meister," sagte Louis Armand und fuhr mit scharfer Betonung fort: „Ihr hattet einen jüngern Bruder —" Zeck blieb bei dieser Frage zwar ohne sichtliche Verlegenheit, hielt sich aber doch starr und regungslos.

„Er war Kupferstecher, wie der Mann da, der nicht gut hören kann —"

Zeck antwortete wieder nicht.

„Er wanderte nach Amerika aus — weil er mußte! Mußte! Nicht wahr, Zeck?"

Zeck blieb starr und sprach jetzt noch weniger eine Sylbe.

„Er ist todt. Herr Ackermann brachte Euch von ihm, als einem Verwandten, eine Erbschaft. Wie ist's, sagt mir doch das, mit dem Sohne, den Euch der Bruder zurückließ, als er nach Amerika mußte?"

Zeck kniff die Stirnfalten zusammen und meinte forschend und stotternd: „Kommt Das von dem Herrn Ackermann?"

„Von wem es kommt, ist ja gleichgültig, alter Freund! Wie ist es mit dem Sohne Eures Bruders?"

Im ersten Augenblick hatte sich auf dem Antlitz des blinden Schmieds Schrecken widergespiegelt. Bald aber hellte es sich wieder auf. Ein habsüchtiger Gedanke schoß durch die Seele des Geängsteten. Er stellte sich vor, daß sein Bruder Schätze hinterlassen, die er seinem Sohne bestimmt hätte, Schätze, die ihm und seiner erbenlosen Schwester anheimfallen würden, wenn Murray's Sohn nicht mehr nachzuweisen wäre. Ehe dieser Gedanke ganz in ihm zurechtgelegt war, hatte ihn Louis schon dreimal nach dem Sohne seines Bruders gefragt. Ungeduldig wiederholte Louis noch einmal: „Wo ist der Sohn Eures Bruders?"

„Todt!" sagte jetzt der Schmied mit großer Bestimmtheit. Für Murray, der gespannt am Fenster horchte, kam dies Wort nicht unerwartet. Es erschütterte ihn auch nicht zu heftig, aber unwillkürlich mußte er doch ein Geräusch auf seinem Stuhle machen und Zeck's Aufmerksamkeit auf sich ziehen. — „Der Knabe ist todt!" fuhr Louis fort. „Da er Eurer Pflege anvertraut war, werdet Ihr Beweise für seinen Tod beizubringen haben." — „Nicht meiner Pflege, Herr — ich nicht — ich nicht —" — „Eure Schwester! Ihr wurde das Kind anvertraut, Euch Beiden gemeinschaftlich —" — „Woher wissen Sie Das?" — „Ihr wohntet damals an einem Orte, den die Menschen fliehen — nicht wahr Zeck?" — In der größten Unruhe suchte sich der Blinde aufstehend von dieser Prüfung loszuwinden, aber der zur Gewißheit bei ihm gewordene Gedanke, daß die für seinen Brudersohn bestimmten Schätze ihm,

seinem eigenen Sohne anheimfallen sollten, reizte ihn, zu bleiben. Er half sich durch eine wiederholte Berufung auf seine Blindheit. — „Ihr war't blind, Zeck, ich weiß es — Ihr war't beim Doctor Lehmann, daß er Euch heilen sollte —" — „Das war ich. Ja, Herr —" — „Und Eure Schwester verbarg Euch dort?" — „Was sagten Sie?" — „Vor dem Licht des Tages, das Euch wehe that, verbarg sie Euch. Geblendete Augen verlangen anfangs eine dunkle Umgebung —" — „Das ist's" — — „Aber das Kind, das Ihr von einer Dame, die ich nicht kenne, als das Eurige anvertraut erhieltet, mit dreitausend Thalern —" — Der Blinde wurde immer unruhiger. — „Nicht wahr? Mit dreitausend Thalern?" — Zeck antwortete nicht, sondern sah nur starr auf Louis und die Gegend an dem Fenster, wo ein ihm unbekannter Kupferstecher zuhörte. — „Ist er wirklich todt, der Sohn Eures Bruders, der sich einige Jahre hindurch Baron Grimm nannte?"

Bei Erwähnung dieses Namens schwanden dem Blinden alle Kräfte. Er suchte einen Sessel. Louis schob ihm den seinigen hin und erhob sich. Er mußte ihm Zeit lassen, sich zu sammeln. Endlich besann sich der Schmied anf eine Auskunft, die er in diesen Worten zusammenfaßte: „Herr — ich sollt' Euch eine Schraube machen, um die Saiten da anzuziehen — Ihr seid aber selbst wie so ein Ding und schraubt Einen, daß Einem die Finger knacken. Wenn Euch Herr Ackermann oder wer sonst aufgetragen hat, das Erbtheil von meinem Bruder an seinen Jungen auszuzahlen, so sag' ich Euch: Der ist todt wie sein Vater und das Erbtheil muß nun von Rechtswegen —" — „Und die Beweise, die Papiere über jenen Tod?" — Zeck besann sich auf den Ausweg, den er schon einmal einschlagen wollte: „Fragt nur die Ursula! Sie hat alle Papiere."— „Gut," begann Louis nach einer Pause, während welcher er neue Kraft gesammelt hatte, „gut, ich sehe, daß Ihr nicht wißt, wie und wo das Euch anvertraute Kind gestorben ist. Ihr seid und war't ein Blinder, schon damals, als das Kind geboren wurde. Ihr habt es nie gesehen. Wohlan, laßt Eure Schwester reden. Heute Nachmittag ist sie im Forsthause allein. Ich werde Euch zu ihr führen --" — „Mein Sohn, Herr, ja, der führt mich." — „Euer Sohn führt Euch! Wohlan, dann können wir zu gleichen Paaren sein. Da mein Freund, der nicht hört, wie Euer Sohn, der soll mich begleiten. Wir steigen in die Kammer der Ursula, oder rufen sie herunter, und ich denke, Ihr, Zeck, Ihr werdet es verstehen, ihr Gedächtniß ein wenig zu kitzeln. Ich höre, daß sie gegen andere Hände unempfindlich ist. Seid Ihr's zufrieden?" -- Zeck sagte, daß sein Sohn den Förster mit dem Karren zu begleiten hätte, der Franziska's Sachen in den Ullagrund bringen sollte. „Nun

so hol' ich Euch an der Schmiede allein ab. Ihr werdet Euch doch auch von mir führen lassen?" — „Um zwei? Dann kann ich die Schraube nicht fertig liefern statt zum Abend—" — „Die eilt nicht, Zeck! Mir aber eilt's mit der andern Sache. Heut' Nachmittag! Jetzt kommt, ich führe Euch hinaus zu Euerm Sohne. Er muß mit dem Förster in den Ullagrund, damit wir die Ursula allein treffen."

Zeck bot zögernd die Hand, die rauh wie Leder war und schwarz gefärbt. An der Thür hielt er noch einmal inne und fragte mit verschmitzter Neugier: „Herr, darf man fragen, ist es was Ordentliches, was unser Fritz für seinen Sohn hinterlassen?" — „Ihr meint, weil Ihr Euch für den Eurigen darauf freut. Sagt's nur heraus!" — „Ein blinder Vater — ein tauber Sohn — die haben mehr Noth, durchzukommen, als Leute, die sehen und hören können —" — „Das ist wahr!" sagte Louis; „beruhigt Euch, Zeck, das Erbrecht wird seinen vollkommenen Fortgang haben."

Indem horchte Zeck auf, als er eben aus der Thür treten wollte. „Was horcht Ihr so?" — „Reiten da nicht welche unten über die Landstraße?" — „Könnt Ihr so gut hören?" — „Ich höre, daß dabei Eisen klappert —" — „Losgegangene Hufeisen — Ihr werdet zu thun bekommen." — „Nein Säbelklappern —"

Louis sah zum Fenster hinüber und bemerkte in der That, unten auf der Landstraße um den Berg herum schwenkten zwei scharfzutreibende militärische Reiter. „Es sind zwei Landdragoner! sagte er. „In der Hauptstadt war es unruhig —" — „Ich hört' es gleich —" — „Scharfes Ohr! Ihr könnt dem Himmel danken, daß dieser gleich wiedergiebt, wenn er genommen hat. Um zwei Uhr also!" Zeck nickte und ergriff die Hand seines Sohnes, bis zu dem sie auf dem Corridor angekommen waren. Dieser starrte den Landdragonern nach, die in's Amtshaus ritten, nahm dann seinen Vater und führte ihn die große breite Stiege hinunter.

Louis, zurückkehrend, fand Murray erschüttert. Ueber die erste Rührung, den durch ihn geblendeten Bruder zu sehen, sollte er bald hinwegkommen, da er die eingewurzelte Bosheit erkannte. Doch sagte er, alle Reue hülfe dem Frevelnden nichts, seine böse That behielte ihre Folgen und nur der Tugendhafte wäre entschuldigt, wenn er mittelbar Schlimmes veranlaßte. „Ach," sagte er zu Louis, „konnte ich bittrer gestraft werden als durch den Anblick eines Menschen, der durch mich das Licht der Augen verlor! Wäre dieser Elende — denn ich kann ihn in nichts beschönigen — wär' er sehend geblieben, so hätte ihn die Kraft seiner Sinne wohl seinen eigenen Weg geführt. Er hätte nicht nöthig gehabt, Andre für sich denken, Andere ihn führen zu lassen! Was konnte

da noch aus ihm Gutes werden, wo er nun genöthigt war, meiner Schwester zu folgen, und ihr eine Last wurde! Sie stieß ihn aus dem Försterhause, gab ihm vielleicht von ihrem Pflegegeld so viel, um sich die Schmiede anzulegen mit seinem damals schon erwachsenen Sohn. Wer nicht sieht, ist mißtrauisch. Der Verlust keines Sinnes macht so bitter, wie der Verlust des Auges. Findet man Blinde, die heiter und getröstet sind über die ewige Nacht, die sie umgiebt, so sind sie zuweilen leichtsinnig und rühren uns nicht mehr, sondern erschrecken."

Louis hielt sich nicht an diese Reflexiouen, wie sie Murray auszuspinnen liebte, sondern an die Thatsache: Lebt das Kind, lebt es nicht mehr? „Ich mache Fortschritte in der Menschenkenntniß," sagte er. „Ich glaube gewiß zu sein, daß dieser geizige, habsüchtige Mann, der leider Ihr Bruder ist, nicht im entferntesten vom Tode Ihres Sohnes überzeugt ist. Eines wäre eine glückliche Auskunft aus diesem Dunkel. Wenn sie einträfe, Murray!" — „Welche, mein Freund?" — „Daß die Mutter dieses Knaben, Ihre einstige Freundin, in alten Tagen den Fehltritt ihrer Jugend bereut und sich des Schicksals Ihres Sohnes wieder angenommen hätte!" — „Das wäre eine Erzählung aus „Tausend und Einer Nacht," sagte Murray lachend. „An solche Märchen muß man nicht glauben in einer Welt, in die sich einst Baron Grimm gewagt hatte einzudrängen!"

Den Rest des Vormittags brachte nun noch Louis damit zu, Geschäftsbriefe nach der Residenz zu schreiben, in denen er seine bevorstehende Rückkehr von Hohenberg ankündigte. Kurz vor dem einfachen Mahle, das ihnen Brigitte zubereitet hatte, durchflog er die Zeitungen, in denen Egon's schwierige Stellung nicht verschwiegen wurde. Der Fürst hatte sich auf eine bedenkliche Art von allen Parteien isolirt, sich dabei zwar hochgestellt in seinen Motivirungen, aber es war eine Höhe, wo ein schneidender Zugwind wehte. Der Hof schien dem jungen Staatsmann volle Gewalt gegeben zu haben. Er stellte ihm alle Mittel zu Gebote, die das constitutionelle Wesen im Vorrath hat, um von einer Verständigung mit dem Publikum an die andere zu appelliren. Man konnte sich noch der Hoffnung hingeben, daß die Wahlen die thatkräftige neue Administration unterstützen würden. Viele bezweifelten die Erfüllung dieser Hoffnung und fanden es rathsamer, daß das Ministerium sofort aus eigener Machtvollkommenheit einen neuen Wahlmodus octroyirte. Dennoch blieb dieser Erlaß aus, ein Beweis, daß Fürst Egon seine Hülfsmittel nicht zu rasch verbrauchen wollte. Auch ließen die mit Geist geschriebenen Artikel des „Jahrhunderts" ahnen, daß das Ministerium erst

die öffentliche Meinung für seine Auffassung der Staatsaufgabe theoretisch und praktisch gewinnen wollte, bis es mit Gesetzen hervortrat, die auf diese Theorie und Praxis begründet waren. Besonders weh that Louis die Nachricht, daß die Arbeitervereine ihre Statuten einreichen sollten und mehre geschlossene Gesellschaften nach jenem tumultuarischen Abend bereits verboten waren.

Nach dem bescheidenen, in schweigsamer Spannung hingebrachten Mittagsmahl schickte sich Louis an, zur Schmiede hinabzugehen. Er hatte mit Murray verabredet, daß dieser auf einem kürzern Wege zum Walde hinuntersteigen und sie beim Eingang in das dunkle Tannengehölz, das den Anfang bildete, erwarten sollte. Murray war einverstandeu. Er besorgte nur, daß sein Bruder nicht Wort halten und jedenfalls mit seinem Sohne kommen würde, der für Das, was sie im Forsthause vorhätten, ein lästiger Zeuge sein würde. Louis versprach sich den glücklichsten Ausgang.

Zehntes Kapitel.

Der geheime Schrank.

Louis Armand fand den blinden Schmied schon in Bereitschaft und erfuhr, daß Heunisch mit dem jungen Zeck unterwegs wäre nach dem Ullagrund. Der Gedanke, Geld und vielleicht viel Geld erben zu dürfen, hatte dem Alten alle Sorgen aus dem Sinn geschlagen. Er sagte sogar lachend: „Die Ursula wird Augen machen, wenn sie heute Kaffeebesuch bekommt. Vielleicht denkt sie, sie sollte Euch wahrsagen." — „Versteht sie Das?" — „Nachmittags, wenn sie Kaffee trinkt, hat sonst Mancher bei ihr vorgesprochen. Karten legt sie in der Dämmernng, nicht Vormittags. Vormittags bespricht sie blos die Rose und die Drüsen." — „Ja, es ist eine Zauberin! Ich erfuhr es schon!" sagte Louis. — „Eine Hexe nennen sie sie;" meinte der Blinde. „Sie weiß viel, das ist wahr. Alles aber auch nicht. Nicht wahr, Anneliese?" Die kleine garstige Person, die Aufwärterin der Zecks, begleitete sie bis vor die Thür.

„Laßt Ihr die Schmiede so allein? Wo sind Eure Gesellen?" fragte Louis. — „Die Taugenichtse sind abgelohnt. Sie verstanden nichts, aßen Faullenzerbrot." Damit lehnte Zeck die Thür der Schmiede an, schärfte Anneliesen Aufmerksamkeit ein und verbot, daß etwa noch einmal die beiden entlassenen Gesellen in

die Werkstatt kämen. So schritt er vorwärts. Louis mußte staunen, wie sicher Zeck ging. Die Erbschaft hatte ihn völlig in Schwung gebracht. Alle Sorge hatte ihn verlassen. Er lachte vor sich hin und schlug sich auf sein Schurzfell, das er, so hinderlich beim Gehen es ihm war, vorbehalten hatte.

Es ging ein scharfer Wind, der ihnen vom Walde her das abgefallene Laub entgegentrieb. Links die Buchenschonung ließen sie liegen, sie gingen gerade auf das Tannengehölz zu, wo Louis Murray schon wartend fand. Murray stand in einem alten grauen Mantel, gebückt und scheu. Er winkte Louis, so zu thun, als wenn er nicht zugegen wäre. Still gingen sie an Murray vorüber, still folgte dieser. „Den Kupferstecher," sagte Zeck, „habt Ihr daheimgelassen, Herr? Nicht wahr?" — „Er ist nicht nöthig," sagte Louis und winkte Murray, der die Worte hörte — „er ist nicht nöthig, hab' ich mir überlegt. Doch kommt er vielleicht später nach oder ging auch schon voraus."

Zeck mußte jetzt von der Taubheit seines Sohnes Manches erzählen und suchte überhaupt seiner innern Freude durch Gesprächigkeit einen Ausdruck zu geben. Er blieb dabei, daß der junge Baron Grimm, wie er Murray's Sohn lachend nannte, todt wäre, schien es auch nicht anders zu wissen. Er verließ sich gänzlich auf die Aussagen seiner Schwester, von der er allerdings seinem Begleiter sogleich sagen zu müssen glaubte, daß er eben nicht auf viel Vernunft bei ihr rechnen dürfte. Sie hätte freilich die Jahre, um schwach zu sein. Und was bei ihrer Narrheit nicht von den Jahren käme, das hätte hier der einsame Wald gethan. — „Und wohl auch der Doctor Lehmann?" setzte Louis hinzu. — „Ja," mußte Zeck bestätigen, „da hat sie Bücher gelesen, die schon Manchem den Rest gaben, Wunder- Kräuter- und Heilbücher." — „Und die rechten Heilinstrumente, die Richtmesser, die Schwerter, die Räder —" — „St!" Zeck winkte mit der Hand und meinte, Louis möchte nicht von solchen Dingen reden.

Murray folgte in einiger Entfernung und hörte Alles, was Zeck, der aus Gewöhnung, seines Sohnes wegen, immer sehr laut sprach, durcheinander schwatzte. Der Gedanke, wie gierig sich die Habsucht in diesem thierischen Menschen zeichnete, erfüllte ihn mit Schmerz. Er mußte dabei vorsichtig folgen und immer berechnen, wann Zeck still stand. Hätte er nicht dann auch im Gehen inne gehalten, so würde ihn das raschelnde Laub verrathen haben. Jedesmal, wenn er das Stillstehen nicht gut berechnet hatte und einen Schritt weiter ging, fuhr auch Zeck auf und sah sich um. Da dann Murray sogleich still stand, so war dem Verdacht, der Schmied möchte mit Louis nicht allein sein, bei diesem keine Nahrung gegeben.

Die sehr naheliegende Erörterung, wer die Mutter des gestorbenen Knaben gewesen, kam nicht zur Sprache. Louis schonte das Geheimniß Murray's und Zeck selbst schien den Namen der Mutter vergessen zu haben. Die Schwester wuchs für Louis an Bedeutung durch die Hartnäckigkeit, mit der sie den Bruder von der Kenntniß ihn nur mittelbar berührender Dinge ausgeschlossen hatte. Auch sagte Zeck: „Das ist wahr, wer's der Urschel einmal im Guten angethan hat, für den geht sie durch's Feuer! Der Satans-Marzahn war hoch hinaus und hätte sie bald um den Jungen meines Bruders sitzen lassen —" — „Wie so sitzen lassen?" fragte Louis, blieb stehen und winkte Murray näher zu kommen. Zeck stand still und wandte sich erstaunt, da er im Laube noch Fußtritte rascheln hörte. „Der Wind geht!" sagte Louis, als er das Staunen des Schmieds bemerkte. „Warum sitzen lassen? Wie alt wurde das Kind?" — „Es wurde, wenn ich's sagen soll," bemerkte Zeck sich umsehend und sich erst allmälig beruhigend, „es wurde — " •

In dem Augenblick mußte unglücklicherweise Murray, der sich durch den Aufenthalt am geheizten Ofen der frischen Luft entwöhnt hatte, husten. — „Wer ist da?" rief Zeck mit einer heftig erschrockenen Geberde und sogleich nach dem Hammer, den er in seinem obern Schurzfell trug, greifend. — „Ah! Sieh da! Mein Freund ist jetzt nachgekommen!" rief Louis, sich sogleich fassend. — „So — so —" sagte der Blinde, riß die Augen auf und drehte sich wie Einer, der seinen Rücken nicht sicher glaubt. — „Stoßt Euch nicht an den Bäumen! Kommt vorwärts, Meister!" bedeutete Louis. „Also, wie alt wurde das Kind Eures Bruders, von dem Ihr mir auch sagen müßt, warum er sich Baron Grimm nannte?" — „Herr Ackermann wird's schon wissen —" meinte Zeck und ging nun zögernd vorwärts. — „Herr Ackermann?" sagte Louis. „Ich habe von ganz anderer Seite her den Auftrag, mich nach dem Sohn Eures Bruders zu erkundigen, der sich eine Zeit lang Baron Grimm nannte; aber ich weiß nicht, wie er diesen Namen führen konnte —" — „Ihr wißt nicht — ?" sagte der Blinde zweifelnd. — „Ich weiß nur, daß er todt ist und seinem Sohn eine Erbschaft hinterließ — wie alt wurde das Kind?" — Zeck war durch den Dritten eingeschüchtert. Er antwortete nur vor sich herbrummend und meinte zuletzt: „Wir müssen am Forsthause sein — Laßt's Euch von der Ursula selbst sagen; aber die Erbschaft kommt doch wohl — ist sie denn groß?"

Sie standen an der Wiese, die durch den Nachtfrost ihre Frische verloren hatte und in ein welkes, fahles Wintergrau übergegangen war. „Wir kommen zum Kaffee," sagte Louis scherzend, um Zeck wieder mehr Muth zu machen, „der Schornstein raucht.

Wenn sie nur den Satz nicht verschüttet, daß wir noch unser Schicksal hören können."

Der Blinde antwortete nicht. Er war so mißtrauisch geworden, daß er sich nach Murray zuweilen umwandte und jetzt gar zu glauben schien, er befände sich auf einem falschen Wege, man hätte ihn irre geführt. „Warum wollte Marzahn Eure Schwester nicht heirathen?" fragte Louis dringend. Murray'n brannte es auf der Zunge, sich in's Gespräch zu mischen und zu sagen: „Hielt der Soldat vielleicht das Kind für das Kind Ursula's?" Er mußte sich gewaltsam zurückhalten, diese Vermuthung auszusprechen. Louis verstand seine Aufregung und wiederholte die Frage, die er eben gethan. Allein Zeck antwortete nicht mehr, sondern verwies auf seine Schwester, indem er Louis nochmals darauf aufmerksam machte, daß er auf eine gesetzte vernünftige Unterhaltung bei ihr nicht zu rechnen hätte, sondern sehen müßte, wie er Alles, was er zu wissen wünschte, von ihr herausbekäme. „Vielleicht hat sie ihre gute Laune," sagte er, „und wenn sie Kaffee kocht, ist sie nicht schlimm, nur manchmal grob."

Mit diesem Trost näherte man sich dem Hause, dessen Inneres durch das Gebell der Hunde lebendig wurde. An die Möglichkeit, daß Ursula Murray'n erkennen könnte, dachte man für den Fall nicht, daß sich dieser bescheiden zurückhielt. Murray zog die Binde beinahe über das ganze Gesicht und hielt sich gebückter und älter als je.

Als Louis öffnen wollte, ging die Thür nur am Schlosse auf, nicht ganz in der Angel. Sie war durch eine Kette gehemmt. Doch klingelte die Thür. Das war Louis neu. Für Fränzchen hatte die Alte die Kette und die Klingel abgenommen. Entweder hatte sie ihr eine geringere Sicherheit gegönnt, oder sie wollte in ihrer Zurückgezogenheit oben nicht an den Verkehr des Hauses erinnert werden. „Wer da?" rief eine heisere Stimme von oben herab.

Zeck rüttelte am Drücker der Pforte und schlug mit dem Hammer dreimal an die hölzerne Füllung. „Nun, nun!" hieß es oben, wo der Schmied erkannt worden zu sein schien. „Was soll's denn? Willst wohl sehen, ob wir nicht schon im Kehrichtfaß liegen?" — „Sie ist vernünftig!" flüsterte der Blinde. „Gott sei Dank!" sagte Louis und wartete mit Spannung auf das Erscheinen der Frau, von der ihm Franziska soviel Schlimmes erzählt hatte und von der er durch Murray und Zeck zu viel wußte, um nicht dem Verdacht Raum zu geben, daß sie im Stande gewesen wäre, auch Franziska aus diesem Hause durch eine Frevelthat zu entfernen.

Die Alte stand auf dem Hausflur, öffnete jedoch die Thür noch nicht. Louis sah eine große hagere Gestalt zwischen der Thürspalte erscheinen mit rothumwundenem Kopfe und scharfen spitzen Gesichtszügen, dunklen habichtsartigen Augen. Der Mund hatte nur vorn noch einige Zähne, die nicht aufeinanderschlossen. Der Blick war unheimlich, menschenfeindlich, schielend, ohne eigentlich falsch zu sein. Ein rothgelbes ostindisches Tuch war über die Brust geschlagen, der kattunene Rock schien sauber und war heute zur Feier der Wiedereinsetzung in die alten Rechte gewiß neuwaschen aus dem Schranke genommen.

„Mach' auf, Urschel!" sagte der Blinde. „Kriegst Besuch! Hast noch Kaffee übrig?" — Die Alte antwortete nicht, sondern spähte mit stechenden Augen durch die Thür. Louis, der fast hätte annehmen sollen, daß sie ihn schon von oben beobachtete, grüßte freundlich. Murray trat auf die Seite, sodaß er noch nicht gesehen werden konnte.

„Mach auf, mach auf!" rief der ungeduldige Blinde. „Kriegst wieder einen Gruß aus Amerika, Urschel! Wieder so einen, wie im Sommer. Kling! Kling! Mach' auf!" Die Alte stierte hinaus und schien ihres Bruders tauben Sohn zu suchen. Ihr Blick war jetzt der einer Irren. Louis fühlte, wie grauenhaft es Franziska hatte sein müssen, mit einem solchen Weibe unter einem Dach allein zu hausen.

„Mach' auf! Alte Hexe!" rief der Blinde, der jetzt vor Ungeduld und Gewinnsucht zornig wurde. „Hast wohl den Teufel zum Besuch bei Dir? Oder was läßt Du mich und die Herren da stehen? Sollst Spaß erleben. Mach' auf!"

Die Alte sah noch einen Augenblick und schüttelte den Kopf. Dann hätte sie vielleicht die Thür uneröffnet zugeschlagen, wenn nicht Zeck, diesen Fall voraussehend, sich gleich anfangs mit dem Fuß dagegengestemmt hätte. „Hol' Dich der Satan!" schrie er; „willst Du aufmachen?" Ursula kam wieder und stellte sich wieder spähend an die Thürspalte, im Vertrauen auf die Kette, die jeden Besuch, den sie nicht mochte, absperrte. „Sollst uns Karten legen," schmeichelte jetzt der Blinde, „Bube und Dame. Hörst Du? Urschel, mach' auf!"

Louis faßte sich ein Herz und beschloß eine List zu wagen. Er setzte voraus, daß sie ihn noch nicht gesehen hätte. „Wir kommen vom Fürsten Egon von Hohenberg," sagte er, „dem dieser Wald, das Haus gehört. Dies ist ein alter Stallmeister. Wir haben zwei Pferde, die an der Huffäule leiden. Wir wissen, daß Ihr alle Krankheiten der Thiere versteht. Sagt uns ein Mittel, das gut ist gegen die Huffäule! Der Fürst wird's bezahlen." Damit zog er die Börse und klimperte.

Die Alte lachte hämisch, kniff die Augen zusammen und sprach, den Oberleib vorstreckend, als wollte sie Louis bis ins innerste Herz sehen: „Schießt sie todt!" Dann wollte sie die Hausthür zuschlagen. Hierauf war aber der Blinde schon in anderer Art vorbereitet. Mit dem linken Fuß seines herkulischen Körpers die Thür zurückstemmend, hieb er mit dem rasch hervorgezogenen Hammer so ausnehmend heftig auf die strammgezogene Kette, daß diese klirrend auseinandersprang und die Thür krachend an die innere Wand flog.

Die Alte schrie wie ein getroffener Vogel und flüchtete sich. Eben noch sicher, keck und höhnisch wurde sie nun über die Maßen furchtsam, wimmerte und drückte sich gegen den Ofen des Zimmers, in das sie sich flüchtete wie ein gutgezogener Hund, der sich bei bösem Gewissen vor seinem Herrn fürchtet.

Louis und Murray folgten entsetzt dem sie zornig verfolgenden Blinden, der nach der Gegend hin, wo er die Schwester vermuthete, drohend den Hammer schwang und ihr alle möglichen Verwünschungen und Plagen androhte für den tückischen Tag, den sie heut wieder zu haben schiene. „Wenn ich, ich komme!" lärmte er. „Bin ich ein Strauchdieb? Komm' ich mit Buschkleppern? Satan Du! Rühr' Dich oder ich treff' Dich!"

Von Murray's Brust löste sich ein gepreßter Seufzer. Dicht an der Thür glitt er auf einen Sessel. Er war gewiß, daß ihn diese irrsinnige Alte nicht wieder erkennen würde. Es war seine Schwester! Dieselbe Ursula, die Abschied von ihm genommen, als er in seinen Todeskerker geführt wurde! Dieselbe Ursula, der er die Pflege eines Kindes übertragen hatte, das ihn an seine schuldvolle Vergangenheit, wie den Verbrecher der Ring an den Pranger fesselte!

„Hier komm' her," herrschte der Blinde, „hier mach' Mores! Hopp! Dahin! Wo bist Du? Gieb die Hand, Urschel!" Er langte nach ihr. Sie jammerte, der Schmied wollte ihr Leides anthun. Louis warf einen traurigen Blick auf Murray, der soviel sagen sollte als: „Hier ist es schwer, auf begründete Thatsachen kommen! Hier gilt es, Geduld haben." — „Mach' den Herren Dein Compliment!" sagte der Blinde. „Das ist der Herr Stallmeister, Das ist ein Cavalier vom Fürsten. Wirst doch wissen, wie Doctor Lehmann die Huffäule curirte? Du hast ja Doctor Lehmann's Bücher. Hol' sie. Da im Schrank liegen sie."

Die Alte faßte jetzt etwas Muth und wagte sich vor. „Wo ist der Schlüssel?" — Sie schüttelte den Kopf. — „Wo ist der Schlüssel?" Louis merkte, daß ihm Ursula winkte. Er trat näher. Sie flüsterte ihm in's Ohr: „Ich geb' ihm meinen

Schlüssel nicht, wenn er allein kommt. Wie das Geld aus Amerika kam, kam er auch allein. Da mach' ich nicht auf. Sein Junge muß Zeuge sein." — „Was sagt sie da?" fragte Zeck. — „Bleibt da," sagte Louis entschlossen und führte Zeck an das Fenster der schon dunkelnden kleinen Stube zurück. „Bleibt ruhig! Eure Schwester wird uns Alles sagen." — „Herr," fuhr Ursula fort. „Er hat nichts Gutes vor, wenn er allein kommt. Er ist schon öfters allein durch den Wald geschlichen." — „Kommt er denn jetzt allein, gute Frau?" sagte Louis. „Wir sind ja unsrer zwei mit ihm und Eure Freunde." — „Aber Ihr hört's ja, er will den Schlüssel haben!" — Murray merkte aus diesen Worten bald, daß Ursula noch so viel klare Gedanken hatte, um sich vor Jakob Zeck's Habgier sicher zu stellen. Er gedachte seines auch ihr hinterlassenen Geldes, das ohne Zweifel zu diesem Mistrauen Veranlassung gegeben hatte.

Louis folgte mit Geistesgegenwart der gleichen Betrachtung und sagte: „Das ist recht, Frau Marzahn, daß Ihr Euer Geld verschließt. Ihr müßt reich sein. Aber habt Ihr denn die dreitausend Thaler, die Ihr einst für das Kind Eures Bruders, der in Amerika gestorben ist, empfangen habt, nicht auch auf Zinsen?" Ursula stierte ihn auf diese Worte mit großen Augen an. — „Ach, Herr," sagte der Blinde, „die dreitausend Thaler legte sie bei Marzahn's Leber an. Das Geld hat all' der Durst weggezehrt." — Die Alte verstand diese Bemerkung, lachte und erhob sich jetzt, ihren Gästen etwas vorzusetzen. „Ihr Herren," sagte sie, „wollt Ihr trinken?" — „Da," sagte Zeck, „nun hat sie's! So ging's früher! Juchhei! Flotte Wirthschaft! Die und dreitausend Thaler behalten! An Die hat sie's hinausgeworfen, die ihr sagten, daß sie hübsch sei. Zehn haben sie heirathen wollen und Jeder zog sie nur aus, bis sie nichts hatte, und ihren armen blinden Bruder, den hätte sie verhungern sehen können." — „Wollt Ihr trinken?" fragte Ursula wieder und in der That mit schelmischer Lüsternheit.

Louis schüttelte den Kopf. Er empfand ein Grauen vor dem Gedanken, sich von einer solchen Frau Etwas vorsetzen zu lassen. „Danke!" sagte er kräftig und setzte mit Entschlossenheit den Hebel an die Erinnerung der Alten, indem er fortfuhr: „Marzahn war so durstig und doch wollt' er nicht ein Ende machen und heirathen. Warum, Frau Ursula, wollt' er denn nicht heirathen?" — Aber die Antwort auf diese Frage blieb aus. Die Ideenverwirrung der Alten war so eigenthümlich, daß sie kichernd zu Louis sagte: „Bist schmuck! Hast doch auch schon ein Mädel?" — Der Blinde lachte laut auf und machte den plumpen Scherz: „Hei! So war's recht! Ja! Es ist ein Freier

für Dich, Ursula! Der Dreizehnte, wenn Du willst! Herr, sie wäre im Stande, noch mit Euch Hochzeit zu machen. Faßt ihr einmal ans Kinn! Ich wette, sie hat mehr Haare am Kinn als Ihr unter der Nase!" — „Ich kann mir denken," fuhr Louis den Scherz nicht beachtend fort, „ich kann mir denken, daß Eure Freier, Frau Ursula, gefragt haben: Wem gehört denn der kleine, hübsche Junge da? Ist das Euer eigener lieber kleiner Taugenichts?" — „Das ist's!" sagte Zeck. — „Sie hörten dann, fuhr Louis fort, „das ist meines Bruders Kind. Was wollt Ihr? sagtet Ihr. Es gehört dem Bruder." — „Sie glaubten's aber nicht," fiel Zeck ein. — Ursula hörte nur zu, wie wenn etwas ihr Wildfremdes besprochen wurde. — „Und zu sagen, von wem das Kind käme, wer die Mutter wäre, das war Euch ja wohl durch einen Schwur verboten?!" — „Und durch das Geld, das sie durchgebracht hat!" setzte Zeck grimmig hinzu. — „Da war's dann Euer Sohn —" — „Doctor Lehmann's Sohn!" lachte Zeck. — Murray schauderte, weil ihm von Wort zu Wort das Verhältniß klar wurde.

„Und Marzahn war der schlimmste Eurer Freier?" fuhr Louis fort. „Der wollte nichts wissen von Doctor Lehmann's Sohn!" — „O das war der Teufel," sagte Zeck. „Der verspielte ihr Geld und nannte sie dann, wie man Weiber nicht nennen soll, wenn sie's auch sind —" — „Wegen dieses Kindes?" — „Nein, Herr, da war's schon todt, als Marzahn an die Reihe kam. — Es war ein anderer — der Vierte, der Fünfte —" — „Wie alt wurde er denn, der kleine Wurm?" — „Ich denke, ein anderthalb Jahre — nicht wahr, Urschel? Du nahmst es ja in die Stadt, als ich krank lag. Mir war schlecht damals, Herr. Als ich wieder Besinnung faßte, war Paul gestorben. Urschel, Du hast ja den Todtenschein vom Paul. Gieb ihn her! Die Herren brauchen ihn. Er soll erben. Wieviel denn, Herr?" — „Wohl an zehntausend Thaler!" sagte Louis frischweg, um aus den halben Thatsachen herauszukommen.

Zeck starrte. Seine Augen rissen sich groß auf. „Hört sie wohl ein Wort von Allem, was wir sprechen?" rief er zornig. „Gieb den Todtenschein vom Paul! Hörst Du nicht?" — Ursula band sich ihr Tuch vor'm Spiegel fester und nahm dabei eine Nadel in den Mund. — „Den Todtenschein vom kleinen Baron!" wiederholte Zeck, ihr in's Ohr schreiend. Ursula steckte ruhig die Nadel in das Kopftuch. — „Warum lacht Ihr, Frau Marzahn? Ist der kleine Baron wirklich todt?" fragte Louis. Murray sah gespannt. Die Schwester zeigte auf die dunkle Wiese unter dem kahlen Ebereschenbaum. Murray mußte aufstehen, weil er in der Nähe des Fensters saß und sich gern zurückgezogen hielt. „Wo

ist der kleine Baron?" wiederholte Louis. Ursula that, als suchte sie den kleinen Baron auf der Wiese und lachte dabei. — „Sie ist verrückt!" schloß Zeck. „Im Sommer sagte sie zu mir: Jakob, sagte sie, ich habe den Baron gesehen; sie meinte unsern Bruder, und zeigte auf einen Baum, der da auf der Wiese stehen muß. Da hätte sie ihn im Mondschein gesehen."

Louis und Murray fühlten, daß hier schwer, ja unmöglich eine vernünftige Auskunft zu finden war. Sie konnten daher nichts dagegen haben, daß der Blinde den Hammer nahm und an einen kleinen Schrank, der neben einer alten Uhr an der Wand hing, mit furchtbarer Gewalt einen Schlag verführte. Jetzt sprang Ursula hinzu und schrie. „Geld hat sie nicht!" sagte Zeck wüthend und auf den Schrank schlagend; „das giebt sie alles an die Männer. Dem Heunisch, dem Faullenzer, stopft sie's ein, seit den Jahren, daß sie wie toll in seinen rothen Bart verliebt ist. Aber Papiere sind da. Den Todtenschein vom Paul muß sie hier haben!" Ursula schrie und rang mit dem Bruder; doch schon war der kleine Schrank aufgesprungen und Papiere, Bücher, Flaschen, Büchsen fielen wirr durcheinander herunter. Es war ein schrecklicher Anblick, zu sehen, wie Ursula mit dem Blinden rang, um ihn abzuhalten von Zerstörung und Durchsuchung dieser Gegenstände. Murray erfaßte ein Grauen. Er erkannte einige dieser Büchsen und Gläser. Sie stammten aus seiner früheren Kupferstecherwerkstatt her und enthielten ätzende Gifte. „Rührt nichts an!" schrie Zeck. „Es ist Gift! Die Hexe will den Schein nicht geben! Sie will sagen, der Junge lebt noch!" Dabei wühlte die schmutzige Hand in dem Schrank, und trat Alles, was ihr vorkam, mit Füßen.

„Zurück!" donnerte jetzt Louis und schleuderte den zum Thier gewordenen, habsüchtigen Blinden mit jugendlicher Kraft bei Seite. „Zurück! Nicht einen Fetzen hier angerührt, nichts hier zerstört!" — „Ich faßte aber ein Buch!" sagte Zeck fast zur Erde taumelnd. „In dem Buch liegt der Schein. Es ist ein Doctorbuch. Ich habe den Schein nie selbst gesehen, aber vor zwei und zwanzig Jahren hat sie ihn mir vorgelesen." — „Was ist das für ein Buch?" sagte Louis, sich mit Ruhe und Fassung zu Ursula wendend und Eins nach dem Andern vornehmend.

Als die Alte das Buch sah — es war ein Gesangbuch mit goldenem Schnitt — fing sie an zu zittern. „Was habt Ihr?" fragte Louis. Ursula stöhnte und fing zu schluchzen an. Alle starrten vor Befremden. Die Alte nahm das Halstuch ab und trocknete sich damit die Augen. Das Gesangbuch hüllte sie dann in das Tuch. Murray hielt sich still und stützte den Kopf

auf. „Warum weint Ihr, Ursula?" fragte Louis. Statt der Antwort machte die Alte Töne, als ahmte sie Kirchenglocken nach. Zeck schien erschrocken und wandte sich ab. „Das ist ein Gesangbuch, mit dem man Sonntags in der Frühe in die Kirche geht," sagte Louis. — Die Alte nickte und fuhr rasch fort: „Es ist gleich neun — der Pfarrer wartet schon — ha ha — da, den Strauß hatte sie in der Hand —" — „Louis griff nach einem verwitterten, ganz vermoderten alten Blumenstrauß, den Ursula in der Hand hielt — „Ha!" schrie Ursula auf. „Da! Da! Da! Da liegt sie! Unten! Ha, ha, ha!" — „Wer?" fragte Louis wiederholt. — Statt zu antworten, trat Ursula scheu an Louis heran und flüsterte, indem sie hinterwärts, etwa nach der Richtung der Sägemühle hinzeigte: „Da! Da!" — „Wovon sprecht Ihr denn, Frau? Besinnt Euch!" — Sie sang wieder Glockentöne und setzte sich dabei, weil ihr schwach wurde. Zeck schwieg erstarrt.

Louis behielt das Gesangbuch und den Blumenstrauß zurück, sah aber, daß ihm Murray einen Wink gab, den Bruder zu beobachten. Dieser hatte seit dem Gesangbuch, seit dem Glockenton, seit der Erinnerung an einen Sturz vom Felsen seine Kraft verloren. Er stand wie ein taumelnder, bewußtloser Stier, den die Axt des Fleischers zwar die Stirn getroffen hat, aber der noch nicht völlig ohne Leben ist. Nur krampfhaft streckte er die Hand hinaus, als wollte er diese hier unvermuthet getroffenen Gegenstände, fassen, die Louis betrachtet hatte. So blieb ihm die Hand fast wie hängen.

Murray wagte nicht den Gedanken auszusprechen, daß hier eine Schuld, eine Mitschuld an irgend einer Unthat vorläge. Wußte er doch nicht, worauf sich diese Andeutungen, diese Reliquien bezogen! Aber Erstaunen mußte es ihm verursachen, daß der Schmied ruhig geschehen ließ, wie Louis im Schrank weiter suchte und forschte. „Ich finde nichts," sagte Louis. „Da ein Kamm von Schildpatt mit weißem Elfenbein verziert —" — Bruder und Schwester erwiderten nichts. — „Ein schöner Kamm!" sagte Louis. „Trugt Ihr den früher, liebe Frau?" — Ursula meinte: „Er brennt ja." — „Der Kamm brennt? Wie kann der Kamm brennen?" fragte Louis. — Murray horchte hoch auf. — „Fragt Den da," sagte Ursula und zeigte auf den Blinden, der in der That den Kamm so von sich weghielt, als stünde er in Flammen. Sein Athem keuchte. Er kam aber allmälig wieder in Bewegung und suchte das Fenster. Dem zum Tod erschrockenen, über diesen Inhalt des Schrankes entsetzten Blinden kam Ursula zuvor, riß das Fenster auf und rief: „Ihr

erstickt, Leute! Macht fort! Fort! Der Kamm brennt! Die Stube brennt! Die Gardine! Linchen brennt! Jakob! Jakob!"

Weiter konnte Ursula nicht. Jakob Zeck, der wüthende Blinde, warf sich auf die Sprecherin, wie man das erste Beste auf einen brennenden Gegenstand wirft, um die Flamme zu ersticken. Er warf die Alte zu Boden und trat sie. Murray hielt sich nicht länger. Er sprang auf, faßte den Blinden rückwärts und schleuderte ihn mit einer Kraft zurück, über die Louis erstaunen mußte. Louis steckte den Kamm zu sich, dann schloß er das Fenster, ohne darauf zu achten, daß es ihm war, als hörte er in der Ferne Pferdegetrappel. Er erstaunte über Murray, der im Begriff schien, sein Incognito aufzugeben, und jetzt mit dem Terzerol in der Hand dastand. Der Anblick dieser Papiere, die vielleicht über seinen Sohn Auskunft geben konnten, ergriff Murray so gewaltig, daß er den auf dem Boden wühlenden Bruder mit Füßen stieß und sich schnell der Papiere, die er zusammenraffen konnte, bemächtigte. Zeck, der im Ringen mit ihm bemerkte, daß es nicht Louis gewesen, der ihn niedergeworfen, erhob sich und hielt seinen Hammer empor. In der Linken das Gesangbuch, in der Rechten seinen Hammer, rief er, die Besinnung verlierend: „Mörder! Diebe! Ursula, laß die Hunde los!"

„Die Papiere heraus!" donnerte Murray. „Ihr seid Mörder! Ursula sprich! Wer verbrannte? Wer stürzte vom Felsen?"

In diesem Augenblick aber nahte sich der wüthende Zeck mit seinem Hammer, holte aus und würde in seinem Irrthum unfehlbar Louis, der ihm zunächst stand, tödtlich getroffen haben, wenn ihn nicht Murray mit der Linken — in der Rechten hatte er das Terzerol — ergriffen hätte.

„Halt' ihn! Halt' ihn!" schrie Ursula. „Er weiß es! Nantchen's Gesangbuch! Wo ist das Gesangbuch? Linchen's Kamm! Ha, ha! Jakob, nun ist's all' eins! Nun holen sie uns! Sag's, Jakob! Oder soll ich's sagen?"

Murray ließ jetzt die Hand sinken. Aber nur einen Augenblick. Der Blinde hatte die Stelle gemerkt, wo die Schwester stand. Er hörte, daß sie Angaben machte, die auf geheime Verbrechen schließen ließen. Er hob den Hammer, um durch einen tückischen Seitenschlag der Schwester im Nu den Mund für immer zu schließen.

Murray folgte aber blitzschnell dieser Bewegung und schoß, ohne lange zu überlegen, sein Terzerol ab. Der Schmied sank getroffen.

Ursula schrie auf. Louis, der in den Papieren des Schrankes suchte, wandte sich und sah das Entsetzliche, das eben geschehen

war — „Erkennst Du mich?" rief Murray dem zurücktaumelnden und zur Erde sinkenden Blinden zu, „erkennst Du mich? Die Stimme Deines Bruders spricht zu Dir! Ursula, hat die Macht des Wahnsinns Deine Sinne denn ganz geblendet? Der sieht mich nicht und erkennt mich und Du siehst mich und weißt nicht, wer mit Dir spricht?"

Der Schmied ächzte. Ursula riß gespenstisch die Augen auf. „Erkennst Du mich, Jakob? So dröhnten die Mauern in unsrer Werkstatt, wie jetzt, als Du die Erde zum letzten Male sahst. Hörst Du mich, den Auferstandenen? Euern Bruder Friedrich?" Der Blinde antwortete nicht — er ächzte nur.

Ursula hielt sich am Ofen fest und erkannte den Bruder nicht wieder. Groß starrten ihre Augen auf ihn herab. Sie sah den Niedergesunkenen, ohne das Geschehene fassen zu können.

„Rettet Euch, Murray! Ihr seid verloren!" rief jetzt plötzlich Louis, der sogleich nach dem Schusse ans Fenster getreten war und die beiden Dragoner hatte heransprengen sehen. In der Ferne hörte er Stimmen. Die Hunde bellten und rissen wie wüthend an den Ketten. „Murray, was habt ihr gethan?" rief Louis. — „Euch und der Schwester, der Unglücklichen, das Leben gerettet. Dieser Elende! Falschmünzer! Mörder!" stöhnte Murray und sank entkräftet, keiner Gefahr achtend, in seinen Sessel.

„Aber was bedeuten diese Bewaffneten? Ist es auf Euch abgesehen? Ich beschwöre Euch! Flieht! Das Walddunkel wird Euch schützen!" rief Louis. Aber statt aller Antwort erhob sich Murray noch einmal und trat dicht vor Ursula mit den Worten, die er ihr donnernd zurief: „Ursula, hast Du meinen Sohn ermordet?" — Die Alte schüttelte den Kopf. — „Ist das Kind todt? Verbrannt? Vom Felsen gestürzt?" — Ein Augenblick Zeit war noch übrig; schon standen die Dragoner an der Thür und lärmten. Menschen liefen quer über die Wiese herüber. „Ist Paul Zeck todt?" wiederholte Murray. Die Alte schüttelte den Kopf.

„Ah!" sagte Murray. „So hab' ich noch Pflichten und sollte noch leben! Nein Freund, dieser Ueberfall gilt mir! Man ahnt, wer ich bin. Sehen Sie, ich erkenne die beiden Häscher, die mich schon einmal verhafteten. Wohlan! Nach dem Tode dieses Elenden dort, zu dessen Richter mich Gott bestellte, bedarf ich einen Ort der letzten Sammlung! Leben Sie wohl, Louis, und wenn Sie vielleicht aus diesen Papieren erfahren könnten —" — „Murray!" mußte Louis mit überströmendem Gefühl rufen und sich schmerzzerrissen an des unglücklichen Mannes

Brust werfen. Murray küßte ihm die Stirn. Eine Thräne quoll aus seinem Auge.

Aber nur kurz war dieser Augenblick; denn schon war Murray ergriffen und die Scene verwandelte sich in eine Verhaftnahme, wie sie mit Rücksicht auf die obwaltenden Umstände nur stattfinden konnte. Da ein Verwundeter, dort ein Schrank erbrochen, der gesuchte zweideutige Engländer mit einem Mordgewehr in solcher Situation — Louis hatte alle seine Kraft zusammenzunehmen, um der Gewalt dieser ihn selbst im sonderbarsten Lichte darstellenden Scene nicht zu erliegen.

„Schont diesen Mann!" rief er und drängte die beiden Gesellen, die bei Zeck gearbeitet hatten, zurück. „Wer seid Ihr, daß Ihr wagen dürft, hier einzudringen?" — „Bei Mördern und Dieben ist Jeder zur Hülfe berufen," sagte der Eine. „Uebrigens sind wir Diener der Gerechtigkeit . . ." Es waren Mullrich und Kümmerlein, die Polizeidiener.

Pfannenstiel, der ebenfalls anwesend war, bestätigte, daß Beide mit dem Auftrag hierhergekommen waren, diesem Mann mit der schwarzen Binde, der sich Murray nenne und für einen Engländer ausgäbe, in seinen Unternehmungen um das Schloß Hohenberg aufzupassen. Schlimmeres könnte man wohl nicht antreffen, als hier den Vorfall im Forsthause. Herr Louis Armand würde von seiner Zeugenaussage Umstände haben.

„Diese wird einfach sein," sagte Louis. „Der edle Mann hat mir und jener Frau das Leben gerettet." — „Den Hammer sah ich in des Blinden Hand," bestätigte Pfannenstiel. „Das ist richtig. Die Umstände kann man nicht genau genug aufnehmen —"

Indem wurde Murray zwischen die beiden Dragonerpferde genommen und gefangen fortgeführt. Louis umarmte ihn noch einmal. Die Umstehenden machten eine eigene zwischen Spott und Erstaunen gehaltene Miene, als Murray noch die Worte sprach: „Mein Freund, trauern Sie nicht! Sie kennen meine Lehre, meinen Glauben! Ich dulde gern, denn ich weiß, wofür ich dulde! Geh' es Ihnen wohl! Sie haben in ein Leben, in Verhältnisse geblickt, über die man nur zu rasch ein Kreuz schlägt und sagt: Da ist nichts zu ändern! Holen Sie sich das Bewußtsein aus ihnen, ein reiner, mit Ihrem Innersten einiger Mensch zu sein! Gottes Geist erleuchte Sie! Wirken Sie Gutes! Und wollen Sie meiner gedenken, so gedenken Sie, daß der Zweck unsrer Reise erreicht ist. Wir wissen, daß Paul lebt! Die letzten Antworten Ursula's waren erleuchtet. Dafür dank' ich Gott und Ihnen!"

So schied Murray und schritt zwischen den Pferden und den Sporen der Reiter voll Demuth hin. Mullrich und Kümmerlein,

die ihre Prämie verdient hatten, folgten mit spöttischem Blick auf Louis Armand, den nur seine Beziehung zum Fürsten und Premierminister schützte. Pfannenstiel half diesem, den bewußtlosen Blinden in eine Nebenkammer auf ein Bett tragen. Ursula saß am Ofen und schien von Allem, was sie umgab, nicht mehr viel zu bemerken. Dann folgte Pfannenstiel den Uebrigen und versprach, einen reitenden Boten nach Randhartingen zu schicken, um den Doctor Reinick zu holen.

Als Louis dann mit dem ächzenden Blinden und mit Ursula allein war, befiel ihn eine Furcht, die er vorher nicht gekannt. Ursula ließ es ruhig geschehen, daß er die zerstreuten Papiere, das Gesangbuch, den Kamm, den Blumenstrauß zusammenraffte und zu sich steckte. Vor den Gläsern entsetzte er sich und mochte sie nicht anrühren. Ursula saß in der Kammer neben dem Bruder, dem nur ein kundiger Arzt helfen konnte. Sie ließ das Haupt hängen und schien selbst, hochbelagt wie sie war, ihrem Ende nahe. Sie versprach, Louis' Weisungen zu folgen, holte Wasser, sprach von Umschlägen, die sie machen wollte, that aber nichts, es war alles an ihr nur mechanische, gedankenlose Bewegung. Es kamen Leute vom Dorfe, um den Verwundeten abzuholen. Man trug ihn in einem großen Korbe. Louis folgte.

Inzwischen war Schnee gefallen. Ein Leichentuch bedeckte die Erde. Wohin auch Louis blickte, sah er die weißen Schimmer des Winters.

Ende des dritten Bandes.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.